

Heimatkundliche Blätter Balingen



Jahrgang 25

31. Januar 1978

Nr. 1

Die Römer auf dem Kleinen Heuberg

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Eine noch größere Bedeutung hatte die Straße Vindonissa—Arae-Flaviae—Sumeiocenna, die auf dem Häsenbühl die Straße Sulz—Lautlingen—Laiz kreuzte. Die Süd-nordstraße zweigte von der Straße Rottweil—Sulz rechts des Neckars (am Fuß der Kreuperberge entlang) ab. Sie erreichte östlich Gößlingen (660 m) die Liasstufe und zog fast 4 km schnurgerade südlich an Täbingen vorüber und über die harten Arietenfelsen im Schlichemtal bei Dautmergen. Wieder auf der Höhe angelangt, verlief sie auf 900 m an der heutigen Markungsgrenze Dautmergen—Dormettingen. Auch weiter nordnordöstlich geradlinig durch den Wald! Bei den Grabhügeln hielt sie sich auf 250 m an die heutige Markungsgrenze Dormettingen—Geislingen (bis 1938 Oberamtsgrenze) und weiterhin an Gewannsgrenzen.

Schon mehrfach wurde auf diesen Höhen die Römerstraße angeschnitten. Auch in Richtung des Waldes „Schopflen“ verlief sie an heutigen Grenzen. Im Walde fehlen zwar noch die Spuren der Straße. Am trockenen Südosthang des Wamberges benutzt heute noch ein in gerader Linie nach Nordost ziehender Weg die einstige Straße. Die heutige Straße Geislingen—Rosenfeld wird überquert. Nordöstlich Erlaheim bildet die Römerstraße auf 300 m wieder den Waldrand und zieht dann durch den Wald, um an der früheren Kreis- und Landesgrenze nach Ostnordost abzuwinkeln und in Richtung Owingen—Rottenburg weiterzuziehen (s. auch KBS. I S. 194).

Die Straße Rottweil—Häsenbühl—Rottenburg vermittelte den Verkehr zwischen der Schweiz und dem mittleren Neckarland. Rottweil und Rottenburg waren an dieser vielbefahrenen Strecke die einzigen größeren Siedlungen. An dieser 45 km langen Straße muß man ein Rasthaus annehmen, das ungefähr in der Mitte lag und dies wäre der Straßenknotenpunkt Häsenbühl, der von großer militärischer Bedeutung war.

Ein römisches Denkmal auf dem Kleinen Heuberg

50 Schritte vom Rande des Waldes „Schopflen“, auf aussichtsreichem Rücken der Flur Heuberg (662 m), stand auf der Südostseite der Römerstraße ein großes stattliches Denkmal mit monumentaler Inschrift eines Kaisers. Wilhelm Frommer vom Häsenbühlhof war beim Pflügen auf der gepachteten Parzelle 3119 (Gemeinde Binsdorf), über die die Römerstraße zog, auf Steine gestoßen, die auf dem Positionsschiefer ortsfremd waren, nämlich auf Stubensandsteine (vom Fuß des Kleinen Heubergs). Es lag deshalb nahe, daß Prof. Oskar Paret die Reste irgend eines Denkmals vermutete. Er untersuchte daher 1952/53 die Fundstelle der Stubensandsteinbrocken und legte einen 5 m breiten



Kaiserinschrift vom Denkmal beim Häsenbühl

Graben an. Dabei stieß er auf eine Sandsteinplatte, die sich als Inschrift erwies. Sie lag nur 15—20 cm tief, so daß sie der Pflug etwas beschädigt hat. Es ist die linke Platte einer mehrzeiligen Inschrift (Länge der Platte 67 cm, Höhe einschließlich des Bruchstücks 74 cm, Dicke 12—14 cm), die sich heute mit andern Resten im Heimatmuseum Balingen befindet. Die erste und die zweite Zeile der Inschrift des Bruchstückes beginnen je mit IMP (= Imperator). Von der dritten Zeile ist als zweiter Buchstabe noch ein „O“ erhalten (12 cm hoch) (s. Bild). Auf der Rückseite der Platte befindet sich am oberen Rand eine flache, schwalbenschwanzförmige Einarbeitung für einen Dübel zur Befestigung der Platte am Bauwerk.

Dieses Fundstück zeigt das Bestehen eines mächtigen Denkmals an, dessen Sockel von sechs mal 13 m in sechs m Abstand von der Römerstraße und parallel zu ihr stand. Erhalten waren bei der Grabungsaubeute nur noch ein in vier kleinere Blöcke geteilter Quader, Bauschutt, Sandsteinbrocken gegen die Straße hin, die mit Fries, Blattwerk usw. verziert waren. Im Schutt fanden sich Reste von Sigillatgefäßen, einer Reibschale, von Krügen, Ziegelbrocken und ein kleines Bruchstück einer bronzenen Bügelfibel (Fundberichte 1952/54).

Dieses Denkmal, das größte rechts des Rheines, an hervorragender, weithin sicht-

barer Stelle, muß aus einer Zeit stammen, in der der Straßenknotenpunkt Häsenbühl von besonderer politischer Bedeutung war (Paret). Über den Anlaß der Errichtung

Veranstaltungen 1978

Exkursionen:

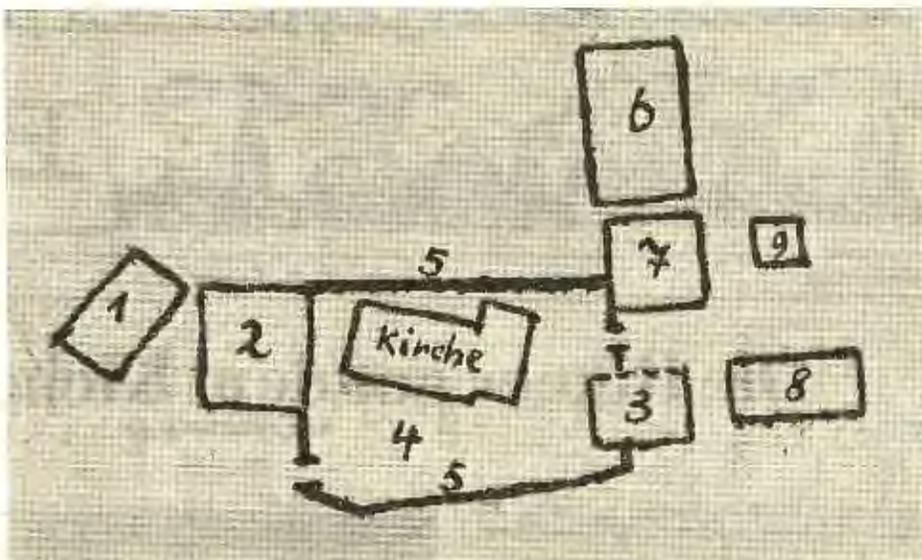
- 29. 4. — 1. 5.: Oberschwaben, Vorarlberg (Roller)
 - 19. — 24. 6.: Hohenlohe (Wedler)
 - 30. 7.: Botanische Exkursion in den Hegau (Stoffler)
 - 20. 8.: Südlicher Schwarzwald (Scheerer)
 - 24. 9.: Melchingen, Gammertingen, Hettingen (Dr. Stettner)
 - ?: Geologische Exkursion (Bader/Munz)
- Anmeldungen bei Geschäftsführer F. Bukenberger, Balingen, Schumannstraße 14, Telefon 21129.

Vorträge:

- 18. 2.: Lichtbildervortrag: Botanisches aus den Naturschutzgebieten Irndorfer Hardt und Untereck (Faßnacht). Termine und Themen für weitere Vorträge werden in der Presse bekanntgegeben.

dieses Denkmals lassen sich nur Vermutungen anstellen. Man könnte an die Vollendung des Straßenbaus im neueroberten Gebiet denken, also mit Besetzung von Rottenburg und des mittleren Neckars. Dann würde seine Errichtung in die Zeit zwischen 85 und 90 n. Chr. und damit in die Regierungszeit des Kaisers Domitian (81-96 n. Chr.) fallen. Doch wahrscheinlicher ist, daß das Denkmal sich auf die Einrichtung der Provinzen Obergermanien und Rätien bezieht, deren Grenze etwa hier durchzog. Paret ergänzte u. a. die 1. Zeile der Inschrift, wenn man sie Domitian zuschreibt, folgendermaßen: „IMP [CAESAR DIVI VESPASIANI F. DOMITIANVS AUG. GERM. PONT. MAX. TRIB. POT. (V)].“

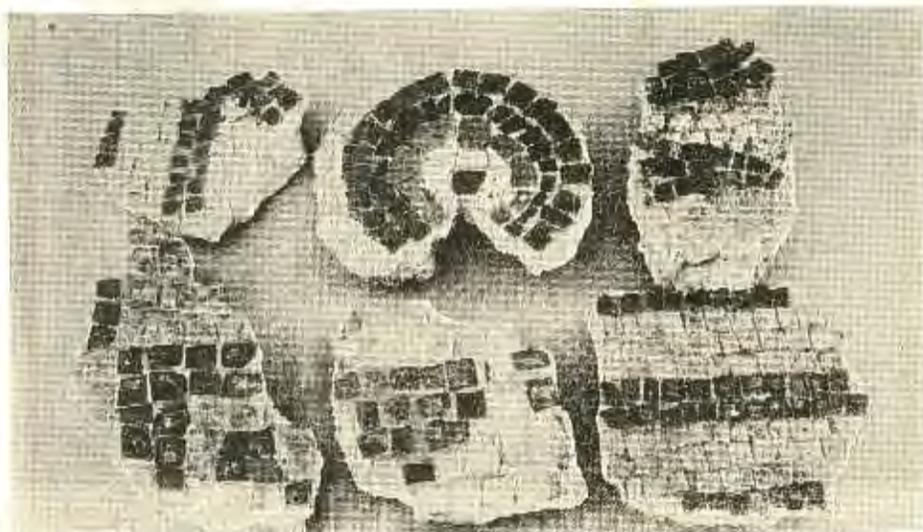
Die Inschrift war gegen die Straße gerichtet und dürfte auf dem mehrstöckigen Bau, dessen Steine wohl in der Nähe im Süßenbachtal gebrochen wurden, weit ins Land hinausgeschaut haben. Den Alamannen hat das große Denkmal als Grenzpunkt gedient. Die Grenze der einstigen Oberämter Balingen und Sulz verlief auch über die Fundamentgrube. Als dann im Mittelalter Kirchen und Burgen in Steinbau ausgeführt wurden, dienten bis in die Fundamentgrube hinab die behauenen Steine als Steinbruch. Übrig blieb nur eine



vortretenden Eckbauten eine Säulenhalle vorgesetzt. Schon 1808 stieß man in der Flur „Saibs-

chen Pferde beim Pflügen in die Heizanlage ein. Wie bei andern römischen Bädern war auch bei dieser Heizung der Terrazzo-Fußboden auf Reihen von 60 bis 80 cm hohen Backsteinpfählern. Von einem Feuerungsraum verteilte sich die erwärmte Luft in diesem unterirdischen Raum und unter dem Putz der bemalten Wände des Baderaumes. Auch bei **Zimmern unter der Burg** finden sich auf dem „Talberg“ Spuren eines römischen Gehöftes.

In **Leidringen** stehen die Peterskirche und die sie umgebenden Häuser auf der Stelle eines römischen Gutshofes (s. Zeichnung). Seit 1875 wurden hier immer wieder römische Spuren entdeckt. Schon damals stieß man beim Haus Nr. 6 beim Kellergraben auf Baureste mit Hypokaustum, einen Estrich und Bruchstücke eines Mosaikbodens. 1936 traf man bei der Vergrößerung des Kellers erneut auf das Hypokaustum und auf Mosaik in schwarz, weiß, rot und gelb (s. Bild). Beim Haus Nr. 7, einst alte Lehrerwohnung, wo 1885 und 1914 ein Keller mit Türgestell aufgestellt wurde, waren die Pfeilerchen aus quadratischen Backsteinplatten. Dort dürfte das römische Wohnhaus gelegen sein, von dem die starken Sandsteinsäulen mit dem reich gezierten Kapitell stammen (Landesmuseum). 1949 traf man unter der Nordhälfte des Kirchenschiffes beim Einbau einer neuen Heizung auf die Heizan-



Teile eines römischen Mosaikbodens von Leidringen

Trümmerstätte von Sandsteinbrocken, über die später Buschwerk wuchs. Erst nach der Aufdeckung im März 1953 konnte Paret den großen vierteiligen Block gegenüber der Fundgrube aufstellen lassen, der noch von der verschwundenen Pracht des großen römischen Denkmals zeugt. Er wird die Erinnerung an ein wichtiges Ereignis in der Geschichte unserer Heimat wachhalten.

wiesen“, 1 km östlich **Binsdorf**, auf die Reste eines Badgebäudes, auf eine Heizanlage, ein Hypokaustum. Um 1880 bra-

Die römischen Siedlungen auf dem Kleinen Heuberg

Die Bevölkerung des Kleinen Heubergs waren während der Besatzungszeit der Römer Kelten, die nach Sprache, Sitte und Religion wie überall im Lande Kelten blieben. Die Römer errichteten nach ihrer Technik statt der Holzbauten in Stein gebaute Häuser an mehreren Stellen des Kleinen Heubergs, die römischen Gutshöfe, ländliche Villen. Sie bestanden aus mehreren Bauten: dem stattlichen, oft schloßartigen Wohnhaus, dem Badgebäude, dem meist mauerumschlossenen Hof, den Ställen, Scheunen und Schuppen.

Wie ein römisches Wohnhaus ausgesehen hat, zeigte noch bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine Ruine auf dem 4 km südwestwärts Leidringen gelegenen Klosterbühl. Dem rechteckigen Wohnbau ist an der Südfront eine von zwei turmartigen



Restauriertes Rosenfelder Römerbad

Foto: Heidi Rein

lage des römischen Bades mit 62 cm hohen Steinpfeilerchen. So mag also der Weg an der Nordseite der Gärten die Mauern bergen, die einst an der Hofmauer entlang geführt haben. Pfarrhaus und Kirche stehen im Südteil des Gutshofes (KBS, II S. 492). 1895 wurde auf der Markung Leidringen auch eine Bronzemünze des Kaisers Hadrian gefunden.

Etwa 500 m nördlich der Altstadt **Rosenfeld** im Gebiet der Fluren „Steinmauren“ (Name!), „Schloßacker“ und „Weilen“ lag ein großer römischer Gutshof auf einer sanft nach Osten abfallenden Fläche. Schon 1896 wurden hier zahlreiche Sandsteinquadern und dann 1933 ein Stubensandsteinblock mit reich profiliertem Gesims gefunden. Beim Pflügen stieß man 1960 in etwa 20 m Länge auf gemauerte Fundamente. Dann fanden sich immer wieder Ziegel, Scherben und römische Münzen. Auf einer Luftaufnahme vom Jahre 1971 zeichneten sich deutlich die Fundamente von zwei, vielleicht sogar drei Gebäuden ab (Schiek).

Da dieses Gelände mit seiner schönen Fernsicht auf die Alb in ein Neubaugebiet einbezogen wurde, mußte es 1973 durch das Landesdenkmalamt ausgegraben wer-

den. Dabei wurde eine vierflügelige Anlage um einen rechteckigen Innenhof festgestellt (rund 30 auf 40 m). Diese Anlage muß später nach Südosten erweitert worden sein, eine Eingangspforte davor gelegt und die Seitenflügel um mindestens 19,5 m verlängert und sonstige bauliche Veränderungen vorgenommen. („Der römische Gutshof bei Rosenfeld, S. Schiek, 1976).

Das Bad gliedert sich in einen Kaltwasserraum mit tiefer liegendem Becken, einen Heißwasserraum und ein Schwitzbad. Beheizt wurde es vom Feuerraum durch einen Kanal (s. Bild). Die große Anlage dürfte wohl einem reichen Herrn gehört haben.

Durch die Initiative des Vereins zur Förderung Rosenfelds konnte ein Teil des Gutshofes mit dem Bad erhalten und in Zusammenarbeit mit dem Regierungspräsidium Tübingen und dem Landesdenkmalamt restauriert werden.

Die römische Zeit liegt weit über anderthalb Jahrtausende zurück und war nur von kurzer Dauer. Aber auf mehrfache Weise wirkt sie noch nach, wie aus dem Ausgeführten hervorgehen mag. Wichtig aber ist die Tatsache, daß die antike Kultur die Grundlage der abendländischen Kultur geworden ist.



Karl der Kühne mit Goldenem Vlies

nüchtern und vor allem hochmütig, zwar vielseitig begabt, auch künstlerisch, doch er konnte auch fromm sein. Was aber bei seinen stundenlangen Meditationen und Gebeten in seinem Herzen vorging, läßt sich nicht nachprüfen. Er war ein typischer Repräsentant jener zwiespältigen Zeit des 15. Jahrhunderts, die den damaligen Menschen erlaubte, ohne Skrupel grausam und mild, kleinlich und hochherzig, stur und großzügig oder schroff und verständig zu sein. In einer solchen Zeit und einer Zeit des Verfalls des Rittertums kann man verstehen, daß trotzdem oder gerade deshalb der Wunsch nach hohen Idealen, wie sie in der Blütezeit des Rittertums lebendig waren, wieder aufkam. So sollte der neu gegründete Orden neben Tapferkeit, Edelmut, Schonung der Feinde und anderen ritterlichen Tugenden mit humanitärer Tendenz auch die Anbetung Mariens und des Apostels Andreas, der der Schutzpatron des Ordens wurde, und überhaupt den Glauben an das Christentum pflegen. Dazu kam die Wiederbelebung des Kreuzzugsgedankens.

Die 66 Artikel des Ordensstatuten wurden am 22. November 1431 beim ersten feierlichen Kapitel in Lille verkündet und zwar in burgundischer Sprache, was die Bedeutung Burgunds in jener Zeit veranschaulicht. Der Ordensmeister war natürlich Philipp II. und sollte in Zukunft immer der Herzog von Burgund sein. Da die europäische Elite im Orden vereinigt war und die Erziehung einiger Söhne der Herrscherhäuser, wie etwa Karls V., Philipps II. von Spanien, des Prinzen Wilhelm von Oranien u. a. am burgundischen Hof stattfand, erkennt man deutlich die politische Absicht des Gründers, mit dem Orden zugleich ein dirigistisches Moment zu schaffen, um die Politik im Sinne Burgunds zu lenken. So galt z. B. der Treubruch gegenüber dem Herzogshaus als Grund für den Ausschluß aus dem Orden, und so wurde zu Anfang auch zuerst ein Stamm von ergebenen Gefolgsleuten in den Orden aufgenommen. Die Zahl der Mitglieder war zunächst auf 31 beschränkt, stieg aber in den nächsten Jahrhunderten auf 61 an.

Man darf die Bedeutung dieses Ordens, von denen es in jener Zeit noch andere gab, nicht unterschätzen. Den weltlichen Ordensgründungen gingen zur Zeit der Kreuzzüge die Gründungen der geistlichen

Der Orden vom Goldenen Vlies

Höchster Orden von Burgund und den Monarchien von Spanien und Österreich

In Rottenburg steht gegenüber dem Treppengiebel des Bischöflichen Palais auf einer Brunnensäule eine barocke Ritterfigur, die den Kettenorden des Goldenen Vlieses trägt. Die Gestalt wird als Kaiser Maximilian I. gedeutet, der diesen Orden trug und auch 1498 und 1504, als Rottenburg habsburgisch war, dort zu Besuch gewillt hat. Von einem ungeeigneten Bildhauer geschaffen, stimmt diese Figur mit den Vorstellungen und Bildern des „letzten Ritters“ Maximilian keineswegs überein.

Wie entstand dieser „Orden des Goldenen Vlieses“, der noch heute, wenn auch sehr selten, verliehen wird? Er erinnert an die griechische Mythologie vom Goldenen Vlies und vom Argonautenzug. Phrixos und seine Schwester Helle, Kinder des Athamas und der Nephela, die auf Betreiben ihrer Stiefmutter Ino geopfert werden sollten, flohen auf einem Widder mit goldenem Fell durch die Lüfte. Helle stürzte dabei ins Meer (Hellespont), Phrixos aber kam nach Kolchis am Kaukasus, wo der Widder geopfert, sein Fell im Hain des Aries an einem Baum aufgehängt und von einem Drachen bewacht wurde. Das war im Land des Königs Aietes. Der Widder (Aries) erscheint seither als Sternbild am nördlichen Abendhimmel. Die Argonauten, zu denen zunächst auch Herakles, dann Theseus, die Dioskuren und viele andere gehörten, führen mit ihrem Schiff Argö unter Führung Jasons nach Kolchis, um das Goldene Vlies zurückzuholen. Unterwegs mußten sie viele Abenteuer bestehen. In Kolchis gelang ihnen die Entführung des Vlieses nur mit Hilfe Medeas, der Tochter des wortbrüchigen Königs Aietes. Beinahe noch größer waren aber die Abenteuer der Heimfahrt, die sie jedoch trotz mancher Verluste glücklich überstanden.

Diese Heldentaten mögen den Stifter des Ordens vom Goldenen Vlies, Philipp II. (den Guten) von Burgund (1404–67), zu dieser Namensgebung bewegt haben. Der Anlaß dazu war die lang erwartete Geburt seines Sohnes, Karls des Kühnen, von sei-



Maximilian mit Goldenem Vlies (Rottenburg) Fotos: Wedler

ner dritten Gemahlin Isabella von Portugal im Jahr 1430. — Böse Zungen behaupten allerdings, daß ihn die goldenen Haare einer seiner 24 Geliebten auf den Namen gebracht haben, oder aber der blühende, goldene Wollhandel der Niederlande, die damals zu Burgund gehörten. Auch „Gideons Fell“ in Kapitel 6 des Buches Richter wird zur Deutung herangezogen. Es liegen also vier unbewiesene Motive der Namensgebung vor.

Philipp II., der seinen Beinamen „der Gute“ keinesfalls verdiente, war hart, kalt,

Ritterorden voraus, so entstand 1113 der Johanniterorden, 1119 der Templerorden und 1198 der Deutschritterorden. Und dann entstanden 1348 der Hosenbandorden durch Eduard III. von England, 1351 der Sternorden durch Johann den Guten von Frankreich, 1362 der Annunziatenorden durch Amadeus VI. von Savoyen, der ungarische Drachenorden, der aragonesische Kannenorden, der zyprische Schwertorden, der Katharinenorden vom Sinai, der Orden vom Hl. Grab und manche andere, und das hielt an bis ins 16. Jahrhundert hinein. Es war Mode geworden, daß jeder Fürst seinen eigenen Orden hatte, und sogar der hohe Adel gründete Ritterorden. Philipp wollte sich in seinem Hochmut den ersten Platz im Rang dieser Orden erwerben.

Der Dichter Michault Taillevent sagte zur Gründung des Ordens vom Goldenen Vlies, daß Philipp ihn „nicht zum Spiel noch zur Ergötzung, sondern darum“ gegründet habe, „daß zuallererst Gott Lob erwiesen werde, und den Guten Ehre und hoher Ruhm“. Und Guillaume Fillastre spricht in seinem Werk über das Goldene Vlies Karl den Kühnen an: „Euer Vater hat diesen Orden nicht, wie gesagt, als müßiges Ding errichtet“. Daß diese Motive aber in erster Linie „Aushängeschild“ waren, ist schon angedeutet worden.

Die Regelung der Geschäfte, die Zeremonien, der Aufnahme neuer Mitglieder, den Ausschluß, den Beschluß neuer Statuten usw. übernahmen der Souverän, das Ordenskapitel, der Kanzler und der Schatzmeister. Das letzte Ordenskapitel wurde im Jahr 1559 in Gent durchgeführt, dann übernahm der Ordensmeister diese Aufgaben allein. Mit dem Tod Karls des Kühnen in der Schlacht bei Nancy im Jahr 1477 übernahmen die spanischen Habsburger dieses Amt.

Goldenes Vlies (Österreichischer Interimsorden)
Karl I. (V.). Und als diese im Jahr 1700 ausstarben, verlieh der Bourbonne Philipp V. von Spanien diesen Orden erstmals im Jahr 1701. Auch der spätere Kaiser Karl VI. von Österreich ließ sich dieses, den Habsburgern angestammte Recht, nicht nehmen und verlieh den Orden von 1712 an ebenfalls. So bestanden zwei Orden gleichen Namens, die aber keine Beziehung zueinander haben, obwohl ihre Ordenszeichen fast dieselben sind. Der Ordenschatz und das Archiv befinden sich seit 1797 in Wien (vorher in Brüssel). In beiden Monarchien war dieser Orden die höchste Auszeichnung. Und die Kronbewerber von Österreich und Spanien verleihen den Orden auch heute noch. Er ist seit 1680 der einzige Kettenorden ohne zugehörigen Bruststern.

In der österreichischen Interimsdekoration des Goldenen Vlieses stehen die lateinischen Worte „PRETIUM LABORUM NON VILE“ = Nicht wohlfeil ist der Mühe Preis.

Literatur: J. Huizinga: Herbst des Mittelalters 1952; H. Domke: Burgund 1970.

Kurt Wedler

Eine Wanderung durch den Randen und über die Berge des Klettgaus

Von Karl Maier

Nachdem ich vor Jahren den Schwarzwald auf dem Westweg durchwandert hatte, wollte ich mit der heimatlichen Alb nicht nachstehen. In vier Etappen hatte ich die Bergkette der Albmauer vom Ipf bis zum Lupfen abgegangen. Nun fehlte noch das letzte Stück vom Wartenberg zur Küssaburg, von der Baardonau zum Hochrhein. „Vom Ries zum Randen“ heißt es im Lied unseres unvergessenen Wanderprofessors Eugen Nägele. Nun besteht aber das Massiv des Randen und die Berge des Klettgaus aus demselben Jurakalk wie unsere Schwäbische Alb, und die Bewohner sind hüben wie drüben Schwaben. So wollte ich keinen Unterschied machen und der ganzen Schwäbischen Alb meine Reverenz erweisen. Ich besah vom Wartenberg und Fürstenberg die dörfliche Baar und die Mäander der Donau, ich bestaunte auf der Hochfläche der Länge den nunmehr ausgebauten Fernsehturm Längenwiese, ich blickte vom Westgipfel des Eichbergs in die gewaltige Werkstatt der Natur, wo beim heutigen Achdorf die vom Rhein her stärkere Wutach in enger Schlucht die hochgelegene Feldbergdonau anzapft und deren Oberlauf zu dem ihrigen gemacht hat. Ich verfolgte nach dem Überschreiten des Passes vom Altrachtal zum Wutachtal die kühnen Schleifen und Schlingen der Wutachbahn vom Blumberger Tunnel um die Dörfer Epfenhofen und Fützen. Und dann stand ich am Ende des zweiten Wandertages am Randen.

Durch den Randen

Das Blatt Stühlingen L 8316 ist ein zuverlässiger Führer auf Randen; aber es fehlt die farbige Bezeichnung der Wanderlinien. Zwar geht der Ostweg des Schwarzwaldvereins, der hier das Sagen hat, durch das Gebiet, aber nicht längs, sondern quer auf der Linie Stühlingen, Schleithelm, Schloßranden, Schaffhausen. So ist der Wanderer auf die Schweizer Art der Markierung und im Klettgau auf die örtliche Beschilderung angewiesen. Ein kleiner Nordteil des Randen ist deutsches Gebiet. Dazu zählt das Dorf Randen. Es liegt 825 Meter hoch und besteht nur aus einigen Häusern. Man erreicht das Grenzdorf auf einer verkehrsreichen Landstraße, die gegenwärtig noch verbreitert wird und die den Blumberger Raum über Schaffhausen mit der Schweiz und über den Hegau mit dem Bodensee verbindet. Wer das Kartenblatt zur Hand nimmt, der staunt über die vielen Randen, die dort aufgeführt sind. Er wird auch feststellen, daß sie wie Perlen an einer Schnur gelagert sind, so daß man beinahe alle nacheinander passieren kann: Randen, Dorf Randen, Randenhof, Hoher Randen, ehemalige Randenburg mit Aussichtsturm auf dem Schleithelmer Schloßranden, Lang Randen, Hinterranden, Randenhäus, Siblinger Schloßranden mit Turm. Wäre die Randenalb deutsches Wandergebiet und etwa eine Domäne unseres Albvereins, so würde unsere Albmauerlinie über sie wegführen, denn alle diese Randen liegen am Nordwesttrauf des Gebirges mit der Möglichkeit freier Sicht nach Nordwest und West, d. h. wenn der auf der Höhe vorherrschende Nadelwald sie nicht verhindert. Der durchgehende Weg ist aber nur angedeutet und hat außerdem den Nachteil, daß er zu gut ist. Gut für die Holzabfuhr und für die Bewirtschaftung, nicht gut als hartes Kalksträßchen für Wanderfüße. Die Schweiz verfügt eben über großartigere Wandergebiete, und im

Kanton Schaffhausen suchen die Eidgenossen Erholung weniger auf ausgedehnten Wanderungen als im Besuch von schönen Waldwiesen und Höhenplätzen, die mit Bänken und Tischen ausgestattet und beschildert sind.

Ich war gespannt, wie ich in die Schweiz und wieder zurück nach Deutschland kommen würde, jawohl, Deutschland steht auf der Grenztafel im schweizerischen Zurzach wie früher. Der Randenhof und der Hohen Randen sind ebenfalls noch deutsches Gebiet. Um 9 Uhr vormittags erreichte ich den ersten Grenzstein und damit den nördlichsten Punkt der Schweiz. Er steht einsam in einem lichten Gehölz und trägt die Jahreszahl 1839. Der Fußpfad geht dann wieder auf rein deutsches Gebiet zurück und bietet beim Randenhof einen Blick nach Stühlingen und vom Hohen Randen einen dort unerwarteten Schnappschuß nach der andern Seite ins Hegau mit dem Doppelgipfel Hohenstoffeln und dem massigen Hohentwiel. Nach anderthalb Stunden ging's dann endgültig in die Schweiz. Eine Tafel mitten im Hochwald wies nach, daß sich hier ein „Grenzübergang für Fußgänger“ befand. Ein kleines Obertäfelchen sprach mich besonders an: Ostweg nach Pforzheim. Ich betrachtete es als freundlichen Gruß der Heimat. Die Hochfläche des Randen ist, wie gesagt, tannenbewaldet und trägt teilweise stattliche Bäume. Der Bärlauch bildet auf der Höhe ganze Felder, das Binkelkraut ist seltener. Auf den Volkswiesen blüht vereinzelter Löwenzahn neben der Goldform der Schlüsselblume.

Der Besuch des Hageturms, nach der einen Seite mit dem Blick nach Schaffhausen und die Sicht von der Schwedenschanze zum Schwarzwald, waren eine willkommene Abwechslung. Das Glanzstück des Tages und der ganzen Wanderfahrt wurde der Besuch des Randenburgturms des Schleithelmer Schloßranden auf 900 m Höhe. Der eiserne Turm steht an der Stelle der ehemaligen Burg auf einem Sporn, der vom Bergmassiv durch einen tiefen Graben getrennt ist. Da er zuvörderst am Westabfall der Gebirgsmauer steht, bietet er eine umfassende Aussicht. Deutlich war bei sonnigem Wetter der schneeerglänzende Feldberg mit all seinen Türmen zu sehen, rechts davon der Hochfirst, weiter links der Blauen. Im Norden nun ganz deutlich der lange Eichberg, davor der niedrigere Buchberg, nach rechts Fürstenberg und Länge, her- und rückwärts die buchenbestandenen Hänge des Randen, alle noch in den Winterknospen steckend. Über das Randengebinde hinweg die Berge des Hegaus, Hohenhöwen und Hohenstoffeln, den Hohentwiel konnte ich nicht entdecken. Am schönsten war auch der Blick auf das tief zu Füßen liegende Umland, die braunen Flächen der Äcker, das Grün der Wiesen, die gewundenen Straßen, die die Landschaft modellieren.

(Fortsetzung folgt)

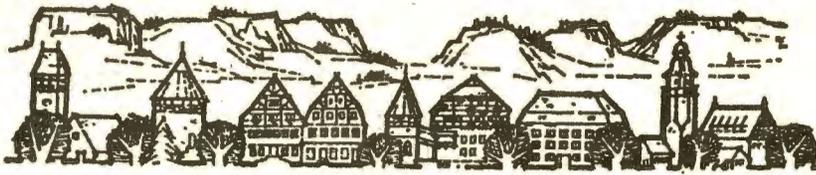
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter Balingen



Jahrgang 25

28. Februar 1978

Nr. 2

Bohnerz auf der Südwestalb

von Fritz Scheerer

Vor etwas mehr wie 100 Jahre spielte die Erzgräberei auf der Albhochfläche unserer Gegend eine große Rolle. Denn damals war die Gewinnung von Bohnerz noch lohnend. Das Eisen mußte im Lande gewonnen werden, dort, wo es Fuhrleute zuführen und man es mit Holzkohle verhütten konnte. Erst das Zeitalter der Maschinen und Eisenbahnen brachte die Bohnerzgewinnung zum Erliegen. 1868 wurde bei Onstmettingen im „Bernloch“ letztmals Erz gegraben.

Heute findet man Bohnerz noch auf den Äckern und an den Hängen unserer Berge, besonders im Lehm der Mulden und Spalten oder erinnert eine Vertiefung in einer Mulde oder Grube im Wald an die alte Zeit der Erzgräber. Die Gewinnung erfolgte bei uns größtenteils im einfachen Tagebau. Man räumte die Füllungen der Trichter aus. So wurde bei Truchteltingen auf den Fluren „Raiden“, „Böllen“ und „Mennesteig“, bei Onstmettingen besonders am „Gockeler“, am „Brunnenbühl“, im „Bernloch“, im „Kohlwinkel“ (Name!) und an anderen Stellen Erz gegraben. Bis zu 15 m tiefe Gruben wurden hier angelegt. Mittels Leitern kletterten die Erzgräber in die Gruben und haspelten dann in Kübeln das Erz empor. Wurde das Loch zu tief oder lohnte sich der Abbau nicht mehr, so ließ man es liegen und suchte anderwärts. Auf den Äckern wurde im Herbst gegraben und die Grube zur Saatzeit wieder zugeschüttet. 1844 wird in Truchteltinger Gemeinderatsprotokollen berichtet, daß die Erzgräber von Lautlingen um Sprießholz nachgesucht haben, da sie derzeit auf dem dortigen „Hörnle“ Erz graben möchten. Der Gemeinderat beschloß dann: „Es ist diesen Leuten solch Sprießholz auf dem Hörnle aus der Gemeindegewaldung zu geben. Die Erzlöcher müssen aber die Erzgräber wieder einebnen“.

Um das Erz von dem anhaftenden Lehm zu befreien, mußte es gewaschen werden. Die Erzwäsche war in Onstmettingen ursprünglich bei der einstigen Dorfwindmühle, am Zusammenfluß der beiden Schmiedearme. Hier war die Schmiedea gestaut. Um 1840 wurde sie dann an den „Dischbrunnen“ verlegt. In Kübeln von 240 Pfund wurde das gewaschene Erz den Schmelzwerken zugeführt, von Fuhrleuten, vor allem durch Truchteltinger Fuhrleute. Der Heuberg belieferte besonders die Schmelzhütte Harras bei Wehingen, die Zollernalb die von Ludwigstal bei Tuttlingen. So lieferte Onstmettingen zwischen 1850 — 1860 jährlich etwa 4000 Kübel Bohnerz an den Hochofen Ludwigstal, wo daraus etwa 160 Tonnen Eisen gewonnen wurden. Das brachte eine jährliche Einnahme von rund 2000 Gulden. Dies war für die Bauern der klimatisch benachteiligten Gegend in der arbeitsarmen Zeit eine willkommene Einnahme. In Ebingen und Lautlingen wurde je etwa ein Drittel dieser Leistung erzielt.

Eine andere Eisenhütte war in Tiergarten oberhalb Sigmaringen im Donautal. Die von Harras wurde schon 1832 stillgelegt, die von Ludwigstal 1861. Nach der letzten Stilllegung lieferte Onstmettingen nach Friedrichstal bei Freudenstadt. Im Ort saß damals ein staatlicher Aufseher für die Gruben, die nach Aufgabe des Grabens oft nur mit Balken abgedeckt wurden. Die Balken verfaulten aber bald, so das die Gruben eine Gefahr darstellten.

Bohnerz wurde schon in der Eisenzeit, also ein Jahrtausend v. Chr., gesammelt und ausgeschmolzen. Da und dort kommen noch die alten Schlacken aus dieser Zeit zum Vorschein, so bei uns auf dem Plettenberg. Beim Bohnerz handelt es sich um braune Bohnen (Name „Bohnerz“) und Kügelchen in allen Größen, von schrotbis zu faustgroßen Stücken, in allen Farbschattierungen vom Gelbbraun über Rotbraun zu Schwarzbraun und Schwarz. Das Erz war etwa 1 1/2 mal so schwer als der Kalkstein und enthielt 28-44 Prozent Eisen, so daß man rund 1/3 des Gewichts als Eisen gewinnen konnte. Beim Zerschlagen einer Bohne fällt der schalige Aufbau auf. Die Erzbohne muß also gewachsen sein, denn sie hat Lage um Lage angesetzt. Daher rührt auch ihre wechselnde Größe. Die braune Farbe des Lehms, in dem die Bohnen vorkommen, verrät, daß er Eisen enthält, nur viel weniger als die Bohne (5 - 10 Prozent). Der Eisengehalt des Bohnerzes muß demnach aus dem Lehm stammen. Er hat sich an bestimmten Stellen zusammengezogen, zusammengeballt, hat „Konkretionen“ gebildet. Lehm ist in den Spalten der Felsen und zwischen den Weißjurakalken weit verbreitet. Die Frage ist nur: Wie ist das Eisen in den Lehm gekommen?

Wird der Kalkstein von kohlesäurehaltigem Wasser aufgelöst, so bleibt das Unlösliche als unreiner Ton, als Lehm zurück. Die Eisenverbindungen, die im Kalk als Schwefeleisen oder als kohlesäures Eisen

enthalten sind, werden dabei in braunen Eisenrost (= Brauneisen) übergeführt, der dem Verwitterungsrückstand die braune Lehrafarbe gibt. Im Lehm zieht sich nun der Eisengehalt zu kleinen Kugeln und Bohnen, dem Bohnerz zusammen und zwar umso schneller je wärmer das Klima ist. Dies war vor allem in der Tertiärzeit der Fall.

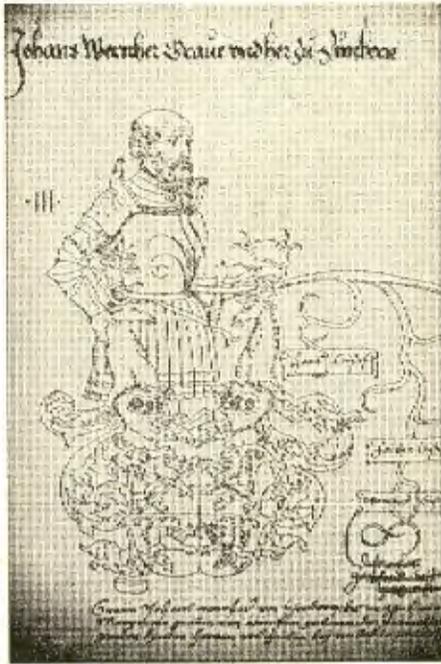
Von 20 m Weißjurakalk bleibt etwa 1 m Lehm zurück, dessen Eisengehalt deshalb von 0.1 - 0.5 Prozent des Kalkes auf 5 - 10 Prozent ansteigt (Wagner). Wenn also 100 - 200 m Kalk verwittern, kann bis zu 1 m Bohnerz entstehen. Die Bildung von Bohnerz umfaßt demnach lange Zeiträume. Bohnerz ist immer ein Zeichen lang dauernder chemischer Auflösung! Der Verwitterungslehm wurde besonders in den Mulden zusammengeschwemmt. Es fand sich deshalb in Spalten, Hohlräumen, in Mulden, wo das Wasser ausgeweitet hat, das meiste Bohnerz. Hier blieb es auch vor allem wegen seiner Schwere liegen. Es sind auch die Felsenerze meist reicher und reiner als die Lettenerze der Mulden. Früher brauchte man Eisen vorwiegend für Werkzeuge und Nägel. Hierfür reichte die Eisenerzeugung aus Bohnerz zu einem großen Teil. Dagegen werden heute aber so große Eisenmengen benötigt, daß die einstige jährliche Bohnerzförderung unseres Landes kaum einen einzigen modernen Hochofen speisen könnte. Zudem sanken die Preise für Eisen so stark, daß die mühselige Gewinnung des Bohnerzes nicht mehr lohnte. Man verhüttet heute billigere und reichere Erze mit Steinkohlenkoks, so daß weite Transportwege nicht mehr ins Gewicht fallen. Die Zeit des Bohnerzes ging daher Mitte des letzten Jahrhunderts zu Ende. Es erinnern nur noch Reste von Felsenerzstellen und Lettenerzgruben an die überaus fleißigen Hände unserer Altbewohner, die sich durch Bohnerzgraben einen Nebenverdienst verschafften.

Eine lustige Anekdote Aus der Zimmernschen Chronik

Pfarrer Hans Weingeber
und Hans Schott aus Ebingen

Graf Froben Christoph von Zimmern, der Verfasser der „Chronik“, schreibt am Anfang dieses Kapitels: Als er sich vorgenommen, die Historien und was sich in seinem Geschlecht Abenteuerliches, Gutes und Böses zugetragen habe, festzuhalten, wolle er auch die Handlungen aufführen, die in Schimpf und in fröhlichen Zeiten geschehen seien.

Um 1500 hielt sich Johann Werner von Zimmern gern auf der Burg Falkenstein, einem zimmernschen Besitztum im Donautal (oberhalb von Tiergarten), auf, und er hatte dort viel Kurzweil mit dem alten Pfarrer Hans Weingeber und dem Kürschner Hans Schott aus Ebingen, der mit einer Bastardtochter des Grafen Haug von Werdenberg verheiratet gewesen, aber da-



mals von ihr geschieden war. Als der Pfarrer eines Morgens bei Johann Werner im oberen Stüblein beim Morgenimbiss saß, kam der Schott angeritten und begehrte

Einlaß. Der Graf befahl seinem Diener, ihn heraufzuführen, ihm aber nichts von der Anwesenheit des Pfarrers zu sagen. Diesen schickte er hinter den Ofen und prägte ihm ein, daß er sich vollkommen still verhalten müsse, was auch immer geschehe. Der Graf wußte, daß die beiden nicht gut aufeinander zu sprechen waren. Schott wurde freundlich empfangen und gleich an den Tisch gebeten. Da erfuhr er dann auch, daß der Pfarrer vor zwei Stunden aufgebrochen sei und daß er die Nacht hier zugebracht habe. Das genügte, um den Neid des Kürschners anzustacheln und ihm die Zunge zu lösen: „Ach, des vollen Bösewichts Pfaffen! Er ist doch nicht einer Linsen wert; wie mögen Euer Gnaden ein solchen Erzbuben und verhurten Pfaffen im Haus gedulden? Die Stegen gehört er hinab!“ Das hörte Weingeber natürlich alles, aber er hielt still, obwohl er fast von Sinnen kam. Vom Grafen noch weiter gereizt, fuhr Schott fort: „Wahrlich er ist ein öder Pfaff, er hat manchem Biedermann sein Weib und Kinder Geschissen und ist ganz auf Schleckerei und Fraß gerichtet; daheim aber lebt er wie ein Hund. Käme er mir nur einmal ins Haus, ich wollt ihn alle die Stegen hinabwerfen.“

Da aber konnte sich Weingeber nicht länger halten, sprang hinter dem Ofen hervor und fuhr dem Schott in die Haare mit den Worten: „Du alter, verlogener Bösewicht, was schmähtst du mich?“ Schott fuhr auf und schlug Weingeber an Hals, Mund

und Nase, daß er blutete, und es entstand im oberen Stüblein eine richtige Schlägerei, an der Johann Werner und die andern, die herbeigelaufen kamen, ihre Freude hatten und sich halb krank lachten.

Als sie nun eine gute Weile gerauft, gekratzt und geschlagen hatten, griff der Graf mit seinen Dienern ein, und sie brachten die beiden auseinander. Nach einer längeren Unterhaltung verziehen Weingeber und Schott einander, und der Friede wurde am frisch gerichteten Tisch mit Wein bekräftigt. Es mag ein komisches Bild gewesen sein, wie die beiden übel zugerichtet mit zerkratzten Gesichtern weintrinkend und nicht gerade fröhlich am Tisch saßen. Von Schott wird berichtet, daß er ein „ungeschaffenes Mann mit hübschem Jungfrauengesicht“ gewesen sei, weshalb er auch wohl seinem Weib, der Leonora Werdenberger, nicht gefiel (Die Chronik der Grafen von Zimmern III. S. 31).

Die Zimmernsche Chronik ist eine Fundgrube für die Heimat-, Kultur- und Sittengeschichte, wie für die Volkskunde ganz allgemein. Jeder, der diese Chronik zur Hand nimmt, wird sich an der urwüchsigen, kernigen Sprache erfreuen und seine Lust daran haben, wie hier Anekdoten, Schwänke und Ereignisse, die sich am Rande der großen Geschichte in unserer Heimat zugetragen haben, erzählt werden.

Kurt Wedler

Zum hundertfünfundzwanzigsten Jubiläum der Ebinger Feuerwehr

vorgetragen am 17. September 1977

von Dr. Walter Stettner

Feuer gehört zu den elementaren Dingen dieser Welt. Feuer zu machen mit Hilfe von Feuersteinen oder durch Reiben von Hölzern, war eine gesuchte Kunst bei den Menschen der Altsteinzeit. Die griechischen Philosophen Hippasos und Herakleitos sahen im Feuer das Urelement, aus dem alles hervorgehe und in das alles eingehe. Andere griechische Philosophen nahmen vier Elemente als uranfänglich an, darunter das Feuer. Dahinter steckte wohl die Erfahrung von der Großartigkeit und Macht des Feuers. Davon sang ja auch Friedrich Schiller in seinem Lied von der Glocke:

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt; bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.

Aber Schiller wußte auch um das Gefährliche, das Gefräßige und Zerstörerische des Feuers:

Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeselle,
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfeiler stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.

Große Brände wüteten in der Antike seltener als bei uns, weil man ums Mittelmeer vorwiegend mit Steinen baute. Berühmt ist der Brand Roms im Jahr 64, den der Kaiser Nero von den Zinnen seines Palastes mit Lust beschaut und besang; als man ihn selbst zum Brandstifter erklärte, schob er die Schuld auf die jungen Chri-

sten und ließ viele von ihnen, darunter wohl auch Petrus, hinrichten. Es gab übrigens in Rom schon damals eine Berufsfeuerwehr.

Im germanischen Raum baute man fast ausschließlich aus Holz. Das bedeutete stets Gefahr, zumal in den Städten. Denn während man auf dem Land früher in lockerer Weise siedelte und gerne ums Haus seinen Gemüsegarten hatte, wurden in der mittelalterlichen Stadt die Häuser dicht aneinander gereiht, damit der Mauerring, der die Stadt umgab und in Zeiten der Gefahr besetzt werden mußte, möglichst eng gezogen werden konnte. Daher wurde in den Städten streng darauf geachtet, daß kein Feuer ausbrechen konnte, es gab zahlreiche Vorschriften, um Brände zu verhüten oder nach Ausbruch eines Brandes rasch löschen zu können.

In Ebingen bestand schon im 16. Jahrhundert ein Kollegium von Feuerschauern, die ein Gericht bildeten und sich wie das ordentliche Gericht aus einem Schultheißen und 12 Männern zusammensetzten. Zu ihren Aufgaben zählte unter anderem, beim Gottesdienst auf Schlafende, Schwätzer und andere Unordnungen zu achten.

Zu den Vorkehrungen, die man gegen Feuersgefahr traf, gehörte der Umgang. 1715 heißt es, ein allgemeiner Umgang durch die Stadt und die beiden Vorstädte geschehe durch zwei vom Gericht, zwei Feuerbescher, einen Zimmermann und einen Maurer. Sie hatten nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, jedes einzelne Haus zu visitieren. Ihr besonderes Augenmerk galt dem Herd. Jeder Haushalt mußte einen Feuereimer bereitstellen haben.

Im Stadtarchiv liegt noch eine Ebinger

„Feuerordnung, renoviert im Merz 1821“. Sie gliedert sich in drei Abschnitte und bringt im umfangreichsten ersten Teil Verordnungen zur Abwendung von Feuersgefahr, der zweite Teil handelt von den Feuerlöschinstrumenten, der dritte von Maßnahmen „bei entstehenden Feuersbrünsten“. Gleich zu Beginn heißt es, „daß statt der bisher aufgestellt gewesenen 12 Feuerschauer das Amt als Gassenmeister die Polizeiinspektion nebst ihren unterhaltenden Dienern vertreten solle“. „Bei starken Winden hat der Polizeinspector mit seinen Dienern, den gewöhnlichen Bewächtern und mit noch zwei weiters zuzugebenden Wächtern, wie schon längst gebräuchlich, die Gassen der Stadt fleißig zu durchlaufen und die Leute zu Verwahrung des Feuers zu erinnern. Der Polizei wird auf das neue scharf eingebunden, auf Wätschen in Häusern, als welches bei 10 Gulden Strafe verboten ist, ingleichen auf die Waschküchen, Backöfen, Branntweinbrennen, Lichtermacher, Hanfdörren, bei Licht Dreschen, Heu, Ohmd und Garben bei Licht abladen, Strohschneiden in den Scheuren und dergleichen fleißiges Aufsehen zu haben“. „Die Polizei hat auf diejenigen Personen, welche mit bloßen Lichtern auf der Gasse, in Ställen und Scheuren gehen oder gar beim bloßen Licht in den Handwerksstätten arbeiten, auch auf das so sehr gefährliche Tabakrauchen in Scheuren, Ställen und dergleichen Orten, auch Stubenkammern und Böden, allwo Bettgewand, Leinwand, Heu, Stroh, Spän und andere feuerfangende Materialien enthalten, sehr fleißig acht zu haben. Alle Handels- und Handwerksleute sollen ihre feuerfangenden Waaren, Brandwein, Öhl, Terpentin, Harz, Pech, Schwefel, Salpeter, Karrensäben, Hanf, Werg, Döcht und dergleichen in denen Kellern wohl verwahrt

aufhalten und besonders an Schießpulver nicht über 10 Pfd. bei 15 Thaler Strafe in Häusern haben, dieses aber oben unter dem Dach an einem verschlossenen Ort aufheben, auch ungelöschten Kalk nicht an solchen Orten aufbewahren, wo Wasser hinzukommen kann. Das Kochen der Wagenschmiere, das Verpichen und Brennen der Fässer soll nur auf großen öffentlichen Plätzen geschehen. Es ist und bleibt verboten, daß früh morgens vor und abends nach der Bettglocken kein Schmalz ausgegossen noch Brühwasser und dergl., wozu großes Feuer nötig ist, gemacht werde. Es soll sich kein Bürger finden lassen, der nicht mit einem und zwar tüchtigen, wohl verpichten Feuereimer, Laternen und Licht versehen wäre. Jeder neu angehende Bürger hat vor der Copulation (Trauung) einen neuen, gut verpichten Feuereimer auf das Rathaus zu liefern und daselbst zu belassen. Es hat nicht nur zu Sommerszeiten, an Jahrmärkten, ingleichen bei anhaltender Dürre und daher entstehender Wasserklemme, sondern auch zur Winterszeit bei einfallender Kälte jeder Bürger und Wittfrau sich mit dem schuldigen Bürgerwasser finden zu lassen. Und weil die haltenden Hochzeiten nach bisheriger übler Gewohnheit noch hie und da spät in die Nacht hinein währen, wobei das Geläuf mit Lichtern allzu groß und sehr gefährlich ist, sämtliche Wirthe auch hierüber sich schon vielmalen beschwert haben, als wird zu Verhütung Unglücks, mithin der ganzen Bürgerschaft zum Besten, auf ein neues und alsbald geordnet, daß künftig die Hochzeiten nimmer so spät in die Nacht hinein fort dauern und ohne amtliches Erlauben kein Spiel (= Musik) mehr gelitten werde, zu dem Ende die Wirtshäuser längstens nachts um 10 Uhr völlig geleert sein sollen. Das also sind Bestimmungen der Feuerordnung zur Verhütung von Feuersbrünsten aus dem Jahr 1821, aus der sog. guten alten Zeit. Möchten wir wohl dahin zurück?

Aus dem Abschnitt über die Feuerlöschinstrumente ergibt sich, daß hier sechs Feuerspritzen vorhanden waren. Für jede war ein Obmann bestimmt, der für die Instandhaltung, wenn nötig die Wiederinstandsetzung verantwortlich war. Alle Spritzen sollten mindestens am Tag vor einem Jahrmarkt, also fünfmal jährlich, überprüft werden. Die Aufsicht auf die Feuerleitern und die Sorge für ihre Instandhaltung war Sache des Stadtbau-meisters. Entdeckte man einen Brand, so war unverzüglich Lärm zu machen und um Hilfe zu rufen. Der Torwächter sollte einen Doppelhaken, eine Art schweres Gewehr, abschließen. Nun war jedermann zur Hilfeleistung verpflichtet, nicht nur die Männer. Die jungen Weiber, ledigen Töchter, auch die Mägde sollten sich mit Kübeln, welche sie an den Brunnen zu füllen hatten, fleißig bei den Spritzen einfinden und solcher-gestalt mit Wassertragen auf möglichste Art zu retten helfen, auch die Spritzen mit reinem Wasser nachfüllen, damit diese von dem schleimigten oder sandigen Wasser nicht verstopft werden möge. Die Bürger und ledigen Burschen haben ihre Feuereimer und Kübel mitzubringen und solche bei dem nächsten Wasser zu füllen. Bei einer zur Winterszeit entstehenden Feuersbrunst sollen, um das Einfrieren der Spritzen zu verhindern, die zu Haus bleibenden Weiber als gleich heißes Wasser machen und solches durch ihr Gesinde, Söhne und Töchter den Feuerspritzen zu-tragen lassen. Mit diesen später formal gestrafften Bestimmungen lebte die Bürger-schaft bis um die Mitte des letzten Jahr-hunderts.

Um 1850 verbreitete sich in Württemberg der Gedanke, zur besseren Bekämpfung von Bränden einen Teil der jeweiligen

Bürgerschaft besonders auszubilden und für bestimmte Aufgaben einzuteilen. Es entstanden Feuerwehren, die ersten im Jahr 1847 in Heilbronn, Reutlingen, Schw. Hall, Tübingen und Ulm. Das zündete ein paar Jahre später auch in Ebingen. Der damalige Lehrer und spätere Malzfabrikant Johannes Keller (1828 — 1922) gründete im Jahr 1851 eine Turngesellschaft. Er gab dem Gemeinderat Kenntnis von der Gründung und dem Zweck der Turngesellschaft und wies darauf hin, daß dieselbe hauptsächlich auch die Bildung einer Feuerwehr im Auge habe und deshalb um die Unterstützung durch die Gemeinderäte bitte. Zur Gründung der Feuerwehr schlossen sich im folgenden Jahr etliche Bürger zusammen. Es handelte sich also bei der Gründung zunächst um eine reine Bürgerinitiative. Der Gemeinderat würdigte — nach den Gemeinderatsprotokollen zu urteilen — die Gründung zunächst keines Wortes. Erst das Protokoll vom 15. August 1853 meldet: „Mehrere hiesige Bürger haben sich zur Errichtung einer Feuerwehr vereinigt. Die bürgerlichen Kollegien wünschen das Ins-lebentreten dieses Instituts und beschließen, dem Kommité 25 Gulden aus der Gemeindegasse zu verwilligen, um durch Augenschein in anderen Gemeinden die Apparate besichtigen und einen Überblick fertigen lassen zu können“. Nach Auffassung des Gemeinderats sollten also durch die Gründung der Feuerwehr vornehmlich bessere Feuerlöschgeräte angeschafft werden. Da war natürlich ein Zuschuß von 100 Gulden, den die Württ. Privatfeuersicherungsgesellschaft im Früh-jahr 1854 der hiesigen Feuerwehr zur Anschaffung von Gerätschaften gewährte, hochwillkommen. Im Herbst desselben Jahres 1854 kamen die Anliegen der Feuer-wehr erneut vor den Gemeinderat. Es heißt da: Die Feuerwehr hat schon früher um Unterstützung zu ihrer vollständigen Organisation aus der Gemeindegasse nach-gesucht. Die bürgerlichen Kollegien sind darauf aus Gründen der Sparsamkeit nicht eingegangen. Da jedoch die Feuerwehr beim letzten Brandfall hier sehr gute Dienste geleistet hat, wird beschlossen, der Feuerwehr mit Mitteln zu ihrer vollständigen Organisation an die Hand zu gehen. Es werden „vorderhand“ 150 Gulden bewilligt.

Im Jahr 1855 wird dann eine neue Local-Feuer-Ordnung erlassen. Sie bringt keine großen Neuerungen. Nach wie vor ist jeder Bürger verpflichtet, im Brandfall sich zur Hilfeleistung bereitzuhalten. Die Leitung des Löschwesens steht bis zum Eintreffen des Oberamtmannes (heute Landrat) dem Stadtschultheißen zu. Unter einem unmittelbaren Befehl steht der Hauptmann der Feuerwehr, der genau den Befehlen desselben Folge leistet, dem aber die Art und Weise der Ausführung überlassen bleibt. Erst gegen Schluß der Ordnung folgen Bestimmungen über die Feuerwehr, ihre Gliederung und die Aufgaben der einzelnen Abteilungen, der Steiger, der Retter, der Maurer und Zimmerleute, der Wachmänner, der Spritzenmannschaft, der Hydrophormannschaft und endlich der Büttenträger und der Einschöpfer. Aus dieser Aufstellung ergibt sich deutlich, daß die Feuerwehr ihre Aufgabe nicht nur in der Beschaffung neuer Geräte sah, wie man aus den Gemeinderatsprotokollen schließen könnte; ihr Hauptverdienst war vielmehr die Einteilung der Bürger in die verschiedenen Aufgaben und ihre Schulung für diese Aufgaben.

Johannes Keller, der die Feuerwehr ins Leben gerufen und bisher schon geleitet hatte, wurde im Jahr 1860 als Hauptmann der Feuerwehr von der Regierung bestätigt. Drei Jahre danach erhielt die Feuerwehr eine Fahne. Der darauf gestickte

Wahlspruch lautete „Einer für Alle und Alle für Einen“. Die Fahnenweihe war Anlaß zu einem zünftigen Fest, bei dem zahlreiche Wehren der Nachbarschaft zu Gast waren. Damit verbanden die hiesigen Wehrmänner eine große Übung mit Vorführung ihrer neuen Geräte, wozu der „Albbote“ bemerkte „Diese Probe muß von dem sehr praktischen Werthe des Feuerwehrintitutes im Falle der Gefahr und von seinen Vorzügen gegenüber dem früheren Löschwesen gründlich überzeugt haben“.

Damit war die Gründungszeit der Ebin-ger Feuerwehr abgeschlossen, jene Zeit, um deretwillen Sie diesen festlichen Tag begehen. Mir jedoch gestatten Sie, noch ein bißchen weiterzublättern in der Geschichte der Ebin-ger Feuerwehr. Allerdings will ich nur bei einigen wichtigen Marksteinen der Entwicklung verweilen. Der nächste dieser Marksteine hat streng genommen mit der Feuerwehr nichts zu tun: der Bau eines Pumpwerks auf Ehestetter Markung und die Einführung einer Hochdruckwasserleitung mit dem ersten Hochbehälter auf dem Stopper. Das war im Jahr 1889. Nun brauchte man nicht mehr die vielen Wasserträger, Knechte und Mägde usw., nun genügte der Anschluß an den nächsten Hydranten und das Kommando „Wasser marsch!“. Und das führte dann folgerichtig zur zweiten Änderung des Feuerlöschwesens. Denn die Männer, die seither Wasser anschneppten, vermehrten nun die Zahl derer, die sich bei der Brandstätte gegen-seitig auf den Zehen herumtraten und sich behinderten. Um die Jahrhundertwende waren gewöhnlich 500 — 600 Personen im Einsatz. Dieser Umstand trat deutlich bei einer Feuerlöschübung im Jahr 1904 zu-tage, bei der auch der Balingen Oberamt-mann Filser und der Stuttgarter Landes-feuerlöschinspektor Gmelin anwesend waren. Bei dieser Gelegenheit trug Gmelin den bürgerlichen Kollegien vor, in der Feuerwehr bestehe ein zu großes Massen-aufgebot, es seien viel zu viele Leute dazu eingeteilt. Das erschwere die Übersicht und die Leitung, auch sei die Ausrüstung für so viele Männer unzureichend. Man solle die Mannschaftszahl auf 130 — 150 reduzieren. Es sei deshalb angezeigt, die jetzige Organisation zu verlassen und eine freiwillige Feuerwehr zu gründen, dafür solle man von denjenigen Pflichtigen, die nicht dienen wollten, eine Abgabe erheben. Ferner empfehle sich, um nicht gleich die ganze Mannschaft alarmieren zu müssen, einen Löschzug, eine sog. Weckerlinie zu bilden und für diese eine telegraphische Alarmeinrichtung zu treffen. Auch Ober-amtmann Filser befürwortete eine solche Änderung. Der Gemeinderat nahm den ersten Teil der Anregungen Gmelins auf und beschloß, statt der seitherigen Pflichtfeuer-wehr eine freiwillige Feuerwehr als öffent-liche Einrichtung zu schaffen und sie mit den nötigen Geräten und Ausrüstungsstük-ken auszustatten. Dagegen verpflichteten sich die Mitglieder der freiwilligen Feuer-wehr, bei Brandfällen und bei Wassersnot innerhalb und außerhalb der Stadt den Lös- und Rettungsdienst zu versehen. Die Einwohner, die nicht dienen wollten, hatten vom 23. bis zum 36. Lebensjahr einen Beitrag zu den Kosten des öffentlichen Feuerlöschwesens zu leisten, der je nach Einkommen und Vermögen 3,6 oder 10 Mark jährlich betragen sollte. Die Anregung zur Bildung einer Weckerlinie wurde vorläufig zurückgestellt. Seit dem Jahr 1904 hat also Ebingen eine freiw. Feuer-wehr.

Ein Statut der freiwilligen Feuerwehr der Stadtgemeinde Ebingen vom März 1906 faßte dann die neuen Bestimmungen zu-sammen. Bemerkenswert ist die darin vor-gesehene Gliederung der Wehr:

Der Stab, bestehend aus dem Kommandanten und einem Adjutanten je mit einem Stellvertreter, 1 Geräteverwalter, 1 Feuerwehrekassier, zugleich Schriftführer, 6 Hornisten und 4 Tamboure, zusammen 16 Mann.

4 Abteilungen

- a) Steiger und Retter mit 2 Zügen und der Sanitätskompanie
- b) die Hydrantenmannschaft
- c) die Spritzenmannschaft
- d) die Fluchtungs- und Wachmannschaft

Der Kommandant und der Adjutant wurden von allen Chargierten gewählt, Zug- und Sektionsführer von den Mannschaften. Kommandant und Adjutant bedurften der Bestätigung durch das Oberamt, die anderen durch den Gemeinderat. Recht unzulänglich war die Stationierung der Geräte: Nach einer Aufstellung vom Jahr 1907 befanden sich

1. im Magazin im 2. Stadtpfarrhaus (in der Marktstraße anstelle des Mantelhauses Maute) 1 große fahrbare Magirusleiter mit 2 Rädern und eine große fahrbare mechanische Liebsche Leiter mit 3 Rädern.

2. im Schlachthausmagazin (in der Ankerstraße, zuletzt Gewerkschaftshaus) 1 große Leiter mit 2 Stützen und eine Anstelleiter ohne Stützen.

3. im Neutromagazin (früher Frauenarbeiterschule im Hof) 1 Sanitätskarren, 2 Rettungskarren, weitere Karren und Leitern.

4. im Obertormagazin (an der Stelle der heutigen Volksbank) Hydrantenkarren mit Hydrantenrohren, Dachleitern u. a.

5. Im Magazin in der neuen Mädchenschule (jetzt Kirchgrabenschule) 4 Spritzen, 1 Hydrophor zweiröhrig, 1 Schlauchkarren, 2 Hydrantenkarren, Schläuche u. a.

Die Frage der Einrichtung einer Weckerlinie, vom Landesfeuerlöschinspektor 1904 vor dem Gemeinderat mit zur Erörterung gestellt, bewegte weiterhin die Gemüter. Einige Jahre darauf wurde eine Gemeinderatskommission bestellt, die sich eingehend mit den Problemen befassen sollte. Sie hörte auch Vertreter der Firma Siemens und Halske, die schon anderswo in Württemberg solche Anlagen mit einer Feuermeldeanlage und einer Alarmanlage installiert hatte. Die Kommission legte im Januar 1912 den bürgerlichen Kollegien folgende Anträge vor:

1. die Weckerlinie hier ähnlich wie in Tübingen mit 12 Feuermeldern und der Polizeiwache als Hauptmeldestation einzurichten.

2. als Weckerlinienmannschaft 20 Mann, die möglichst in der Stadtmitte wohnen und meist zu Hause sein sollten, und den Feuerwehrkommandanten zu bestimmen und für die erforderlichen Geräte im Obertorkasten einen Raum zur Verfügung zu stellen und auszurüsten.

Im April 1912 faßte der Gemeinderat nach Anhörung des Landesfeuerlöschinspektors Zimmermann und des frisch gewählten Kommandanten Albert Walker den Beschluß, eine Weckerlinie einzurichten, die Beschaffung und Installierung der Geräte der Firma Siemens und Halske zu übertragen, die zentrale Meldestelle aber nicht mehr in der Polizeiwache, sondern in das im Bau befindliche Rathaus zu legen. Daher erfolgte die Einrichtung der Weckerlinie erst in den Jahren 1913 und 1914.

Hier darf ich abbrechen. Noch leben genügend ältere Feuerwehrmänner, die aus eigener Anschauung erzählen können, was seitdem bei der Ebinger Feuerwehr geschehen ist. Die technische Ausrüstung ist vor allem durch die Motorisierung, durch die Beschaffung neuer Geräte, durch die Verbesserung der Alarmierung und nicht zum wenigsten durch den Bau der Feuerwehrmagazine vor gut 20 Jahren stark vervollkommen worden. Aber das Grundsätzliche, die Bildung eines kleinen schlag-

kräftigen Korps von Freiwilligen mit fachlicher Schulung, die heute nicht nur Feuers- und Wassernot, sondern auch Öl-, Strahlen- und Verkehrsunfälle umfaßt, ist

geblieben. Und geblieben ist hoffentlich auch der Leitsatz, unter dem die Feuerwehr einst angetreten ist: Einer für alle, alle für einen!

Eine Wanderung durch den Randen und über die Berge des Klettgaus

Von Karl Maier

(Schluß)

Die Perle des sehr romantischen Tales war nicht das Städtchen Stühlingen, sondern das Dorf Beggingen in seiner anmutigen Mulde, in die von allen Seiten geschlängelte Straßen führen. Sogar die Alpensicht ist trotz des südwärts liegenden Lang Randen vorhanden. Was daran fehlte, brachte dann der Besuch des Siblinger Schloßbrandenturms am Südhang des Randen. Über grünende Baumwipfel hinweg öffnete sich dort die Schau über den gesegneten Klettgau mit seinen Äckern und Obstbäumen. Genau im Osten suchte und fand ich den Bodensee. Noch eine Überraschung bringt diese zweitbeste Aussichtswarte des Randengebietes. Das Dorf Siblingen am Bergfuß hat Weinberge, und der Wein, Eisenhalder genannt, ist gar nicht schlecht. Ich habe ihn in meiner Herberge im Freihof versucht. Jetzt, Ende Mai können die Siblinger in ihren Buchenwäldern Massen von Maiglöckchen holen.

Der Klettgau

Wenn man einen Tagesmarsch von 20 km durch den Randen hinter sich hat, empfindet man Ende April den Weg durch die Niederung des Oberen Klettgaus wie das Durchstreifen einer anderen Welt. Die Obstbäume blühen, die Buchen an den Hängen sind grün. Auf den Äckern stand das Getreide kniehoch, der Raps reichte an den Gürtel. Die Bauern führten das erste Grün ein. Siblingen, Gächlingen, alte Sippeniedlungen, Neunkirch mit Turm hat städtisches Gepräge. Nach zwei Stunden ging's wieder den Berg hinan zum Wannenberg und auf gewohntem Wandersträßchen hinter den Roßberg, alles jetzt im frischen Grün der Buchenwälder. Am Berghang hatte mir ein Fuhrmann aus dem nahen Dorfe Erzlingen erklärt, wie dort und anderswo lagernden Sters mit Draht umwickelt werden.

Vom unteren Klettgau her unterbricht das Wangental das Bergmassiv. Ich nahm kurzerhand den Abstieg über die Ruine Randegg. Mir ist auf unserer Alb kein Abgang bekannt, der steiniger und steiler ist. Einen jungen Schweizer, der mit einer Gruppe unten im Tal mit Ausbesserungsarbeiten beschäftigt war, wies ich auf den miserablen Zustand der Rutsche hin. Er meinte treuerzig: „Jo, wir machens eben den Wanderern nich so lich“. Schlimmeres, das Schlimmste in den fünf Tagen sollte mir auf der Gegenhöhe am Nappberg widerfahren. Ich verirrte mich.

Erst nach zweistündiger Verspätung kam ich ziemlich erschöpft am Ziel des Tages in Riedern an. Hier waren noch deutlich Spuren der Überschwemmung sichtbar, die der Schwarzbach vor zwei Jahren nach einem Wolkenbruch angerichtet hatte. Die einzig herbergende Gaststätte war ausgebucht. Die freundliche Wirtin fuhr mich mit dem Wagen in das benachbarte Grießen, wo ich in der „Linde“ ein gemütliches Dachstübchen erhielt. Mein Kilometerzähler hatte es an diesem Tage auf 30 gebracht, gewiß 5 oder 6 km mehr als unbedingt nötig gewesen wäre.

Der fünfte und letzte Wandertag war

vergnülich. Das Wetter tat, im Gegensatz zum vorhergehenden Tag, mit. Als ich das Dorf Grießen hinter mir hatte und zwischen blühenden Obstbäumen und blumigen Wiesen den obligaten Berg, hier der Birnberg, zuschritt, erkannte ich am Ende des Höhenzuges die schöne Bergform der Küssaburg mit dem Funkmast als Hutfeder. Am Reutehof gab es ein kurzes Zögern: Führte der Weg zu der Anhöhe mit der Sendeanlage hinauf? Ein alter Spruch: Im Zweifelsfall immer nach oben! und da stand das Schild: Zur Küssaburg. Auf der Höhe des Sendeturmes erlebte ich eine Überraschung.

Von hier aus gab es einen echten und erquickenden Albvereinspfad auf dürrer Buchenlaub, auf geschichteten Tannennadeln, auf grünem, festem Rasen. Daß dieser gut bezeichnete Weg — allerdings nicht mit den bekannten Albvereinszeichen — kein Ende nehmen wollte, weil ich glaubte, bald auf der Bergnase Egg zu sein, das war mit einem Schlage vergessen, als an einer Waldecke die Ruine der Küssaburg in greifbarer Nähe auftauchte, die Küssaburg, die Beherrscherin des Klettgaus, das alte Römernest an der Straße von Tenedo (Zurzach) nach Sumelocenna (Rottenburg), die Burg eines Heinrich de Cussaberc, die Burg eines Bischofs, eines Grafen von Sulz, beschossen und besessen von den Schweizern, im Dreißigjährigen Krieg von den letzten Besatzern niedergebrannt.

Von allen Bewohnern in weitem Umkreis wird sie ohne Unterschied der Grenze geschätzt, geliebt und besucht. Nur wenige Minuten unterhalb der umfangreichen und mit Lager- und Sitzplätzen reich ausgestatteten Ruine befindet sich eine Jugendherberge und eine sehr geräumige Gaststätte, in der manche Hochzeit der am Fuße liegenden Ortschaften gefeiert wird. Die Dörfer Bechtersbohl, Küssnach, Dangstetten, Rheinheim, Kadelburg und Reckingen haben sich übrigens zusammengeschlossen und den Namen Küssaberg angenommen.

Nach der Einkehr im Gasthof verweilte ich anderthalb Stunden auf dem Berg und sah viele Besucher kommen und gehen. Der Blick geht weit in den südlichen Schwarzwald, in die Täler der Wutach, der Steina und der Schlucht, zu den Dörfern und Hügeln des Klettgaus, vor allem aber zum Rhein, der hier vor dem Einlauf der Aare schon über 100 m Breite erlangt hat. Aber dann wurde es Zeit zum Abstieg und zur Vollendung der Wanderfahrt zum Hochrhein.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

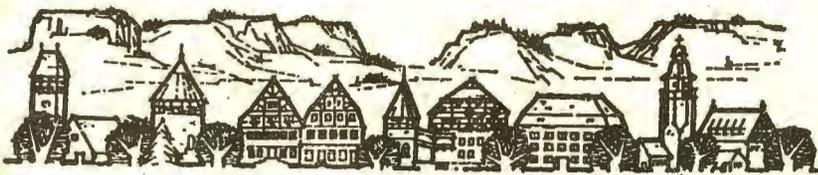
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 25

8. April 1978

Nr. 3

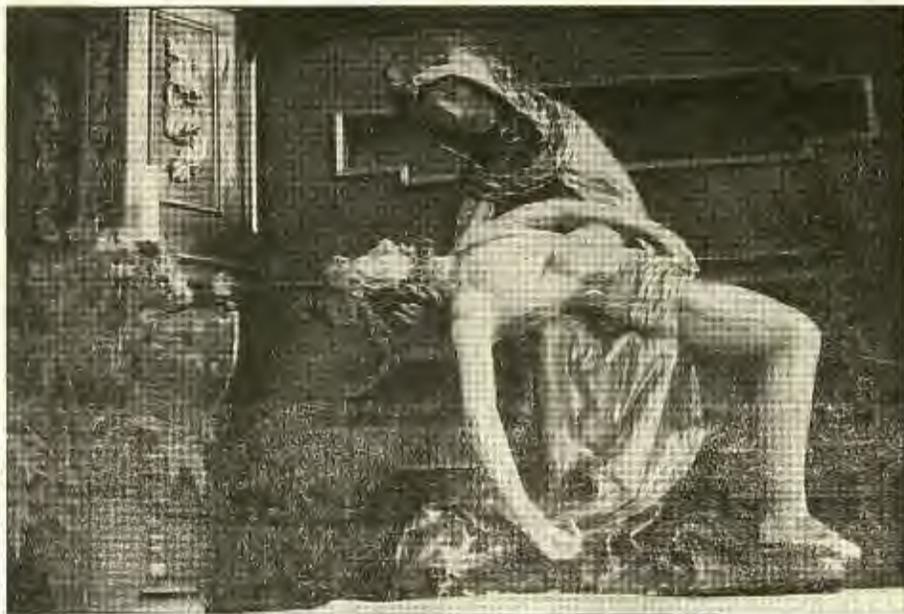
Vesperbilder in unseren Kirchen

Die Marienklage
Von Kurt Wedler

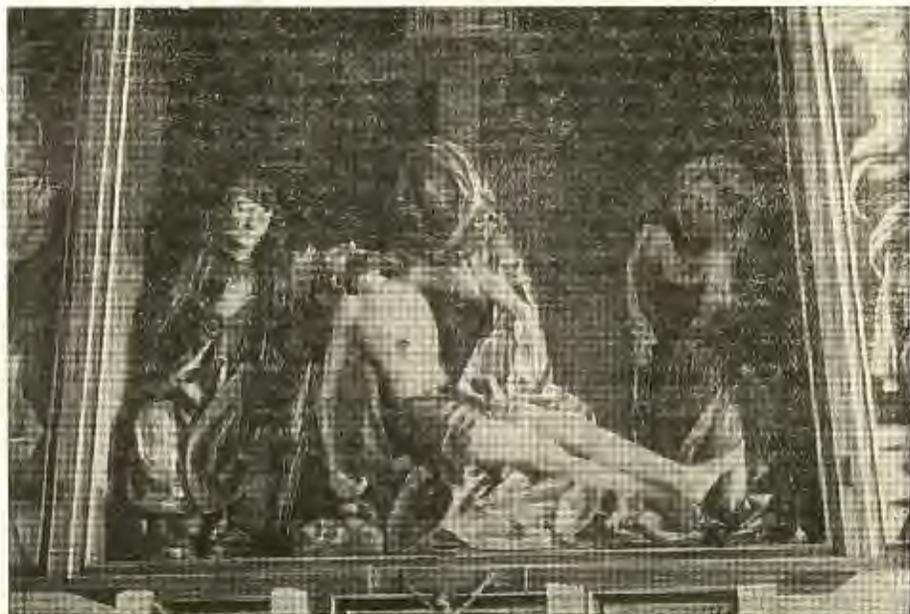
Da und dort findet man in unseren Kirchen als Andachtsbild für die Gläubigen das meist in Holz geformte Vesperbild, italienisch Pietà genannt. Vesper ist die lateinische Benennung des Abends, althochdeutsch noch „vespera“.

Im Vesperbild ist das Abendgeschehen des Kreuzigungstages festgehalten, nämlich

die Beweinung des vom Kreuz abgenommenen toten Christus durch Maria, Magdalena und Johannes, so wie es auf dem plastischen Bild von Martin Schaffner, dem Ulmer Meister der Spätgotik, in Gaisbeuren bei Waldsee dargestellt ist. Das eigentliche Vesperbild allerdings ist nun eine Herauslösung aus dieser Beweinungsszene,



Kloster Kirchberg, Pietà 15. Jahrhundert



Gaisbeuren, Beweinung 16. Jahrhundert

Fotos: Wedler



Dautmergen, Pietà aus Bernstein, 15. Jahrhundert

es wird nur noch Maria mit dem Sohn gezeigt, analog dem Madonnenbild mit dem Jesuskind.

Andere Andachtsbilder sind z. B. die Christus-Johannesgruppe, eine Herauslösung aus dem Abendmahlsgeschehen, der Schmerzensmann mit all seinen Wundmalen und der Dornenkrone oder die Schutzmantelmadonna.

Da diese Andachtsbilder zuerst im 14. Jahrhundert in den Dominikanerinnenklöstern aufgestellt wurden, und in dieser Zeit sich auch die Mystik ausbreitete (Eckart, Seuse und Tauler waren Dominikaner), nimmt man an, daß ihre Entstehung aus dem mystischen Bedürfnis jener Zeit zu erklären ist, das durch eine spezifisch religiöse Dichtung vorbereitet wurde. Diese Gestaltung, meist in besonderem Maße gefühlsbetont (Kirchberg), sollten religiöse Inbrunst, visionäre Bilder und eine Meditation anregen.

Manchmal wird die Ansicht vertreten, daß Ikonen angebetet werden, daß sie also Gott selbst, Maria oder andere Heilige vertreten und etwas von ihrem Wesen oder die ganze Fülle ihrer Heiligkeit und Wirksamkeit enthalten. Das ist falsch. Sie werden nur verehrt. Inwieweit allerdings im individuellen Fall diese religiöse Verehrung in Anbetung umschlägt, ließe sich eben nur im Einzelfall feststellen. — Bei den Andachtsbildern ist, wie der Name schon sagt, der religiöse Kontakt noch lockerer, sie sind Bilder der Andacht und sollen anre-



Palmbühl bei Schömberg, Mitte 14. Jahrhundert

gen zum innigen Gebet. Auch hier ist aber individuell eine Verehrung des Bildes, vor allem, wenn es ein Gnadenbild ist, nicht auszuschließen.

Die Klage um die Toten ist ein uraltes Menschheitsanliegen, hier nimmt sie in der Marienklage christliche Gestalt an. Vor allem in Deutschland ist dieses Motiv verbreitet, und es hat hier, immer von besonderen Ausdruckswerten des Gefühls begleitet, im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Gestalt angenommen. Im 14. Jahrhundert sitzt der tote Christus auf dem Schoß der Maria. Der Oberkörper ist dabei steil aufgerichtet und wird vom rechten Arm der Mutter gehalten, so wie es uns das Gnadenbild in der Wallfahrtskirche auf dem Palmbühl bei Schömberg zeigt. Im 15.

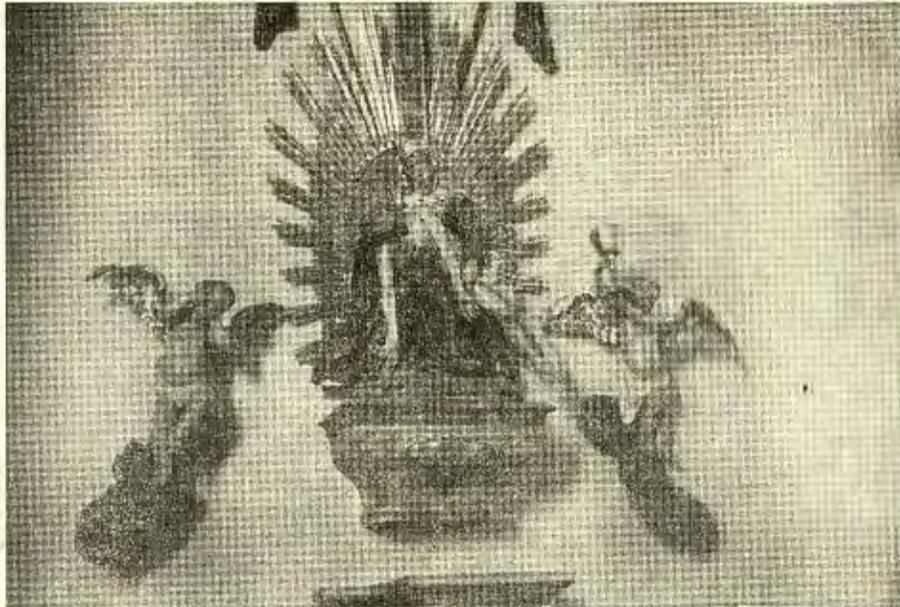
Jahrhundert liegt der tote Körper waagrecht auf den Knien der Maria. Als Beispiel kann die Pietà aus Bernstein in der Kirche von Dautmergen dienen. Nur der gestützte Kopf deutet noch auf die Gestaltung des 14. Jahrhunderts hin. Im Kloster Kirchberg bildet der tote Körper vom Kopf bis zu den Knien eine fast gerade Linie. Die Strenge der Haltung des Körpers wird sehr einführend durch die Neigung des Kopfes und des Oberkörpers der Maria gemildert.

Die etwas steife, aber nicht ausdruckschwache plastische Formung des 14. und 15. Jahrhunderts wird zu Anfang des 16. Jahrhunderts freier und realistischer, aber auch nicht ohne Gefühlsgehalt und manche schönen Differenzierungen abgewandelt. Der tote Christus sitzt auf dem Boden und der Oberkörper wird vom rechten Knie der Maria gestützt, wie auf dem Beweinungsbild von Martin Schaffner in Gaisbeuren.

Oder es ruht der Kopf im Schoß der Maria. Zeitlich würde auch die formvollendete Pietà Michelangelos im Petersdom hier her gehören, aber Michelangelo ist an keinen Stil gebunden, er schöpft aus seiner genialen Kraft und war wegweisend für die Zukunft.

Christoph Daniel Schenk hat sein Vesperbild in Markdorf sehr frei gestaltet. Es ist eine Schöpfung des Spätbarock und eine Fortführung in der Auffassung Michelangelos. Die Barockkunst ist, in der plastischen und bildhaften Gestaltung vor allem, und in dem Bedürfnis, den Ausdruck zu steigern, manchmal zu weit gegangen und ins Spielerische oder ins Pathos abgesunken. Erst der Klassizismus brachte wieder eine, allerdings oft sehr nüchterne und trockene, Abklärung.

In den Vesperbildern kann man den Stilwandel, also den Wandel in der Auffassung des zu Formenden, sehr schön beobachten.



Markdorf, Pietà von Chr. Daniel Schenk, 18. Jahrhundert

Von den Fluren um Tailfingen

von Fritz Scheerer

In der Oberamtsbeschreibung Balingen von 1880 steht über das Pfarrdorf Tailfingen u. a. folgendes: „Im freundlichen, wiesenreichen Schmiechathal, wo dieses ein von der Pfeiffinger Höhe herabkommendes Trockenthal eine Erweiterung gewinnt, und von vier stattlichen und schön gestalteten Bergkuppen: Braunhardsberg, Burgstall, Nank und Burg (oder Hohenberg) bedeutsam eingefaßt ist, liegt die ganze Thalbreite ausfüllend und noch den der beiden Thälern umschlossenen Bergvorsprung hinauf steigend, der ausgedehnte ziemlich regelmäßige saubere Ort... An der Nordseite des Orts, zwischen Hauptstraße und Schmiecha steht in der Tiefe die althertümliche, besonders durch ihren Thurm mit Fachwerkaufsatz und Walmdach ländlich erscheinende Kirche“. Der „Flecken“ ging also damals Onstmettingen zu bis zur Peterskirche, Ebingen zu bis zum „Ochsen“, während gegen Pfeiffingen nur wenige Häuser außerhalb der geräumigen Bauernscheuer standen, in der einst der Hagenstall untergebracht war.

„Kemmen“ (heute Ludwigstraße) dürfte wohl ein abseits gelegener Teil des Dorfes Tailfingen gewesen sein. Der Namen Kemmen hängt vielleicht mit einem ost-westwärts verlaufenden vorgeschichtlichen Weg zusammen (1665: „An der Kiemen“). Durch „Kemmen“ ging einmal ein tiefer Graben, der das Wasser aus „Gießen“ (heute Pfeiffinger Straße) und „Heutal“ heranzuführte. Diese Lage im Tal vor der Einmündung des Heutals war äußerst günstig, sowohl für die Zufahrten auf die westlichen Höhen gegen Pfeiffingen als auch nach Osten für das hochgelegene Ackerland in der Zelge „Osterberg“ und weiterhin auf das Degerfeld.

In dem geräumigen „Talgang“, wie das Schmiechatal oberhalb Ebingen genannt wird, ließen sich nach 260 die Alamannen nieder, nahmen den Boden in Bearbeitung

und schufen die siedlungsmäßigen Grundlagen. Schon durch die -ingen-Endungen weisen sich alle Orte des Talgangs als Gründungen der alamannischen Frühzeit aus: Onstmettingen (1064 erstmals urkundlich erwähnt), Tailfingen (793), Truchtelfingen (950) und Ebingen (793), wenn sie auch teilweise erst spät urkundlich erwähnt werden.

Der Namen Tailfingen findet sich zum ersten Mal in einer lateinischen Urkunde vom 29. März 793, nach der Graf Peratoldus (Berthold) von Bischof Agino von Konstanz und dem St. Galler Abt Werdo u. a. auch Güter in „Dagoluinga“ (Tailfingen), die er vorher dem Kloster übereignet hatte, gegen eine jährliche Steuer als Lehen zurückerhielt. Dieser Berthold muß ein reicher Mann des höheren Adels gewesen sein, wenn er Rechte und Besitzungen an vielen Orten

unserer Gegend (24 Orte werden genannt) zu vergeben hat, dann auch noch im Breisgau begütert war. Er zahlte hierfür an jährlicher Steuer drei Malter Korn, drei Frischlinge und drei Fässer Bier und ein Faß Wein. Das war eine verhältnismäßig bescheidene Steuer. Mit dieser merkwürdigen Form der Übergabe, der „Prekari“, be gibt er sich in ein Lehenverhältnis zum Kloster, genießt aber auch den Schutz des mächtigen Gotteshauses und sichert seinen Besitz vor dem Zugriff anderer.

Die Namen der altalamannischen Orte auf -ingen sind meist von einem Personennamen abgeleitet. So ist im Ortsnamen Tailfingen der Name „Tagolf“, Tag und Wolf, enthalten, wie in Truchtelfingen Truchtolf oder in Onstmettingen Ansmuot. Ob nun dieser Tagolf das Sippenhaupt oder sonst ein Adeliger, ein militärischer Führer der Schar war, ist noch umstritten. Auch im Namen Truchtelfingen ist „Wolf“ das Grundwort („Truht“ = Gefolgschaft). Der Namen Tailfingen ist in den Urkunden der folgenden Jahrhunderte verschieden geschrieben worden. 1521 taucht dann erstmals die heutige Schreibweise auf.

Die Markung Tailfingen

Hans Jänichen, der ein hervorragender Kenner der Geschichte unserer Gegend war, vermutete, daß die Markungen Tailfingen und Truchtelfingen, die seit 1497 in ihrer

neuzeitlichen Ausdehnung bezeugt sind, ursprünglich eine marca der Karolingerzeit darstellten, da sie zusammen einen großen Block von 2934 ha ergeben und zudem die beiden Ortsnamen durch Stabreim („T“) verbunden sind und dieselbe Endung aufweisen: „Der Tag-wolf und der Truchtwolf könnten zur selben Familie gehört haben“. Die nördlich gelegene Onstmettinger Markung reicht in ihrer Größe mit ihren 2059 ha an die gemeinsame Tailfinger/Truchtelfinger Markung heran. Auffallend ist auch, daß sich an der Tailfinger Markungsgrenze und an der Truchtelfinger Südgrenze die Namen „Mark“ = Grenze finden, „Markenhalde“, „Marchtal“ — „Mark“ bei Truchteltingen: 1437 „zu der mark stost an . . . Ebinger äker“. An der gemeinsamen Markungsgrenze zwischen Tailfingen und Truchteltingen findet sich dieser Namen nicht. Der zwischen beiden Markungen liegende „Niemandsohl“ war wohl ursprünglich gemeinsam und kam erst später zur Truchtelfinger Markung.

Ähnliche Verhältnisse finden sich zwischen Frommern und Dürrwangen, wo eine Urmarkung Dürrwangen-Frommern-Waldstetten-Weilheim bestand. Auch zeigen hier die kirchlichen Verhältnisse Ähnlichkeit. Dürrwangen mit einer Peterskirche, Frommern mit einer Galluskirche — Truchteltingen eine Galluskirche und Tailfingen eine Peterskirche, die wohl um 700 bis 750 vom Adel gegründet wurde, während die klösterliche Truchtelfinger Galluskirche erst um 800 entstanden sein dürfte. Daß diese später entstanden sind, haben wir den Beweis bei Frommern-Dürrwangen, wo sich das starke Galluskloster nicht in Dürrwangen, sondern erst in Laufen durchsetzen konnte und dann auch dort eine Galluskirche schuf, die aber an die starke, auf der Höhe gelegene Michaelspfarre Burgfelden angeschlossen war und nicht an die ganz nahe gelegene Frommerner Galluskirche.

Beide Markungen erstrecken sich von West nach Ost quer über das Schmiechatal und zwar so, daß zwei Drittel ihrer Fläche auf die östliche, der Rest auf die westliche Seite entfällt. Die Trennung der beiden Markungen müßte sich allerdings schon vor 800 vollzogen haben. Das Schmiechatal ist in ziemlich gestreckten Lauf in die Albhochfläche 100—150 Meter tief eingeschnitten. Die Hochfläche bricht in scharfen Kanten über steile Hänge in die Täler ab, die die einheitliche untere Stufenfläche in den wohlgeschichteten Kalken etwas zerschnitten haben (Heutal, Rossental und Buchtal). Über ihr steigt nun im Brauhartsberg und der „Burg“ die 2. Weißjurastufe auf und dahinter als harte Stufenbildner die groben Quarz- und Massenkalk- bzw. Schwammstotzen, so daß wir hier im Osten die typische Kuppenalb haben („Bühl“, „Schafbühl“, „Staufenbühl“, „Schönbuch“ usw.). Hier breiten sich auch die Tailfinger Hochwiesen aus, die einst manche botanische Seltenheit hatten.

Der Ackerbau der Markung vollzog sich in zwei Anbauformen, der Dreifelderwirtschaft mit den drei Zelgen oder Eschen (Oschen) „Hinter Kirchen“, „Leimenhalde“ (1502 „Esch gen Husen“ = Margrethausen), „Osterberg“ oder „Gen Wiler aushin“, und nichtzelglicher Wechselwirtschaft mit vorwiegender Allmende, die meist durch Rodung neu geschaffen wurde. So werden beispielsweise 1553 10 Jauchert Holz (= Wald) in Ackerland umgewandelt und zwischen 1553 und 1690 15 Jauchert umgebrochen. Der letztere Esch lag auf den Höhen östlich der Schmiecha, und Leimenhalde im Tal und größtenteils westlich, während der Esch „Hinter Kirchen“ im Tal und an den abschließenden flachen Hängen lag.

Die Markung weist etliche Bestandteile verschiedener Herkunft auf. Im östlichen Teil befand sich 1113 beim heutigen Neu-

weiler (um 1850 angelegt) eine Siedlung „Wiler“ mit einer Burg nördlich davon, der Weilersburg, deren Herren im 14. Jahrhundert öfters erwähnt werden, so 1394: „Die Priorin und die Frauen vom Konvent (des Klosters Stetten bei Hechingen) verkaufen an die Kapelle zu Ebingen 2 Pf. Hlr. (Pfund Heller) jährliche Gilt aus den Wiesen zu Wilersburg um 33 Pf. Hlr. Die Gilt rührt von Katherinen und Betten von Weilersburg, weiland Klosterfrauen zu Stetten“ (Urbar Stetten).

Die Bauten der Burg sind verschwunden, nur die Flurnamen „Weilertal“ und „Neuweiler“ erinnern noch an die Siedlung. Zur Weilersburg gehörte die Weilertalmühle. Die Siedlung hatte eigenen Zwing und Bann, also eine eigene Markung (WR 6690). Nach 1400 wurde die Markung Weiler, die einst in der Grafschaft Friedrichs von Zollern lag, wie 1113 bezeugt ist, mit der von Tailfingen vereinigt.

Im Nordosten der Markung von der „Markenhalde“ durch das „Marchtal“ (= Grenzthal) bis hinter den „Hohenberg“ (= Hochberg), (die „Burg“ für die Onstmettinger) zog sich ein Gebiet, das heute zwar zu Tailfingen gehört, dessen Zehnten aber zwischen Tailfingen und Onstmettingen geteilt war. Hier hebt sich deutlich ein Sonderbezirk ab. Auch hier bestand eine Siedlung, wahrscheinlich mit Namen Waldstetten, mit einer Burg und einer Mühle („Zweifelsmühle“, 1454 „zwifertzmüllin lit under herberg“). Die Siedlung muß aber schon früh abgegangen sein. An sie erinnert nur noch der Flurnamen „Waldstettertal“ (1454: „von walstettertal“, 1615 „zu Waldstettertal“). Hinter dem Hohenberg findet sich auch das „Walental“. „Waldstetten“ dürfte aus „Walastetten“ = Welschstetten entstanden sein, wie Waldstetten heute Ortsteil von Weilstetten und bei Balingen (bei der einstigen Hirschbrauerei), die welsche, vordeutsche Bevölkerung gehabt haben (Waldstetten bei Weilstetten 793 = walastetti). Die Bauernsiedlung mag noch im Hochmittelalter als Burgweiler für die benachbarte Burg gedient haben. Auf dem Berg, den die Tailfinger Hochberg, die Onstmettinger „Burg“ nennen, muß eine Burg gestanden sein, was die einzelnen Flurnamen deutlich ausdrücken: „Ann der Burg auff Hohenberg“ 1565, 1716: „an hinteren Hohenberg an der Burg hinauff“. Das heutige „Buchtal“ hieß 1454 „Burchtal“ und 1531: „Burchtal vor Walstettertal“. Über die Burginhaber ist nichts bekannt, auch Überreste von der Burg sind nicht zu entdecken.

In den verschiedenen Lagerbüchern (1454, 1565 usw.) sind viele Flurnamen aufgeführt. Es werden Fluren genannt, deren Namen abgegangen sind oder Fluren, die in den letzten Jahrhunderten, besonders aber solche, die in den vergangenen 100 Jahren, überbaut wurden. Teilweise sind Namen in Straßenbenennungen erhalten geblieben. Die in ständigem Wachstum begriffene Stadt (seit 1930 Stadt) drängte mit ihren Neubauten weit in die Seitentäler hinaus, erklomm die Halden, strebte den Nachbarorten zu, und weil der Talgrund zu eng geworden war, mußte selbst auf die Höhen ausgewichen werden (Langenwand, Stiegel usw.).

Die einstige Zelt „Hinter Kirchen“ mit ihren fruchtbaren Taläckern in der „Breite“ (ursprünglich dem Ortsherrn gehörend), den Wiesen am Bach in der „Au“, am „Holzbrunnen“ bei der Lutherschule, der auch in den kalten Wintern lief, „Markenhalde“ (s. oben), „Lammerberg“, „Brückle“, „Teuchelgrube“ bei der Brauerei, um nur wenige Beispiele zu nennen, sind heute übersät mit Gebäuden, aus denen die hohen Fabrikbauten und die vielen Schornsteine auffallend herausragen. 1455 heißt es in einem Streit der Klosterfrauen zu Stetten mit einem Hans Hiltelin, Kaplan am Margarethen-Altar der St. Nikolauskapelle zu Ba-

lingen, es ergeht die Entscheidung, in des Sütters Gut zu Tailfingen gehören im Esch hinter der Kirch hinaus 1 Jauchert an Markenhalde zu Kunzelmanns Acker.

Wir müssen schön den steilen Fußweg, das „Hohe Steigle“ zum „Hochberger Brunnen“ hinaufsteigen, um nicht überbaute Fluren zu haben. Wir gelangen dann zum „Hochberg“ (975 m), dem höchsten Berg der Markung, wo der Blick bis zum Schwarzwald schweifen kann. Der „Saurain“, einst Schweineweide, ist heute bewaldet (Fichtenwald). Auch das „Känzle“ gewährt von seiner unbewaldeten Nase aus über „Buchtal“ und „Heuberg“ hinweg Aussicht in weite Fernen . . .

In der Nähe der Straße nach Onstmettingen ist der „Heerberg“. Die alte Landstraße hieß einst „Heerweg“. Von der andern Seite schauen schöne Buchenwälder herüber, die den Heuberg wie ein Saum vom versumpften Tal („Ried“) trennen. Der Weg führt uns durch das „Emerenteich“, das seinen Namen von dem früher angebauten Emer hat, einer Getreideart, die nicht mehr angebaut wird. In die einstige „Teuchelgrube“ (abg.) legte man die hölzernen Wasserleitungsröhren, die Teucheln, um sie vor dem Austrocknen und Rissigwerden zu schützen.

Die Fluren der östlichen Schmiechahöhen

„Nank“ und „Staufenbühl“ dominieren hier. Sie sind durch den „Hals“ verbunden. Nank bedeutet Nacken, denn 1454 heißt es „uff Nack“, und der schöne „Staufenbühl“ ist mit einem umgestülpten Becher verglichen (s. Hohenstaufen). Das hochgelegene Ackerland hinter diesen Bergkuppen gehörte zur Zelge „Osterberg“, die im Osten lag. „Hinter Staufen“ kommen wir in die „Fäulen“ und in die „Nasse Gewand“. Die Namen zeigen schon, daß es sich hier um nasses Gelände handelt, wo zu viel Feuchtigkeit Fäulnis der Früchte verursachen kann. Ein unfruchtbarer Platz ist auch der „Rauhe Bühl“ mit seinen Felsen. Hier oben wurde einst das gefallene Vieh auf dem „Schelmenwasen“ vergraben. Die „Schmelzäcker“, heute Wiesen, müssen einmal fruchtbarer Boden gewesen sein. Vom unbewaldeten „Schafbühl“ hat man einen Blick über den gesamten Esch.

Wir sind nun in der typischen Kuppenalb mit ihren „Bühnen“. Selbst der durchziehende Hohenzollergraben ändert hier nichts. Die vielen Steinriegel beim „Langen Wasen“ (Wiese mit frischem Grün sind Beweis, daß hier einmal Äcker waren. Über „Resp“ (von Rispe), „Risselen“ und „Stadt“ gelangen wir zum 836 m hoch gelegenen Neuweiler (s. oben). Der Name Stad bedeutet Gestade, d. h. aber hier nicht Ufer mit Wasser, sondern felsige Teilkante. Auf dem „Hornenbühl“ steht ein schönes Fichtenwäldchen. Die Straße nach Bitz führt durchs „Braunetstal“ zum „Degerfeld“, dem heutigen Flugplatz. Weitgedehnte, tiefgründige Lehmböden erstrecken sich hier. Die Ziegler holten sich früher hier auf dem „Zieglerweg“ die über 2 Meter mächtigen Lehme. Auch die Vertiefungen zwischen „Braunetstal“ und „Dempach“ verraten, daß hier ehemals Lehmgruben waren. Der Name Degerfeld = großes Feld erinnert an die einstige Nutzung. Die zahlreichen Hügelgräber in den Wannen weisen auf frühere Besiedlung hin in vorgeschichtlicher Zeit. Die Höhen wie „Schönbuch“ (mundartlich „Schainbuch“) gehören dem Buchenwald. Im nahen „Kohlwäldle“ verrät der tiefschwarze Boden, daß hier vorzeiten Kohlen gebrannt wurden.

Bei den „Kalchbuchen“ beginnt das „Schalkental“, wo früher Kalk gebrannt wurde. Steil herauf führte die „Alte Steige“, so daß es immer eine beschwerliche Schinderei war mit Fahrzeugen heraufzukommen. Schalk bedeutete ursprünglich Knecht,

so daß Hermann Bizer, der Verfasser des Tailfingener Heimatbuches, vermutete, daß im „Schalkental“ die Knechte, also Leibeigene gelebt haben, während die Herren auf dem nahen Schloß hausten.

Auf dem „Schloßberg“ erbauten sich im Hochmittelalter die Herren von Tailfingen mitten in eine große vorgeschichtliche Wallanlage hinein eine Höhenburg, von der es noch 1880 in der Oberamtsbeschreibung heißt: „Auf der Felsenecke liegen die Trümmer eines 22 Schritt langen und 16 Schritt breiten Steinhauses mit einem an die äußerste Ecke vorgeschoben, gleichfalls zerstörtem Turme“. Heute ist von dieser Burg nichts mehr zu erkennen. Der doppelte Steinwall, der sich in einem Viertelkreis von Fels zu Fels zieht, und der Graben dürften von einer vorgeschichtlichen „Fliehburg“ für die einstigen Bewohner des Degerfeldes stammen, also etwas Ähnliches wie auf dem Gräbesberg bei Laufen.

Die geschlossenen Tailfingener Waldungen erstrecken sich an der östlichen Markungsgrenze und an den meisten Talhängen. Ursprünglich gehörte die Markung ganz dem Buchenwald. Die Kalkbuchenwälder sind aber vielfach in Nadelholzbestände umgewandelt. Der Wald überzieht meist die Einzelkuppen, zum Teil als Ergebnis der Aufforstung, wie bei „Schönbuch“ und „Niemandshohl“, der an der Grenze liegend wohl lange keinen Herrn hatte, also „niemandshohl“ war. Der Name „Risselen“ bedeutet wahrscheinlich Wald auf umgerissemem, umgebrochenem Land.

Die steil abfallende Schlucht „des Pfaffen Hühle“ wird einst dem Pfaffen Widmann gehört haben, der um 1383 auf der nahen Weilersburg saß, während des „Feyrerludes Winkel“ im Besitz wohl eines Ludwig Feyrer war (1655 wird ein Ludwig Feyrer als „Vogdt“ erwähnt). Die Tailfingener zugewandte Halde im „Weilertal“ ist die „Mühlhalde“, deren Namen an die Weilertal-Mühle erinnert, die wahrscheinlich vor 1386 von der Herrschaft Weilersburg erbaut wurde. Die Mühle ist 1900 abgebrannt und wurde nicht wieder aufgebaut. Die Wasser der „Weilertalbrunnen“ trieben einst das Mühlrad. Die Quellen haben aber die Tailfinger an die Bitzer verkauft, die dort ein Pumpwerk errichteten. Tal aufwärts heißt die Flur „Gründle“, also kleiner Talgrund. An der warmen „Otterhalde“ werden sich gerne Ottern gesonnt haben. Im unteren Weiler Tal standen vor dem Straßenbau zwei Felsen wie Türpfosten. Der Zugang kam so zu dem Namen „Klamm“.

In der Nähe ist der „Winkel“ und die „Schmauselöhle“, ein senkrechter Schacht, der von dem Feld- und Waldschützen Boley, mit dem Übernamen „Schmausele“, entdeckt wurde. Von hier ist es nicht mehr weit zum bewaldeten 946 m hohen „Schnorren“ (Schorren = schroffer Fels). Der „Lachweg“ (Lache = Zeichen an der Grenze) führt quer über den „Katzwang“. Mit „Wang“ wurde eine gewölbte Erhebung bezeichnet, die an die Wange des Menschen erinnert. Der Name „Wang“ kehrt öfters wieder (Weichenwang bei Meßstetten, Heselwangen, Dürrwangen, Roßwangen usw.). „Katzwang“ ist also ein aufgewölbter Geländeteil, wo es Wildkatzen gab. Neben der erhöhten „Wange“ ist die Einsenkung der „Kehle“, nämlich „Taleskehlen“.

In der Zelge „Leimenhalde“

Wenn es schon von der Zelge „Hinter Kirchen“ geheißt hat, sie sei größtenteils überbaut, so trifft dies auch, vielleicht sogar noch stärker, für die Zelge „Leimenhalde“ zu. „Unter Leimen“ (Name von dem lehmigen Boden) war einst der Festplatz. Im Tal zwischen Schloß- und Braunhartsberg war einmal die schon oben angeführte Quelle des „Holzbrunnens“. Über das kleine „Rollenbächle“ (Rollen = Trollblumen)

führte einst ein Steg, das „Schreitstegle“. Schmiechaabwärts der „Unteren Wiesen“ gab es die „Blattenwiesen“ (Blatten ist die mundartliche Mehrzahl von Blatt). Auf der linken Seite des Baches ist die „Türkei“ (kurze Straße). Sehr oft sind Ortsteile, die während eines Krieges im Bau waren, hauptsächlich wenn es sich um fern gelegene Länder handelte, nach dem Land genannt worden, wo der Krieg stattfand, so hier nach dem italienisch-türkischen Krieg (1911/12) (in Balingen „Manschüre“ während des russisch-japanischen Krieges). Der Truchtelfinger Grenze zu ist das „Bullen-täle“.

Im Braunhartsberg (969 m) steigt über der Stufenfläche des unteren Weißjura (β) ein Auslieger als allseitig freistehende Kuppe in den großen Quaderbalken (δ) auf. Der Name Braunhartsberg ist nicht sicher zu erklären. „Hart“ dürfte wie anderwärts Weidewald bedeuten. Bizer vermutet im Namen den altdeutschen Männernamen Braunhart. Der Braunhartsberg war für die Tailfinger schlechthin „der Berg“ („Hinter Berg“). Auf dem „Trieb“ wurde das Vieh zur Weide getrieben, denn das „Vordere Rossental“, „Eichenhalde“ und der „Bohl“ auf Truchtelfinger Markung sind alte Weiden. Der Boden ist hier dürrig, so daß an steilen Stellen das Gestein hervortritt. Mächtige Steinriegel zeigen, mit wie viel Mühe die nahen Äcker einst bewirtschaftet wurden. Die „Hauser Steige“ und der „Hauser Weg“ zum „Kornberg“, wo Dinkel gebaut wurde, geht in Richtung Margrethausen.

Interessant ist eine Markungsbeschreibung von 1716, die H. Bizer im Heimatbuch S. 153 bringt: „Dieses Flecken Theilfingen Bahn und Markung fahet an, eine halbe Stunde von dem Flecken hinauf, an dem Margrethenhauser Fußweg, auff Kornberg, bey dem Ersten unbezeichneten Drey Markkungs Schaidstein, ist ein niderer, rawer

(rauer), Langlechter, Kalchstein, hat oberher Ein Creutz, dabey stehet ein Säulin, mit dreyen Creutzen signirt, zwischen Michel Stechers von Theilfingen, und Michael Stumpen, Dorfvogten von Margrethen Hausen äkhern, und schaidet Theilfingen, Margrethen Hausen und Pfeffingen“. Der 118. Bannstein (Grenzstein) scheidet Tailfingen, Margrethausen und Truchtelingen, während der 119. zugleich wieder der erste ist: „Allwo nun auch dise: der Theilfingener Bahn und Marckhung Ihren Anfang nemmet und Wider sich Endiget“. Vom Albrand her fällt die Markung langsam gegen Südosten auf etwa 870 m im „Schönen Egart“ und im „Weglanger“. Die „Egerten“ sind unbebaute und ungenutzt liegende Ackerstücke, hier auf steinigem, buschigem Gelände. Man reutete hier das Unkraut aus und baute sie an, machte sie zu Äckern, so daß sie „schönes“ Land wurden. Ein „Weglanger“ ist ein Acker, der an den Weg „langt“ (reicht). „Ob dem Kiesertal“ wird ein Tailfingener Besitz gehabt haben.

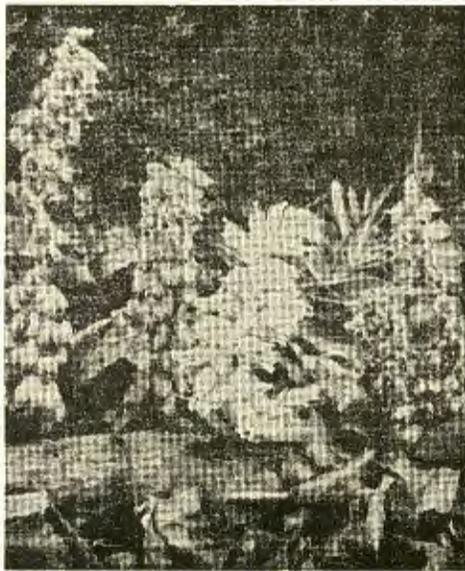
Die „Bildstöcke“, die in der vorreformatorischen Zeit, besonders seit dem 14. Jahrhundert üblich waren, bestanden aus einem Stamm oder einer Säule und trugen ein Heiligen- oder Widmungsbild. So stand ein „Bildstöckle“ nahe der Grenze auf erhöhtem Platz am alten Weg durchs „lange Tal“ hinauf und die „Kennensteige“ hinab nach Pfeffingen. Auf der Hochfläche dehnt sich heute nördlich der Pfeffinger Straße der Stadtteil „Langenwand“, der 1935/36 als Arbeitersiedlung seinen Anfang nahm. 1454 ist der Namen „uff langen gewand“ und 1544 „gelangen wand“ geschrieben. In der Nähe lag der Sophienhof, der 1960 abgebrochen wurde. Das „Horrentäle“ wird als Tälchen eines Mannes namens Horn gedeutet. Durch das „Kleine Wäldle“ hinauf ging früher ein steiler Fußweg, das „Katzensteigle“, wo man beinahe wie eine Katze klettern mußte.

Fortsetzung folgt

Die Schuppenwurz

Lathraea squamaria

In feuchten Laubwäldern und Gebüsch unserer Berge streckt ein Sonderling, einer unserer ersten Frühlingsblütler, seine mit ovalen schuppenartigen Blättern bedeckten, rosagefärbten Blütenstände mit einseitigwendig entspringenden Rachenblüten über das faule Laub: die Schuppenwurz. Sie erzeugt kein Blattgrün und stellt ihre Nährstoffe nicht in eigener Regie her, sondern bezieht ihren ganzen Lebensunterhalt von



einer Wirtspflanze. Als Vollscharotzer parasitiert sie auf Holzgewächsen, besonders auf dem Haselstrauch. Die oft meter-tief hinabreichende Pflanze zieht sich nach wenigen Blütenwochen wieder völlig in den Boden zurück. Zuvor hat sie aber ihre reifen Samen aus den einfächerigen Springkapseln geworfen. Mit ihrem fleischigen Anhang werden dann die Samen von den Ameisen verschleppt und vom Regenwasser in die Tiefe gebracht, wo sie jahrelang keimfähig bleiben können. Dort benötigen sie zur Keimung den chemischen Reiz, der von einer nahe wachsenden Wirtspflanze ausgeht. Die schnell entwickelten Keimwurzeln bohren in dieser das Leitungssystem an. So verschafft sich der Scharotzer die zu seiner Entwicklung erforderlichen und zu speichernden Stoffe. Seine Saugkräfte sind stärker als die der Wirtspflanze. Die fast 2-cm großen Blüten, schon Ende März Anfang April, an den 10 — 20 cm hohen, aufrechten fleischigen Trieben erscheinend, werden von frühfliegenden Hummeln befruchtet. Bleiben die Insekten bei ungünstiger Witterung aus, so kann der Wind die Bestäubungsfunktion übernehmen oder können geschlossen bleibende Blüten sich selber bestäuben. Die Schuppenwurz ist einer der vielen Beweise dafür, daß der Wald voller Geheimnisse steckt.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 25

29. April 1978

Nr. 4

Zum Kaisertum Ottos IV

von F. Roemer

Auch in der Geschichte der Kaiser und Könige aus dem Hause der Hohenstaufen treten Gegenkönige auf, die man schon vom Gefühl her mit einem gewissen Unwillen ansieht; sie hätten, so urteilt man, sich bemüht oder dazu hergegeben, Bestrebungen zu vertreten, die dem gesamten Reich nachteilig gewesen seien, wie dies schon die Zeitgenossen erkannt hätten. Aber Volksmund und Geschichte sind mit diesen Gegenkönigen gerecht verfahren. Sie wurden als ärgerliche, wenn auch gefährliche Intermezzos angesehen. Aber einer dieser Gegenkönige ist von anderem Format und für uns aus Gründen, die hier anzudeuten versucht werden soll, von großem Interesse. Es handelt sich um Otto IV., den einzigen Welfen, der es zur Königs- und Kaiserwürde gebracht hat, den dritten Sohn Heinrichs des Löwen.

Otto sollte man bei aller Vorliebe für die stauische Dynastie in die Reihe der tüchtigen Herrscher stellen. Es muß hier überlegt werden, ob die von den verschiedenen Gegenkönigen bekämpfte Reichspolitik nicht doch zwingend gewesen ist, so daß letztlich gerade die stauische Politik und Herrschaftsidee aus sich selber heraus bestätigt wird.

Sicher ist Otto IV. zunächst ein, man möchte fast sagen, für uns Nachfahren „störend“ wirkender Gegenkönig gewesen. Hätte es ihn bis zum Jahre 1208, als König Philipp ermordet wurde, nicht gegeben, wäre dies für die Geschichte des Reichs wohl von unschätzbarem Vorteil gewesen. Hier kann nur versucht werden, die Politik Ottos ab dem Jahre 1208 zu würdigen und sein Ende im Schatten Friedrichs II. zu erwähnen. Aber er war in diesem Zeitraum kein Gegenkönig mehr, sondern der legitime Herrscher.

Staufer und Welfen waren als Familien mehrfach miteinander verschwägert, aber nie befreundet. Barbarossas Mutter Judith war die Tochter des Welfen Heinrichs des Schwarzen, Herzogs von Bayern; König Konrads III. Sohn Friedrich (von Rothenburg) ehelichte Gertrud, Tochter Heinrichs des Löwen; Agnes, die Tochter von Barbarossas Bruder Konrad wurde von des Löwen ältestem Sohn Heinrich gewonnen. Otto IV. heiratete in erster Ehe die Tochter Philipps von Schwaben.

Die Stammbäume beider Geschlechter liefern den Beweis, daß die Staufer immer wieder einen Ausgleich mit den Welfen herbeiführen wollten; sie zeigen im 12. Jahrhundert eine Ebenbürtigkeit durch die familiären Bindungen der Welfen mit dem englischen und dänischen Königshaus. Den Welfen fehlte nur die Krone. Sie fühlten sich deren würdig, konnten sie aber mit der einen Ausnahme Ottos IV. nie erreichen. Ein stetiger Groll beeinträchtigte ihr Denken und Handeln; ihre Ahnen waren schon große Herren gewesen, als man von den Vorfahren der Staufer noch nicht viel mehr wußte, als daß sie irgendwo im östlichen Schwaben Gaugrafen waren und als besonders kaisertreu galten.

Heinrich der Löwe hatte sieben Kinder. Seine zweite Gemahlin Mathilde, Tochter König Heinrichs II. von England, war die Mutter Ottos; von vier Söhnen war er der dritte. 1182 in Argentau geboren, wuchs er im wesentlichen in England und englischen

Südwestfrankreich, mit gelegentlichen Aufenthalten in Braunschweig, auf, ging mit dem Vater in die Verbannung nach England und war als Graf von Poitou Statthalter des englischen Königs in dessen französischen Besitzung; er selbst nannte sich vorzugsweise Herzog von Aquitanien.

Otto verstand es, trotz seiner Jugend, sich Anhänger zu schaffen, Freunde gewann er sich nicht. Die Härte und Strenge des Vaters, gepaart mit Empfindlichkeit, über großem Ehrgeiz und Geltungsbedürfnis hatte er geerbt und diese Eigenschaften noch um einiges bei sich gesteigert. Außerlich entsprach der den Anforderungen, die man damals an Hochgeborene stellte; er war ein gutes Abbild seines ihm protegierenden Onkels Richard Löwenherz, sehr hochgewachsen, stattlich und in allen ritterlichen Künsten erfahren. Er besaß Qualitäten als Heerführer und war persönlich unerschrocken und tapfer bis zu Tollkühnheit, was man ihm später zum Vorwurf machte; aber ritterliche Tugenden und königliche Gesinnung und Haltung schienen ihm weniger wichtig. Von Minnegang und sonstigen kulturellen Anliegen des Zeitalters hielt er sich fern, sein realer Sinn ließ ihn auch die politischen Begebenheiten, etwa die Kreuzzugsziele, die Auseinandersetzungen mit Kirche und Papsttum, die Machtfragen zwischen König und Fürsten ganz anders als die meisten Zeitgenossen betrachten und angehen, bestimmt anders als die Staufer. Diese, besonders Heinrich VI., dürften ihm wohl Eindruck gemacht haben, aber er sah auch mit nüchternem Blick die Schwächen in ihrer Art, imperiale Probleme nobel lösen zu wollen, wo Härte und List vielleicht Besseres erbracht hätten. So war er, der keinerlei Charme besaß, als Politiker eher seinem englischen Großvater ähnlich, als dem in den Schwierigkeiten seiner Umwelt lebenden eigenen Vater. Er sah die Ziele und fand Wege für den Erfolg, darin auch seinem kaiserlichen Vorgänger, dem Salier, Heinrich V. ähnlich. Man möchte glauben, er habe sich über diese Dinge weitgehend ausgesprochen und wäre mit Vertrauensbeweisen und vertraulichen Äußerungen sehr sparsam gewesen. Er war geizig, unbeliebt und gefürchtet bei allen, wußte dies auch und wertete es je länger je mehr in rücksichtsloses Vorgehen und zynische Äußerungen um, welche die Zeitgenossen erschreckten. Dabei war seine Hausmacht im Reich — ein Drittel der braunschweig-

schen Stammlande — klein, die Zahl seiner Parteigänger aber bedeutend an Zahl und Möglichkeiten. Jeder, der die Staufer ablehnte, hielt zu dem Welfen. Sein mächtigster Bundesgenosse war die Kurie selbst und dann England. Alle aber waren unzuverlässig, wie es sich erweisen sollte. Es zeigte sich, daß die Staufer ein Königsbild geschaffen hatten, das bei hoch und niedrig unverrückbar als ideal galt und Gültigkeit durch Jahrhunderte behalten sollte. Die Welfen, besonders Otto, konnten und wollten sich dazu nicht aufschwingen. Allen Höhenflügen abhold, belächelte er die Träume der stauischen Partei und konnte es erst am Ende fassen, daß dahinter sich doch Realitäten zeigten. Er wird wie die französischen und englischen Könige seiner Zeit einen überschaubaren Nationalstaat einem Imperium vorgezogen haben. Oder täuschte man sich in ihm? In den Bestrebungen der französischen Könige, die Kaiserwürde zu erwerben, brauchte man sich jedoch nicht zu täuschen.

Kaiser Heinrich VI. war am 28. September 1197 mit 32 in Messina gestorben. In Italien und Deutschland brachen die geschaffenen, anscheinend festgefügtten Verhältnisse sofort zusammen, Welfen und Waiblinger formierten sich erneut; jede Partei wollte einen König durchsetzen, Philipp oder Otto; Philipp wurde im März, Otto im Juni 1198 gewählt. Die Nation zerfiel sofort in zwei Lager, die zunächst etwa gleichstark waren. Man darf nicht nur die Meinung vertreten, die eine Partei habe sich nur aus Ablehnung der Staufer und Hinneigung zu einer der Kurie und überhaupt der Kirche entgegenkommenderen Politik zusammengefunden, die stauische Partei nur vom alten Gegensatz zwischen Kirche und Reich und von ihrem Streben nach universalem Kaisertum gelebt; so mag es richtig gewesen sein, in gewissen populären Überlegungen die schon damals eine Art von Tradition zu sein schienen, aber wer konnte voraussehen, wie die Tatsachen sich entwickelten? Darum ist die Überlegung nicht abzuweisen, es habe sich auch um einen dynastischen Gegensatz gehandelt. Die Losung „hie Welf hie Waibling“ traf genau den Gesamtkomplex des Streites in allen Erscheinungsweisen der Anschauung. Die einen hatten genug vom universalen Kaisertum mit seinem Aufopferungsanspruch, die anderen von der Vergeudung der Kräfte des deutschen Königtums durch den verderblichen Kampf mit Päpsten, Fürsten und Bischöfen. Beide Parteien zeigen nun, daß wenigstens ihre Häupter auch umgekehrt denken und handeln konnten, sobald sie nur sicheren Boden zu spüren glaubten. Ein Gegensatz zwischen welfischem Drang, sich nach Osten erobernd auszudehnen und stauischem Beharren in der Einbeziehung Italiens in jede politische Überlegung, ist eigentlich nicht zu sehen, obwohl über diese Frage viel Streit noch in unseren Tagen bestand. Denn die Welfen wollten nur ihre Haus-

macht von Sachsen aus nach Osten ausdehnen. Andere Expansionsmöglichkeiten gab es gar nicht. Es bot sich fast wie ein Kreuzzug an, bedingte aber stärkere Beziehungen zu Niederdeutschland, Dänemark und England und brachte schon aus der Geographie ganz von selbst einen Gegensatz zu den Staufern. Die Welfen trugen keine unmittelbare Verantwortung für die kaiserliche Politik und nutzten dies aus. Die Staufer waren aus ähnlichen, aber nicht zur dynastischen Bestrebungen auf eine starke Position im Süden und Südwesten angewiesen. Wer Schwaben als Herzogtum besaß, grenzte an Italien und schaute nach Süden. Mit Schwaben besaß man die Alpenpässe und mußte danach trachten, Nord- und Mittelitalien in der Hand des Reiches zu behalten, Burgund nicht zu verlieren und mit Frankreich in möglichst friedlichen Verhältnissen zu leben. Die Lage in Italien duldet keine andere Lösung, wenn man es mit Kaisertum und Universalidee ernst nahm. Alles war, durch eine typisch reichspolitische Zielsetzung vorgezeichnet, eigentlich nur eine, wenn auch sehr schwierige Pflichterfüllung aus bestehenden Rechtstiteln heraus. Darum dünkt uns die staufische Haltung berechtigter, sieht aber auf die ersten Blicke unklarer aus, weil die erhöhte Vielfalt der Verhältnisse und des Geschehens zunächst verwirrend ist, aber bei einer Zurückführung auf die rechtlichen und politischen Grundlagen sich als einfach, ja als zwingend erweist. Es ist kaum denkbar, daß die Welfen, um es mit einem Wort zu sagen, Italien, Kaiserkrone und überhaupt eine Mittelmeerpolitik, aufgegeben hätten. Niemand hätte im 12. und 13. Jahrhundert eine wesentlich andere Reichspolitik treiben können als die Sachsen, Salier und Staufer sie unablässig zu führen versuchten. Auch die Welfen hätten nichts an diesen Schwerpunkten ändern können; dies bewies Otto IV. Man hat es sich schon recht einfach gemacht, wenn man darlegt, die Welfen hätten statt der Italienpolitik Ostpolitik getrieben, wenn sie Könige gewesen wären. Vielleicht darf dazu bemerkt werden, daß der Osten nicht mehr schlechthin für deutsche Einmärsche und Kolonisierung offenlag; es mag sein, daß im Osten bis zur Oder das damals mögliche und dauerhafte ohnedies schon erreicht war.

So herrschte ein zehnjähriger innerdeutscher Krieg seit 1198, dem Jahre, in dem Otto und Philipp von ihren Anhängern jeweils zum König gewählt worden waren, bis zur Ermordung Philipps. Philipp hatte mehr und mehr an Ansehen, Anhängern und Macht gewonnen, der Papst begann, ihn sichtlich zu begünstigen, ja, er stellte ihm sogar die Kaiserkrönung in Aussicht und ließ seinen Schützling Otto erkennbar fallen. Philipp hatte sich als kluger Diplomat erwiesen, er hatte auf nichts verzichtet, aber sich äußerst versöhnlich gezeigt, ein Staufer, der aussichtsreich versuchte, eine Reichspolitik ohne Waffengang in Italien zu gestalten. Er konnte es sich sogar leisten, zweimal mit Otto persönlich bei Quedlinburg zusammenzutreffen, um ihm, wie er glaubte, unter günstigen Bedingungen einen Verzicht auf die Krone anzutragen. Dabei ist interessant, daß diese Bedingungen, die Hand der ältesten Tochter Philipps, das Herzogtum Schwaben und die Nachfolge im Reich, sich später verwirklichten. Otto lehnte rundweg ab und meinte auch er könne seinem Gegner einen Verzicht zumuten. Es ging auch ihm, dem Realisten, um mehr. Er konnte es sich einfach nicht leisten, aufzugeben; dies verbot ihm nicht nur der welfische Stolz und seine hartnäckige persönliche Art, sondern auch die ihm dann erwartende, voraussehbare Bedeutungslosigkeit als Gefolgsmann des gleichaltrigen Schwiegervaters und der Verlust des englischen Rückhaltes. Er dürfte dem Staufer auch mißtraut haben. Er

war damals erst 30, Philipp 31 Jahre alt. Im Hintergrund aber gab es dann auch noch den Knaben Friedrich von Sizilien, für dessen Rechte einzutreten Philipp ehemals erklärt hatte und den man ja herbeiholen konnte; auch dies geschah dann und brachte den Welfen um den Thron.

Nach König Philipps Ermordung in der Burg Altenberg bei Bamberg am 21. Juni 1208 wählten die Fürsten einstimmig am 12. November desselben Jahres auf einem glänzenden, stark besuchten Reichstag in Frankfurt Otto zum König. Vorher hatte Papst Innozenz III., damals der eigentliche Gebieter der Christenheit, wissen lassen, daß er eine erneute Doppelwahl nicht dulden werde. Er hatte Otto in großem Maß protegiert, schwenkte aber dann, den Verhältnissen Raum gebend, mehr und mehr auf die Seite des anscheinend nachgiebigen und friedlichen Staufers um, wohl nicht ohne inneren Vorbehalt, weil man von Rom aus in einem Welfen stets den Kirchentreueren sah. Daß der Papst die Stunde nutzte, um die Deutschen aus Italien zu drängen, ist bekannt, fast verständlich, löste aber die Frage, was alles ein römischer Kaiser dort überhaupt noch bestimmen dürfe, nicht. Dafür war auch Italien viel zu sehr in sich gespalten; die dortigen Gegensätze erscheinen noch tiefer und unversöhnlicher als in Deutschland. Eine Absicht, einen anderen als den deutschen König zum Kaiser zu erheben, bestand in diesen Jahren von keiner Seite. Also war Otto IV. der einzige Anwärter. Aber die Kurie wollte davon ihren Nutzen haben und verließ sich auf Ottos Zusagen und Schwüre.

Papst und Kirche standen mächtiger da denn je. Innozenz III. fühlte sich als Schiedsrichter Europas, als Oberherr Siziliens und Italiens und als Zensor in Deutschland. Innozenz war ein hervorragender Geist, klug und gebildet wie wohl niemand seiner Zeitgenossen, ein großer Politiker, aber ein schlechter Psychologe und geringer Menschenkenner. Er meinte, zum guten Teil zurecht, daß nichts ohne seine Zustimmung im politischen Raume geschehen dürfe und war enttäuscht, ungehalten, ja verwundert, daß es in der Christenheit doch noch Monarchen, Bischöfe und Fürsten gab, die ihm Widerpart boten und seine Ratschläge oder Drohungen gleichgültig aufnahmen. Trotzdem ging die deutsche Königsfrage nicht ohne ihn; auch er wurde gerne als Vorspann benutzt. Er war von Otto und Philipp gleichermaßen umworben, aber er hatte sich gegenüber jenem zu sehr festgelegt, um ihn mit einmal fallen lassen zu können, diesen aber hatte er so häufig abgelehnt, daß es ihm schwerfallen mußte, ihn trotz seiner steigenden Macht anzuerkennen. Es scheint uns nachträglich manchmal, als habe er die zukünftige Entwicklung im Reich und die Kaiserfrage wie im Nebel auf sich zukommen sehen, sonst wären manche seiner Handlungen unverstündlich. Er war mißtrauisch gegen Philipp, den für den Papst einzigen Staufer, der ihm ohne Feindseligkeit vernünftige Anerbieten machte, die ihm aber zu wenig des von ihm für die Kirche vermeintlich endgültig Errungenen belassen hätten, traute auch der bedingungslosen Unterwürfigkeit des ehrgeizigen und ihm sicher plump erscheinenden Welfen nicht so recht; er hätte ihn gerne erhoben und gehalten, aber nicht groß und stark gemacht. Der Papst hatte ein Verantwortungsbewußtsein für das Kaisertum, das er als notwendig ansah, aber fürchtete bei der unklaren Lage für sich, für die Kirche und für Italien; er brauchte den weltlichen Arm, aber der Bannerträger des Statthalters Christi sollte bescheiden bleiben, kein Gegenspieler, kein Imperator sein, sondern ein treuer Sohn.

Innozenz wurde durch Philipps Tod und die einstimmige Wahl Ottos einer peinli-

chen Entscheidung enthoben; seine Lage war einfach aber zwingend geworden. Das Pendeln der beiden Parteien hatte aber trotz der ungeheuren Nachteile für das Reich wenigstens für den Papst den Vorteil gehabt, daß man — uneingestanden — Zeit gewann. Dies war vorüber, denn der Welfe nahte schon im August 1209 mit solcher Macht und Ungestüm, wie vordem nur selten ein Romzug stattfand. Innozenz hatte die alten Zusagen nochmals als Krönungsversprechen bestätigen und beschwören lassen. Es besagte, übrigens schon im Jahre 1201 beschworen und im Frühjahr 1209 wiederholt, daß alle Territorien, welche von der Kirche in Nord- und Mittelitalien beansprucht wurden, diese „recuperationes“, genau aufgezählt, dieser überantwortet, also vom Reich abgetreten werden müßten, daß in der Lombardei und Toskana nach päpstlichem Befinden die Verhältnisse geordnet werden würden, diese Gebiete aber formell beim Reich verbleiben sollten. Toskana (Tuscien) war in den geheimen Verhandlungen Philipps als kaiserliches Lehen an einen Neffen des Papstes vorgesehen gewesen; dieser päpstliche Verwandte sollte auch zur richtigen Zeit eine Tochter Philipps heiraten. Dies alles hätte für die Kirche einen einmaligen, noch nie erhörten Gewinn an Rechten und Territorien bedeutet und, verbunden mit der Lehensherrlichkeit über Sizilien, letztlich bewirkt, daß ganz Italien, wie es die Kurie schon lange anstrebte, den Deutschen — aber auch jedem anderen — tatsächlich verloren gewesen wäre, der Kaiser aber gehalten gewesen wäre, dem Papst stets Waffenhilfe zu geben. Otto IV., gelegentlich nicht nur als hochmütig, sondern als dumm bezeichnet, schwang nunmehr dazu und verlangte erst einmal die Kaiserkrönung. Er fühlte sich täglich sicherer, seine Macht stieg unangefochten; die Zeiten Konrads II. schienen wiedergekehrt. In Deutschland herrschte Ruhe, nicht zuletzt auch dadurch, daß er sich kurz vor dem Romzug im Mai 1209 auf einem Reichstag in Würzburg auf Anraten vieler Fürsten mit der damals etwa zwölfjährigen ältesten Tochter Philipps verlobte. Es scheint, als ob damals eine erlösende, aber leider nur kurze Welle der Einmütigkeit über Deutschland hinweggezogen wäre.

In Oberitalien angelangt, richtete und schlichtete er mit Strenge vielerlei dynastische und kommunale Feindschaften; man beugte sich ihm und versuchte nicht, es auf Kraftproben ankommen zu lassen. Sein Ansehen stieg ebenso wie sein Selbstbewußtsein; aber dabei blieb es nicht. Er mußte sich fragen, ob es überhaupt vertretbar war, nur wegen der Krönung eine Schwächung des Reiches hinzunehmen, die kein Reichstag gebilligt hatte und auch nicht hinnehmen würde. Das Krönungsversprechen erschien ihm und nun auch seinen, durchaus nicht einseitig welfischen Beratern angesichts der Verantwortung gegenüber dem Reich, aber auch vor sich selbst, mehr und mehr als Unmöglichkeit, die er vor über acht Jahren mit noch nicht 20 Jahren — überlegt oder unbesonnen — eingegangen war, als Erpressung, als ein Geschäft, das mit realen Überlegungen nichts mehr zu tun hatte; er war in seiner neuen Nüchternheit über das Mißverhältnis zwischen Kaufpreis und Gegenleistung nunmehr tief erschrocken. Auch wußte er, Philipp wäre nie so weit entgegengekommen wie er selbst dies aus Not, Ehrgeiz und Unkenntnis heraus getan hatte. Wir dürfen unterstellen, daß er den inneren Entschluß, sein beschworenes Versprechen nicht zu halten, erst in Italien faßte, weil die neue Situation ihm soviel an Machtzuwachs, aber auch an Erkenntnissen und weltweiter politischer Überlegung brachte. Er mußte sich eingestehen — wenigstens vor sich selbst —, daß die Staufer seit einem halben Jahrhundert, nicht anders denken und handeln konnten, als er selbst

zu tun sich anschickte. Er konnte auch nicht mehr zurück, denn es hätte bedeutet, jetzt alle Fürsten gegen sich zusammenzuscharen und zu empören, sich Verrat am Reich vorwerfen lassen und mit der Wahl eines Gegenkönigs rechnen zu müssen, überhaupt im ganzen Verlust an Verlust hinzunehmen, ja sich selbst aufzugeben. Er vermochte wirklich alle Folgen zu überblicken. Dies war am Schauplatz Italien auch nicht mehr schwierig; wahrscheinlich dürfte ihm nunmehr die Entscheidung leicht gefallen sein, den Papst zu betrügen, wie ja auch dieser das Reich in unzumutbarer Weise zu schwächen versuchte, nicht etwa nur, um die Zeremonie der Kaiserkrönung immer teurer zu machen. Noch schwieg der König und wartete die Krönung ab, aber er machte seine Bedenken dem Papst bekannt, vielleicht auch in der Hoffnung, der Papst werde den Schuldschein nicht voll einlösen, und die Unerfüllbarkeit seiner Forderungen aus der Gegenwart verstehen.

Es ist schon ein Unterfangen, in die eigenen Überlegungen Ottos einzudringen. Sie können kaum anders gewesen sein, als eben darzustellen versucht wurde. Aber bei aller mutmaßlichen Gelassenheit Ottos war der Bruch eines Eides, eines Königswortes, im Mittelalter etwas ganz Schwerwiegendes und für einen gekrönten und gesalbten König eigentlich unmöglich. Daß er unmittelbar vor seinem Lebensziel und der vermeintlichen Rehabilitation der Welfen vor der Geschichte aus politischen Erwägungen zurückschrecken könnte, wäre für uns aus den voraussehbaren Folgen heraus kaum verständlich, daß er aber sein Gewissen durch Eidbrüchigkeit unerträglich belasten und eine schlimme Feindschaft mit dem Papst auf sich nehmen müsse, hat ihn nicht zurückgehalten. Er schonte sich selbst nicht mehr, da er sah, er müsse das Reich mehr wie seither als Ganzes und besonders in Italien vertreten. Sicher war er sich bewußt, daß er ein anderer hätte werden müssen als er es als Repräsentant der welfischen Partei noch hatte sein können. Wir dürfen vermuten, daß er in seinem natürlichen Trotz durch die päpstlichen Forderungen eher verhärtet wurde und erst jetzt als alleiniger König auch das Gefühl für die historischen und politischen Zwangslagen ihm immer mächtiger beherrschte. Ein tiefer Groll wird in ihm wieder erwacht sein, der früher den Staufern galt, jetzt aber fast ins Unheimliche gegangen sein könnte, da er sich als einstiger hilfesusuchender Gegenkönig ausgenutzt und mißbraucht vorkommen mußte. Es wäre falsch, alle Gefühle, Gedanken und die daraus folgenden Taten lediglich schlaudem Kalkül zuzuordnen. Er war für das Kaisertum reif geworden, weil er die Sache des Reiches der Rücksichtnahme auf sich selbst vorzog.

Otto IV. zog vom unteren Etschtal hinüber nach Mailand. Die Stadt empfing ihn glanzvoll. Sie hatte schon vorher durch Geschenke ihre Treue und Zuneigung bewiesen, offenbar, um darzutun, daß sie nur gegen die Kaiser aus staufischem Hause feindlich gesonnen gewesen sei. Unter ebenso prächtigen Umständen krönte ihn der Erzbischof mit der Eisernen Krone der Langobarden. Ohne Zweifel ein Gewinn für den König, der Mailand dankbar seine Vorrechte bestätigte und ihm sogar die Krönungssteuer erließ; dies war für Mailand und für Otto mehr als eine Geste. Weniger gnädig wurde mit Bologna verfahren; dort hatte man sich Reichsgüter aus der immer noch umstrittenen Erbschaft der Markgräfin Mathilde angeeignet. Die Stadt wurde von dem neu ernannten, dem König vorausziehenden Reichsvikar Fulger, Patriarch von Aquileja, mit einer hohen Geldbuße belegt. Ähnlich verfuhr dieser mit Genua, Pisa und Florenz; der Papst glaubte auf die an ihn gerichteten Be-

schwerden der Städte den König warnen zu müssen, was Otto sehr verstimmt haben dürfte, wie er auch früher schon moralisierende Briefe des Papstes als Eingriff empfinden mußte. Er begann, Belehnungen vorzubereiten, die in den an den Papst demnächst abzutretenden Gebieten lagen. Pisa verpflichtete er zur Gestellung einer Flotte von 40 Galeeren, deren Zweck damals noch niemand erkennen zu können glaubte; die Pisaner handelten dafür San Bonifazio in Korsika ein, das den Genuesen gehörte und denen mit der Acht gedroht wurde, falls sie es nicht herausgäben. Man sieht, die Politik Ottos begann weite Kreise zu ziehen. Endlich, am 4. Oktober 1209 fand die Kaiserkrönung in Rom statt, übrigens gegen den Willen einiger Kardinäle und Senatoren. Zuvor waren Innozens und Otto in Viterbo zusammengetroffen; alles schien äußerlich klar und friedlich zu sein. Die beiden sahen sich nicht wieder.

In der Ewiggen Stadt brachen schon während des Krönungsmahles Streitereien, dann Straßenkämpfe zwischen den kaiserlichen Truppen und der Bürgerschaft aus, ein Bild, das man seit langer Zeit beinahe als dazugehörig betrachten darf, wenn Kaiserkrönungen stattfanden und Truppen, vor allem deutsche, in der Stadt lagerten. Die Mailänder hielten die Tiberbrücke und schlugen sich tapfer. Kaiser Otto verlegte auf dringendes Anraten des Papstes schon nach wenigen Tagen wegen angeblicher Verpflegungsschwierigkeiten das Heer in die Umgebung; er war sehr verstimmt und fand diesen Abzug unruhig. Aber da trafen wiederum Abgesandte aus Apulien ein. Er und der Papst sahen, was kommen werde. Otto hatte, wie schon angedeutet, noch vor der Krönung dem Papst mitgeteilt, daß er seine Versprechungen wohl nicht werden halten können. Dieser aber mußte schweigen, weil es sich um geheime, vor allem persönliche Verträge ohne Zustimmung auch nur eines Teiles der Fürsten gehandelt hatte, von denen nur sehr wenige Personen etwas wußten; auch hätte er sich eine Offenlegung der Versprechungen Ottos nicht leisten können, da dieser immer als erklärter Schützling gegolten und er ihn offiziell zur Kaiserkrönung eingeladen hatte. Sein Schwanken zwischen Otto und Philipp hatte den Papst, so vorteilhaft er den Streit der beiden zu nutzen gedachte, schließlich in die jetzt bestehende,

allerdings noch inoffizielle, aber fatale Situation gebracht. Aber es darf wiederholt werden, daß beide es nicht hatten wagen können, mit ihren Abmachungen, womöglich schon vor Jahren, an die Öffentlichkeit zu treten; das mußte einem offenen Streitfall nachgeschoben werden. Dieser sollte bald kommen. Nur muß noch ergänzend angefügt werden daß es sich nicht nur um die territorialen Recuperationen (Wiedergewinnungen) handelte, sondern um wesentliche politische Rechte des Reiches gegenüber den Bistümern und Abteien. Nach seinem Grundsatz (Freiheit der Kirche durch Herrschaft der Kirche) strebte Innozens das Amt eines Schiedsrichters über alle Länder des christlichen Abendlandes an. Er hatte auch vorgeschrieben, daß und wie Otto IV. mit Frankreich Frieden zu schließen habe. So habe er auch im Krönungsversprechen den vollständigen Verzicht des deutschen Königs auf die Belehnung der großen Kirchenfürsten gefordert. Angesichts der gewaltigen, die der weltlichen Fürsten übertreffenden Macht und des riesigen Besitzes und Reichtums der Reichskirche bedeutete dies das Ende einer selbständigen kaiserlichen Politik. Die geistlichen Fürsten konnten im Reichstag, dem Rat der Fürsten, immer den Ausschlag geben. Sie hätten nur von ihren Kapiteln frei gewählt und vom Papst bestätigt werden brauchen, dem König wäre die förmliche Übertragung der weltlichen Herrschaftsrechte verblieben, mehr eine Geste als ein versagbarer politischer Akt. — So war die Lage zwischen Kaiser und Papst in den Tagen vor der Krönung. Die Spannung zwischen beiden blieb nicht länger verborgen, nachdem die kaiserlichen ganz Mittelitalien mit Ausnahme des eigentlichen Kirchenstaates, des Patrimonium Petri, in Besitz genommen hatten. Innozens schwieg auch nach der Krönung dazu; er war sogar etwas nachzugeben bereit. Aber Otto wollte nicht mehr; er sah jetzt, was er mit der Einhaltung seiner Versprechungen angerichtet hätte, mit völliger Klarheit, und empfand seine Haltung als ganz selbstverständlich und unabänderlich. Es ist nicht zu leugnen, daß er durch seine Machtstellung in seiner Haltung noch bestärkt wurde und ein Risiko einging, das sozusagen staufischen Charakter hatte.

(Fortsetzung folgt)

Die Kirche zu Weilheim bei Balingen

Von Fritz Scheerer

Die ersten Zeugnisse christlichen Glaubens sind in unserer engeren Heimat die Goldblattkreuze aus alamannischen Adelsgräbern von Burgfelden, Dotternhausen und Lautlingen. Sie stammen aus der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts. Im Sommer 1953 stieß nun H. Single in Weilstetten („Heimgarten“) bei Umbauarbeiten seines Scheunenbodens auf vier west-ostorientierte alamannische Gräber, von denen die Gräber 1, 2 und 4 die üblichen Beigaben enthielten, während Grab 3 neben anderen Gegenständen (verzierte Knöpfe, Sax, Lanzenspitze, Denar Vespasians, Sigillatenschüssel, Lampe usw.) eine eiserne Riemenzunge mit Silbertauschierung enthielt, deren Randeinfassung in lateinischen Buchstaben mit Niello eingelegt eine Inschrift trägt und zwar Psalmvers 91,11: „(ANG)-ELLIS SUIS MANDAVIT DE TE UT COSTOTIAMTE I OMIBOS VI(IS)“ (Er hat seinen Engeln befohlen in bezug auf Dich, daß sie Dich behüten auf allen Wegen) (s. Abb.). Der hier Beerdigte, der allerhand beschriftete Gegenstände gesammelt hat,

die ihm mit ins Grab gegeben wurden, dürfte schon Christ gewesen sein. Sein Christentum war aber noch mit heidnischen Vorstellungen verbunden (s. auch Heimatk. Blätter 1954 Nr. 1).

Der Kirchenheilige Dionysius

Eine Pfarrei zu Weilheim dürfte aufgrund des Patrons der dortigen Kirche nicht vor der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts eingerichtet worden sein. Denn nach einer Urkunde von 1429 (WR 6789) ist die Kirche zu Weilheim St. Dionysius geweiht. Christen gab es aber zu Weilheim, wie die oben erwähnten Gräbfunde zeigen, schon 100 Jahre vorher, da der hier Begrabene aller Wahrscheinlichkeit nach noch zu seinen Lebzeiten sich für einen Christen gehalten hat und im Sinne jener Zeit er auch einer war.

Wer war nun dieser Heilige Dionysius? Sein Name begegnet uns in der Bibel, Apostelgeschichte 17,34: „Etlche Männer aber hingen ihm (dem Apostel Paulus) an und wurden gläubig, unter welchen war

Dionysius, einer aus dem Rat“. Nach diesem Dionysius nannte sich der Gründer des Bistums Paris, der im Jahre 272 den Märtyrertod erlitt. Über seinem Grabe wurde um 650 die Benediktinerabtei St. Denis (St. Dionysius) errichtet, in welcher die französischen Könige beigesetzt wurden.

Der Heilige Dionysius war bei den Franken schon der Schutzherr des merowingischen Geschlechts und später der Hauptpatron der Kirchen der Karolingerzeit. Ende des 8. Jahrhunderts wird er auch bei uns der Patron von Kirchen, so in Weilheim und Bodelshausen und vielleicht auch in Roßwangen.

Die Dionysiuskirche in Weilheim muß vor 793 eingerichtet worden sein, denn das Kloster St. Gallen, das seit 793 in Frommern begütert war und seit 839 einige Güter in Weilheim innehatte, war stets bestrebt, die Weilheimer Kirche zu einer Filialkirche der Frommerner zu machen, was ihm zwischen 1275 und 1324 auch gelang (s. unten).

Die Pfarrei Frommern ist jünger als die zu Weilheim, sie kann erst nach 800 eingerichtet worden sein. Im Jahre 793 schenkte ein gewisser Perchtold (Berchtold) zusammen mit anderem Besitz dem Kloster St. Gallen den größten Teil von Frommern. Das Kloster richtete hier einen Fronhof ein und erbaute bald darnach eine Galluskirche. Ein Pfarrei wird in Frommern zwar erst 1228 erwähnt, aber alle Umstände sprechen dafür, daß eine Kirche bald nach 800 erbaut worden ist. In Dürnwangen muß eine Peterskirche und in Weilheim eine Dionysiuskirche schon vor 793 vorhanden gewesen sein, denn sonst hätte sich das mächtige St. Gallen sofort daran gemacht, eine Kirche dort zu gründen und die Frommerner Galluskirche wäre dann die Mutterkirche des Bezirks geworden. Dem übermächtigen Einfluß von St. Gallen hätten sich die andern nur schwer entziehen können.

Weilheim, vor 799 Wile, 839 Wilon genannt, steht neben einer römischen Villa und wurde wie die andern „Weil“ mit diesem Namen benannt. Wahrscheinlich war der Ort fränkisches Reichsgut und daher kommt dann die Verbindung zu St. Denis (Jänichen). Nebenan liegt Waldstetten, 793 Walastetti (= Siedlung von Welschen) genannt. Ist vielleicht St. Denis an der Gründung dieser Siedlung beteiligt?

Die Pfarrei Weilheim

Die Pfarrei Weilheim wird 1275 im Liber decimationis erstmals erwähnt und zwar unter dem Namen Wiler. Sie gehörte zum Landkapitel Ebingen-Schömberg. Mit dem „Liber decimationis cleri Constancien-sis pro Papa de anno MCCLXXV“ wurde

auf dem Konzil zu Lyon ein Jahr zuvor beschlossen, die Kosten eines geplanten Kreuzzuges durch die Besteuerung der Geistlichen aufzubringen. Sechs Jahre lang sollten diese den Zehnten ihrer Einkünfte dafür abführen. Das Einkommen des Geistlichen zu Weilheim war jedoch gegenüber andern Pfarreien bescheiden. Dies blieb es auch später. Das zeigen noch die Pfarreinkommenslisten zu Ende des 15. Jahrhunderts, nach denen die Erstfrucht-abgaben des Pfarrers zu „Wylhain“ (Weilheim) 6 Gulden betragen, während sie für die benachbarten Endingen und Roßwangen zu je 14 Gulden, für Dürnwangen sogar zu 20 Gulden veranschlagt waren.

Die Pfarrei Weilheim bestand bis etwa 1350. Danach wurden Weilheim und Waldstetten als Filialen der Pfarrei Frommern zugeteilt. Am 12. Juli 1463 gab dann Graf Ulrich von Württemberg die Einwilligung zur Stiftung einer Pfarrei zu Weilheim, nachdem die Bauern der beiden Dörfer Weilheim und Waldstetten die Pfarrei neu ausgestattet hatten. Am 24. September trugen die Gemeinden dem Konstanzer Bischof Burkhard vor, daß vorzeiten hier eine Pfarrei bestanden, aber durch Kriege und Verheerungen in Abgang gekommen sei. Ihr Gesuch fand Anklang und der Bischof erteilte am 29. Oktober die Genehmigung zur Errichtung einer Pfarrei (Sattler, Grafen). Am 30. Oktober 1463 wurde Johann Conrad im selbständig gewordenen Pfarrbezirk Weilheim und Waldstetten eingesetzt und bestätigt (Krebs, Annatenregister). Nachfolger Conrads war am 1. 12. 1466 Jakob Schiemer von Nürtingen (bis 1476).

An die Pfarrei Frommern mußten nach der Abtrennung 7 lb. 10 B hlr. (Pfund, Schilling) Separationszinsen gezahlt werden. Der Kirchensatz wurde württembergisch. Den Kleinzehnten bezog der Pfarrer, sowie Gülten aus dem Enderhof, der zu einem Drittel von dem Hl. Dionysius an die neue Pfarrei gekommen war. Neben Zinsen aus den beiden Orten kamen noch zahlreiche Zinsen aus Nachbarorten (Balingen, Frommern, Heselwangen, Roßwangen, Erzingen und Taillfingen). In Engstlatt hatte die Pfarrei ein Lehengut.

Nach der Reformation wurde der Binsdorfer Pfarrer Lienhard Wegerlin als Pfarrer eingesetzt. Doch nach seinem Weggang (1565) blieb die Pfarrstelle unbesetzt. Weilheim und Waldstetten wurden wieder vom Pfarrer von Frommern versehen. Erst am 1. April 1928 bekam Weilheim wieder eine selbständige Pfarrei. Das alte Pfarrhaus war schon längst abgegangen, 1927 mußte daher ein neues gebaut werden.

1429 wird anstelle einer früheren Kapelle eine Weilheimer Kirche urkundlich erwähnt, deren Turm und Chor wohl noch

in der heutigen Kirche enthalten sind, während das Langhaus aus einer späteren Zeit stammt. Eine Glocke dieser Kirche von 1586 hat alle Kriegsstürme überlebt. Als Pfarrer der Reformationszeit ist Paulus Wagner verzeichnet, der „noch ein Meßpriester gewesen, sich aber nach der Hand zu der Augsburger Konfession bekannt“.

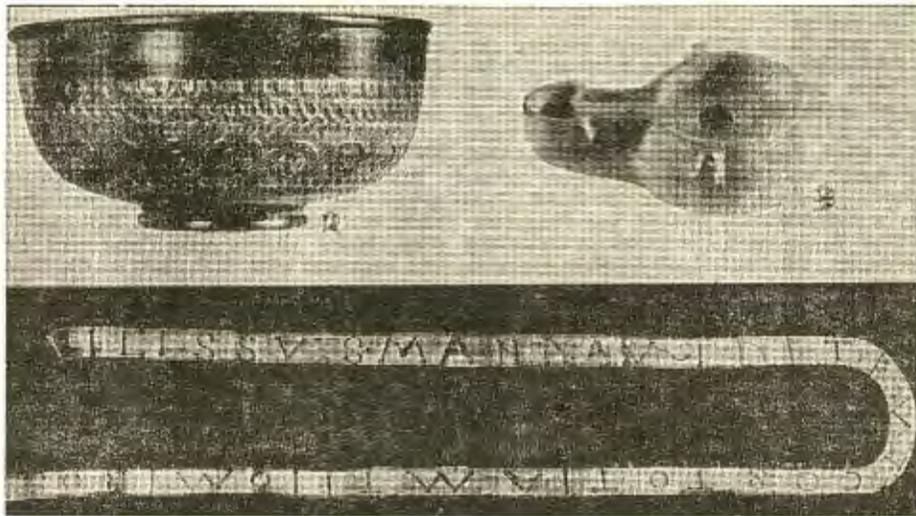
1934 wurde die Kirche nach den Entwürfen der Architekten Klatt und Weigle grundlegend umgebaut und das schmale Langschiff nach Norden erweitert. Zu dem 1866 gestifteten Altarkreuzfix kamen als besonderer Schmuck die Chorfenster von Kunstmalers Walter Kohler. Von dem gotischen Bau dürften Mauerteile in der Südwand, im Turm und Chor, sowie drei kleine spitzbogige Chorfenster stammen. Weilstetten (Name seit 1. 10. 1936) kann nach all dem auf eine über 1300jährige christliche Geschichte zurückblicken.

Die Schlüsselblume



Die erste des Jahres ist sie zwar nicht, wie uns ihr lateinischer Name Primel einreden will, aber als eine der ersten schlüpft sie aus der Rosette ihrer runzligen Blätter. Ihren deutschen Namen verdankt sie der gleich einem Schlüsselbart geformten zierlichen Blüte. Im Schwäbischen heißt sie „Badenke“, das vielleicht mit einem verballhornten Betunie zusammenhängt. Bei uns blühen im Frühjahr zwei verschiedene „Himmelschlüssel“: die großblütige, schwefelgelbe Waldschlüsselblume (*P. elatior*), die aber auch auf feuchten Wiesen wächst, während die Echte Schlüsselblume (*P. veris*) mit ihren glockigen dottergelben Blüten mit den fünf orangefarbenen Flecken mehr die sonnigen, trockenen Lagen bevorzugt. Diese zeichnet sich durch einen fruchtig feinen Geruch aus. Die Schlüsselblume hat zu mancherlei Sagen angeregt. Auch die Alchimisten haben das goldfarbene Kraut im Sinn der Signaturlehre als Schlüssel zum Reich der Geheimwissenschaft gebraucht. Der alte wissenschaftliche Namen der Wiesenschlüsselblume (*P. officinalis*) zeigt an, daß sie offiziell, also heilkräftig ist und in das Sortiment der Offizin, der Apotheker gehört.

Fritz Scheerer



1) Silberne Randeinfassung einer Riemenzunge 2) Sigillatasschüssel 3) Lampe

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 25

31. Mai 1978

Nr. 5

Besitzungen des Klosters Beuron in unserer Gegend

Von Fritz Scheerer

In einem fast 200 Meter tiefen Engtal durchbricht die obere Donau die Schwäbische Alb und erreicht erst unterhalb Sigmaringen das weiträumige Oberschwaben. Wildromantische Felswände wechseln mit steilen Waldhängen und malerischen Bergschlössern und verleihen dem Tal durch den Formen- und Farbenreichtum einen besonderen Reiz. Ein Kleinod dieser Gegend bildet das in ein herrliches Felsenrund gebettete Kloster Beuron. Das sanfte, von der Donau in anmutigem Bogen umschlossene Gelände mit fruchtbarem, mit Sand, Geröll und Lehm gemengtem Boden war für ein Kloster wie geschaffen. Die üppige Weitung des Tales konnte die Grundlage für eine wirtschaftliche Betätigung werden.

Die Anfänge des Klosters sind in Dunkel gehüllt, denn sowohl Stiftungs- wie Schenkungsurkunden fehlen. Die „Gründungsurkunde“, die das Jahr 777 als Gründungsjahr angibt, ist heute einwandfrei als plumpe Fälschung aus der Zeit um 1762 erwiesen. Auch die Überlieferung, wonach zuerst auf der Höhe gegen Fridingen die erste klösterliche Niederlassung bestanden haben soll, kommt wegen Mangels einwandfreier geschichtlicher Quellen über Vermutungen nicht hinaus. Über die Gründung des Augustinerchorherrenstiftes im Tal sind wir ungleich zuverlässiger unterrichtet. Als ziemlich sicher gilt nur, daß das Augustinerkloster im Tal ums Jahr 1077 während des Investiturstreits von einem sonst nicht weiter bekannten Peregrinus aus dem Rittergeschlecht der Herren von Hofkirch gegründet worden ist, denn durch die Bestätigungsurkunde von 1097 (Urban II.) und die Privilegienbriefe der Stiftung weiß die Tradition von ihm nur Legendenhaftes zu berichten. Doch sehr wahrscheinlich hat er nach der damals allgemein üblichen Praxis das Kloster mit Gütern ausgestattet. Einer der Zeugen des Stiftungsaktes, Graf Manegold von Altshausen-Veringen, wird 1077 in den Quellen erwähnt. Als zweiter Zeuge wird Graf Burkhard von Nellenburg (Stockach) genannt.

Erst die Urkunde von 1253, die Übergabe der Schirmvogtei an Graf Friedrich von Zollern, gibt genauere Auskunft über den Besitzstand des Klosters. Er umfaßte Kirche, Wohn- und Wirtschaftsgebäude und den Grundbesitz des ganzen Tales auf der rechten Donauseite vom Füllental (heute St. Maurus im Feld) bis zum Sperberloch gegen Fridingen. Zum Stiftungsgut gehörten die beiden Höfe an der Leibertinger Steige und auf dem Reinfeld. An dem Stiftungsakt sollen zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten aus den Kreisen der päpstlichen Reformbewegung teilgenommen haben. Die Gründung des Klosters steht also vollständig in der Linie anderer Gründungen wie Hirsau, St. Georgen (Schwarzwald), St. Blasien, Zwiefalten usw. 1253 werden u. a. als Besitz genannt der Kirchensatz von Oberdisgheim, Leute und Güter daselbst, sowie Leute und Güter in Tiringen, Winzeln (abg. beim Oberhauser

Hof), Hausen, Hossingen, Meßstetten, Böttingen, Königsheim, Aggenhausen, Mahlstetten, Dürbheim, Renquishausen, Heinstetten, Starzeln usw. Schritt für Schritt wurde zielbewußt bei den Erwerbungen vorangeschritten, um möglichst einen zusammenhängenden Güterbestand zu erhalten. Dabei ging es vorwiegend in nordwestlicher Richtung auf den Heuberg und die Hardt, in das Bära- und Schmiechatal. Teils waren es Schenkungen von Adeligen wie der Zollern, Hohenberger, Fürstenberger oder der edelfreien Herren von Werenwag, Bubenhofen, Kallenberg oder von Klosterinsassen wie Berthold von Meßstetten. Der südlich der Donau gelegene Besitz war weit zerstreut und erstreckte sich bis in die Bodenseelandschaft. Zwischen 1300 und 1400 erreichte das Chorherrenstift seinen geistigen und wirtschaftlichen Höhepunkt. Mit Beginn des 15. Jahrhunderts machte sich aber ein langsames Schwinden des Opfergeistes, der frommen, tief religiösen Gesinnung bemerkbar, und die Schenkungen und Stiftungen wurden seltener. Im folgenden sollen nun die Besitzungen des Augustinerklosters in den einzelnen Orten unserer Gegend nicht in chronologischer, sondern in alphabetischer Reihenfolge zusammengestellt werden.

Das Kloster ließ seinen Besitz in der Umgebung von Balingen durch einen klösterlichen Schaffner verwalten, der seinen Sitz in Balingen hatte. Ein Beuroner Schaffner wird hier erstmals 1521 erwähnt. Von den Maiern zu Erlaheim heißt es: „Sie solent och daz vorgeschribin gelt antworten gen Balingen oder gen Schönberg, gen Hächingen oder gen Haigerloch“ (Urbar Birrlinger 200). Zum Beuroner Hof in Winterlingen gehörten zu Anfang des 14. Jahrhunderts im „Bitzer Feld“ etliche Äcker (Beuroner Urbar, im folg. abgekürzt „U.B.“). 1325 stiftete Pfaff Dietrich zu Burgfelden 1 Pfund Heller (lb. hlr.) jährliche Gilt zur Pitanz (der Gesamtheit zugute) für einen Jahrtag für Graf Friedrich von Zollern zur Hälfte dem Propst, zur andern Hälfte dem Herrn gemeinlich über'n Tisch. Dekan Mayli von Meßkirch teilte dann diese Stiftung zwischen Propst und Konvent im Verhältnis 3 $\frac{1}{2}$:4 Schilling.

In dem Beuroner Urbar aus dem Anfang

des 14. Jahrhunderts, das uns über Flur- und Personennamen unserer Heimat interessante Aufschlüsse gibt, wird das Ackermannsgut zu Dautmergen beschrieben (die Schreibweise der Flur- und Personennamen ist im folgenden teilweise etwas modernisiert). „Im Esch an den Luran (Luren), im Ätental (Etten=Weidengeflecht), an Aubrechten dem Hasen, an Landolts Acker, am Vogelsang, an den Bünden, an dem oberen Weg, an der Geschroten (mit der Hacke, nicht mit dem Pflug bearbeitet), am Hagun (1 sätelle oder 1 Sautel auf dem Hagen=die Breite, die der Sämann im Hinschreiten mit der Hand überstreut), am Balinger Weg, zu Hülan, am Holder Acker, im Wintertal, am Bach liegt am Gaeber an St. Verena (Patronin der Kirche) des Gaebers Halde, in der Wanne, an der Risun, das Härdli, die runde Wiese auf Mettenberg (=Mitte), Hölzle in der Heggun, der lange Lur ob Heusteig, der lange Morgen und der Hartgarten“.

In Dormettingen besaß das Kloster mindestens seit dem 14. Jahrhundert ein größeres Lehen von 63 Jauchert (1 J. = 1 Tagewerk, rund 1 $\frac{1}{2}$ Morgen) Äcker und 11 Mannsmahd (Mm.) Wiesen. Im Jahre 1500 waren es 62 J. Äcker und 11 Mm. Wiesen, während es 1733 nur noch 21,5 J. Äcker und 0,5 Mm. Wiesen waren. Die Ablösung des Lehens wurde 1842 vollzogen. Dieser Besitz wird im Urbar folgendermaßen beschrieben: „In dem Esch zwischen Dorf-ferne liegt eine Gebraite neben Bregels Wiese bei der engen Gasse (7 J.) und ein Hofstättle liegt dabei. Unter Bregels Wiese $\frac{1}{2}$ J. und $\frac{1}{2}$ J. an Lohs Halde vor des Lachers Acker. Und 2 J. an Lohs Halde ob Steinenbrunnen. Und 1 J. heißt der Hagge, trette auf Lohs Halde, $\frac{1}{2}$ J. auf Steinenbrunnen, treten auch auf Lohs Halde. Und 1 Häldeli (2 J.), stoßt auf Steinenbrunnen. 2 Jauchert an Lütolcz Halde zu dem Widen, und ein sätelle liegt unten an Lütolcz Halde. Und $\frac{1}{2}$ Jauchert heißt die Bogen, ob Katzensteige, bei dem Bache. 1 J. zu ysen Lewe, liegt unter des Lebarten Acker. 1 J. liegt ob der Ebene, tritt auf des Büheln Acker. 1 J. zu Hofstetten. Ob Eichenbrunnen in dem Esch gen Frunntal liegt 1 Acker, heißt Bonhalde (Baumhalde 10 J.) und 1 J. ob Kaltenbrunnen. 1 Acker heißt der Krumme Acker, ob Widi (Weiden-) Brunnen (4 J.) und 1 J. auf Schwerzun (Schwärze), nicht Nilloh. 1 J. hinter Eichen, 1 J. heißt Stige und 1 J. zu Velan, und 3 J. in Brugge an der Halde und 1 J. oben an der Brugge an den untern Weg. In dem Esch gen Schöneberger (Schömberger) Weg heißt Brait-Acker (3 J.) und 2 J. auf Hasilohs Halde, $\frac{1}{2}$ J. ob der Kürtzun heißt Lochs Halde. 5 J. an Kettenhalde,

und 1 J. bei Schlichinum (Schlichem), stößt an die Heerstraße, 1 J. ob Mägda Brunnen. $\frac{1}{2}$ J. zum engen untern Weg, 3 J. am Hebsacker, 1 J. unter Haselochs Halde, heißt Grub, 1 J. im Tuffun-Sultz (von tief, versumpft) und 1 Sätelle auch im Tuffunsultz und $\frac{1}{2}$ J. zu Burste (borstiges Gras), 1 Sätelle ob der Bruch unter Aich im Rain. Und 1 Wiese liegt hinter der Breiten Studan (Staude) 2 Mm. und eine Wies bei unserer Lachun (Lachen, 3 Mm.), 1 Mm. vor der Hardt, heißt Lusse (Los) und 1 Lusseli liegt in dem Hard, das ist gemein mit Bregeln. 1 Wiesenfleck oben in dem Hard, vor der Messen Wies. Und 1 Mm. im Weidenbrunnen und $\frac{1}{2}$ Mm. hinter den Brühl (Brühl) zum engen untern Weg. Und an Kettenhalden $\frac{1}{2}$ Mm. Und in Brühl auch $\frac{1}{2}$ Mm. und $\frac{1}{2}$ Mm. hinter Tagens Hard, und 1 Wiesenfleck in Walteriches Wiesen und $\frac{1}{2}$ Mm. in Loren Kammer und 1 Wiese in Spachbrugge“ (mhd. spache = Reisig).

Von den Herren von **Dürrwangen**, die eine Burg bei Egesheim bewohnten, war 1396 Berthold Chorherr in Beuron. Er kaufte im Auftrag des Klosters von Albert Hosse zu Heinstetten das Hossengut um 21 Pfund Heller (Salbuch I 129, II 258). Gülden aus Lehengütern in Dürrwangen, die wahrscheinlich aus der Güterschenkung des Kirchenrektors stammen, wurden bis 1527 an Beuron gegeben. Doch 1584 suchte sie das Kloster vergeblich einzutreiben (Beuroner Lagerbuch 1584).

In **Ebingen** unterhielt das Kloster nachweislich seit 1417 eine Schaffnerei, die um 1590 Einkünfte aus Ebingen, der Mühle in Ehestetten, aus 7 Orten des Balingen Amts, aus dem Killertal (Starzeln usw.), aus Lautlingen, Straßberg, Hartheim, Heinstetten, Dautmergen, Dormettingen, Erlaheim, Steinhofen und Bisingen bezog. Das Ebinger Gut wird um 1500 beschrieben: „Des Roten Garten stößt $\frac{1}{2}$ an Sankt Martis Hofstatt, hat Künrat (Konrad) der Schnider (Schneider) und Lan(?) der Kunzez zu mal inne und stößt $\frac{1}{2}$ an Richgern und stößt beidenehalb an die Strauß und 1 J. ist des Roten Acker gewesen, liegt an der Meßstetter Steig, stößt an die Steig, liegt in der Furch (Ackergrenze) unter des Künigs Acker und ob des Büggelis Acker, gibt 5 Schilling Heller.“

Seit Anfang des 14. Jahrhunderts war in **Engstlatt**, wo das Kloster Alpirsbach ganz bedeutenden Grundbesitz hatte, auch das Kloster Beuron begütert. 1565 besaß es ge-

meinsam mit der Peterskanzlei Balingen ein Lehen von 26 J. Äcker, 3 Mm. Wiesen und ein Holz und außer diesem Lehen von 1500–1584 das Stüberheingut mit 21 J. Äcker, 4 Mm. Wiesen und eins gemeinsam mit der unteren Klause zu Balingen (Lagerbuch 1500).

Ganz bedeutend muß der Besitz des Klosters in **Erlaheim** gewesen sein, denn 5 Beuroner Lehengüter umfaßten 81 J. Äcker, 23 Mm. Wiesen, von denen jedoch eines den Herren von Balingen in Rottweil gehört haben dürfte. Diese Güter stiftete neben andern in Streichen 1348 Hiltpolt Maier von Wurmlingen um seines Seelenheils willen (Wert 100 Pfund Pfennig, Salb. I 562 ff.). Es waren insgesamt 4 Hufen, die zusammen gülteten 4 Malter und 4 Viertel Vesen (1 Malter rund 270 Liter oder 16 Viertel), 4 Malter und 4 Viertel Haber, 2 Viertel Eier, 6 Gänse, 13 Geldhühner, 2 Schilling Heller und 10 Heller. Zur Konzentration dieses Besitzes wurden 1380/81 Äcker zu Binsdorf, wo Beuron sonst keinen Besitz hatte, gegen solche zu Erlaheim eingetauscht (St. Archiv Rep. Balingen B 57). Einen Tausch von Gütern behielt sich der Lehensherr selbst vor. Der Lehensträger bedurfte besonderer Erlaubnis, da „eine Verschläichung und Endrung nit beschehen soll ohne eines Propst und Convents zu derselben Zeit gunst und willens.“

Von diesen Gütern baut zu Beginn des 14. Jahrhunderts Burkhardt Wilhain 1 Hube (= ungefähr 20 Jauchert). „Dazu gehört ein Hofstatt liegt bei Bisings Scheuer in dem Esch Hunderberg (ertragsarmes Gelände) hinter der Straße, $\frac{1}{2}$ J. und 2 J. vor Tattenbol, hinteran $\frac{1}{2}$ J. an Hödorf. Auf Büchel 1 J. und am Altheimer Tal $\frac{1}{2}$ J. In dem Esch auf Dachdorf (Siedlung abg.) 1 J. Die liegt halb auf Stein und halb auf Letten. Und ein Ländle liegt auf Stein und ein Land ob Houen, und in Lützeltal (= klein) 1 Halde (2 J.). Auf Fildern (Feld) ein Land und vor Warnberg 1 J. in dem Esch ob Dellen (Dalle). 1 J. in dem See. 2 Länder vor Eichsberg und 1 J. liegt auf Eichberg. Die Wiesen, die dazu gehörten: in dem Wiese 1 Mm., in dem Tal 1 Mm. zu Andolcz (Andegg) $\frac{1}{2}$ Mm., auf Engren 2 Mannsmahd und zu Hüllen $\frac{1}{2}$ Mannsmahd. Von diesem Gut gibt den Herren von Beuron: jährlich 2 Malter Vesen, minus $\frac{1}{10}$ Quart, 1 Malter Haber, 4 Geldhühner, zwei Gänse, $\frac{1}{2}$ Viertel Eier.“ Von den Gütern gibt der Maier auch Gült an die Got-

teshaus zu Isingen (Mutterpfarre von Erlaheim).

„Weiter hat Bentz Hänli 1 Hofgesäß und 1 Garten stoßend an Alber Wilhaims Gesäß (Wohnsitz, Hof), in dem Esch auf Hungerberg $\frac{1}{2}$ Jauchert, unter Löchen $\frac{1}{2}$ Jauchert, hinten an Hödorf $\frac{1}{2}$ Jauchert. Ein Land hinter der Straß und 1 J. liegt an Andeggs Wiese. $\frac{1}{2}$ J. liegt auf Bücheln, das arrondiert war, liegt an den Hausers Reute, der ist auch 2 J. Mag aber der Schlaich nicht stets belieben, so soll der Acker wieder in das Gut geben und gültet den Herren von Beuron 5 Quart Vesen, 11 Quart Haber, 10 Heller und 1 Huhn. Von diesem Gut gibt man auch dem Schmied Balingen und Cunzen von Balingen 5 Scheffel Vesen, 2 Scheffel Vesen, 2 Scheffel Haber, 2 Gäns, 2 Hühner und ein Viertel Eier.“

„In dem Esch auf Dachdorf $\frac{1}{2}$ J. Gestein. 2 J. in Grenzen Ried, weiter in Grenzenried $\frac{1}{2}$ J. vor der hinteren Wiese. Weiter liegen 2 J. auf dem Warnberg, in dem Esch ob Tellen (Vertiefung). 1 J. liegt zu Endenaich. Und 1 J. liegt zu den Hürsten (Gesträuch). Weiter 2 J. liegen vor Eichberg. Die Wiesen, die dazu gehören, liegen in dem Tal (2 Mm.) und 1 Mm. liegt bei Andeggs Wiesen. Weiter liegt 1 Mm. in Esental, weiter 1 Mm. liegt auf Heuberg in den Eschen. Und 1 Holz in Watchenried liegt im Bann. Von diesen Gütern allen gibt man Beuron das Geld, das vorgeschrieben. Das Gut baut Bent Ruf. 1 Garten liegt in Huntgassen. In dem Esch auf Hungerberg unter Löcher 1 J. Auf Bücheln vornan $\frac{5}{4}$ J. und 1 J. vorn auf Bücheln liegt gen Weiler Tal. Dazu in dem Esch auf Dachdorf $\frac{1}{2}$ J. in dem Tal ob der Öhmdwies. Weiter im Gränzenriet $\frac{1}{4}$ J. 2 J. vor Warnberg. Auf Fildern $\frac{1}{2}$ J. und zu Ringan $\frac{1}{4}$ J., in dem Esch ob Tellen an Eichberg $\frac{3}{4}$ J. und $\frac{1}{4}$ J. zu Langwand. Vor Bergheim (abg. Siedlung) $\frac{1}{4}$ J. und hinter Eichberg $\frac{1}{2}$ J. Die Wiesen: Dazu gehören 7 Mm. vor Aichberg, 1 Mm. zu Hüllan. Auf Heuberg in den Eschen $\frac{1}{4}$ Mm. Weiter auf Heuberg auf der Sommerhalde $\frac{1}{4}$ Mm., weiter in Erzinger Hard auf Heuberg 2 Wiese, das ist wieder $\frac{1}{4}$ Mm. Und 1 Wiese vor Warnberg liegt im 3. Jahr brach, und gültet 2 Malter Vesen minus $\frac{1}{2}$ Quart, 1 Malter Haber, 1 Schilling Heller, 2 Gäns, 4 Hühner und 1 Viertel Eier und gen Isingen den Heiligen 2 Heller.“

Fortsetzung folgt

Zum Kaisertum Ottos IV

von F. Roemer

Fortsetzung

Aber er hatte schon in Monaten erreicht, was Barbarossa in vielen Jahren nicht oder nur in geringerem Maße erkämpfen konnte. Otto hatte aber auch alle Gunst des Schicksals zur Seite; er trat staufischer auf als seine staufischen Vorgänger — aber auf andere Art. Er sah seine Chance; sie lag im raschen Zugreifen. Er war überzeugt, daß sein hartes, rasches Zugreifen seine wachsende Überheblichkeit rechtfertigte und eine klare Absage an die Kurie, besser gesagt, an Innozens III., für ihn und das Reich, aber auch für die Kirche nützlich sei. Aber da war noch Sizilien. Bisher war es selbstverständlich außerhalb der Verhandlungen geblieben. Nun sollte der Kaiser einen entscheidenden politischen Fehler und damit den Papst zum legitimierten Vertreter seiner weltlichen Ansprüche machen.

IV.

Innozens III. hatte als Oberlehensherr des „Königsreiches“, wie man Sizilien und Apulien gerne kurz benannte, schon im Sommer 1208, noch vor Philipps Ermordung, versucht, die Verhältnisse auf der

Insel, besonders aber auf dem süditalienischen Festland zu ordnen. Sein Eingreifen war nicht nur rechtens, sondern nötig. Der sizilische König Friedrich II., Vasall der Kirche, war damals zwölf Jahre alt, der Papst war zugleich sein Vormund nach dem letzten Willen seiner Mutter, der 1198 verstorbenen Kaiserin Konstanze, Witwe Heinrichs VI. Auf Friedrichs Jugendzeit kann hier nicht eingegangen werden, es muß genügen, die inneren Verhältnisse des Königsreiches als katastrophal zu bezeichnen. Normannen, Deutsche, Sarazenen, Italiener und Einheimische, jeweils wieder in Parteien und persönliche Feindschaften zerfallen bekriegten sich unerbittlich. Eine anerkannte ordnende Hand fehlte. Das Eingreifen des Papstes sollte auch eine Warnung an den damals in Bälde in Italien zu erwartenden Staufer Philipp sein; er sollte sich dort keinesfalls einmischen. Wir sehen wiederum, wie stark das Umschwenken des Papstes, der „keinen Staufer lieben“ konnte, dennoch war. Otto, es ist einleuchtend, wußte von diesen Überlegungen, denn man trug es ihm bereitwillig zu.

Schon vor der Kaiserkrönung Ottos hatten apulische Machthaber versucht, den König zum Eingreifen zu bewegen und stellten dar, wie einfach es im Grunde sei, das zerrüttete Königreich zu erobern. In der Umgebung Ottos fanden diese Bemühungen besonders nach der Krönung viele dringende Befürworter. Dem Papst blieben die Vorgänge im kaiserlichen Lager nicht verborgen; er warf dem Kaiser ungeheuerliche Undankbarkeit und Eidbrüchigkeit vor und drohte schon mit dem Bann. Den langen, anklagenden Brief des Papstes beantwortete Otto dahin, er habe nicht nur Versprechungen gegenüber dem päpstlichen Stuhl beschworen, sondern sei ebenso durch Eid gebunden, die Würde des Reiches zu erhalten und dessen verlorene und zerstreute Rechte wiederzugewinnen. In einem letzten Schreiben ließ es der Kaiser auch seinerseits an grundsätzlicher Deutlichkeit nicht fehlen; es soll hier zitiert sein, weil es dem Sinne nach mit den späteren Auseinandersetzungen zwischen Friedrich II. und den Päpsten so manche Ähnlichkeit hat. Es war eine klare Absage an die päpstliche Politik und ein endgülti-

ges Bejahen der imperialen Zielsetzungen der Staufer, ein Einschwenken auf die Idee des Karlsreiches als einzigem Erben des römischen Imperiums und Vormacht über die Christenheit: „Ich bin mit Recht verwundert und bewegt, daß Eure apostolische Milde sich zu einem unverdienten Tadel meines Lebens in vielen Worten abgemüht hat. Auf diese Weitläufigkeit antworte ich so, wie ich es allein vermag, ganz kurz und sage: Ich habe nichts getan, wofür ich den Bann verdiente, denn das Geistliche, das Euch gebührt, beeinträchtige ich nie, sondern will vielmehr, daß es unverkürzt bleibe, ja durch kaiserliches Ansehen noch wachse. In weltlichen Dingen dagegen habe ich, wie Ihr wisst, volle Gewalt, und es kommt Euch nicht zu, darüber zu urteilen. Wer das Abendmahl austellt, hegt kein Blutgericht, und alles Weltliche werde im ganzen Reiche ich entscheiden.“ Die Taten folgten. War Otto zum Ghibellinen geworden? Es sah so aus, aber er folgte doch nur einer Richtung, die ihm durch Überlieferung, Recht und politische Logik vorgeschrieben war. Er ging den Weg, den die Kaiser nehmen mußten, wollten sie nicht auf das Imperium, die weltliche Oberherrschaft, verzichten und sich in die Rolle der damals noch gerne belachten reguli, worunter alle abendländischen Könige und sonstigen Herrscher mit Ausnahme des römischen Kaisers gemeint waren, fügen. Kaiser Otto fühlte sich ganz als Imperator, ausgestaltet mit der Tradition und den Ansprüchen von 400 Jahren, nunmehr auch im einzelnen wissend von den hierarchischen Überlegungen und irdischen Bestrebungen der Päpste und schließlich gewillt, die Probleme mit seinen eigenen Methoden zu seinen Gunsten rücksichtslos zu lösen.

Am 10. November 1210, etwas länger als ein Jahr nach der Kaiserkrönung, einem Jahr, das zur Festigung der Verhältnisse in Reichsitalien, aber auch zur Abklärung der politischen Standpunkte und damit zur Vorbereitung der unabweisbaren, herannahenden Feindseligkeit zwischen Kaiser und Papst genutzt worden war, überschritt der Kaiser die Grenzen des sizilischen Reiches und eroberte in wenigen Wochen ganz Apulien — mit Ausnahme von zwei Städten — und bezog Winterquartier in Capua und Salerno. Das Heer stand schon in Messina und erwartete die Überfahrt nach der Insel. Siegesgewiß nahm Otto aus Palermo zur Kenntnis, Friedrich sei darauf eingerichtet, nach Tunis zu fliehen. Der Papst reagierte schnell. Da vorausgegangene Verhandlungen nichts genutzt hatten — er hatte um der Insel willen sogar auf das Festland verzichten wollen —, machte er seine Drohung wahr und verkündete schon am 13. November den Bann über den Kaiser. Otto IV. war ungerührt, auch seine Anhänger begriffen, daß die geistliche Waffe für diesen Anlaß ungeeignet und mißbraucht worden sei. Der Kaiser „lachte“, er „spuckte darauf“ und nannte den Bann einen kalten Wetterschlag. Wie hatte sich die Anschauung verändert! Man meint seinen Großvater Heinrich II. zu hören oder den einen oder anderen der französischen Könige jener Zeit — jedenfalls hatte bisher kein deutscher König und römischer Kaiser so gleichgültig den Bann hingenommen. Aber der Papst hatte noch zwei Pfeile im Köcher: Friedrich von Sizilien und das Interdikt. Aber auch eine Reihe deutscher Fürsten warteten, um sich des übermächtig gewordenen Herrschers zu entledigen.

V.

Das Drama beginnt sozusagen gleich mit dem 3. Akt. Hatte der Ablauf der Ereignisse bisher den gewohnten Gepflogenheiten — der Ausdruck sei erlaubt — der kaiserlich-päpstlichen Auseinandersetzung entsprochen, so baobachten wir nun einen

Kampf um die europäischen Verhältnisse, geistig und politisch; der Gegensatz zwischen Welfen und Waiblingern nimmt ein neues Format an; der Kampf konnte nur mit einer allgemeinen Ermattung endigen. Noch standen 50 Jahre Kampf mit allen Waffen bevor, dann endete ein Zeitalter. Das Imperium Karls des Großen mit allem, was an Geistigem und Übersinnlichem dazu gehörte, erstarb in einer Auseinandersetzung, von der keiner der Beteiligten einen Nutzen hatte; Kaiser und Papst drängten einander von der weltpolitischen Bühne in das Proscenium, wo die „Reguli“ auf sie warteten.

Diesen war die Entwicklung recht, ihre Länder wurden zu Staaten, realen Gebilden, zwar auch in harten Kämpfen nach innen und außen, aber mit rein weltlichem Ziel und mit Erfolgen. Die Landkarte des heutigen Europa wurde sichtbar, das „Reich“ als mystische Größe war im Grunde schon verloren; es glitt ab, auch den Zeitgenossen erkennbar. Ein Zurück gab es nicht mehr nach dem Tod Friedrichs II. Dies sei nur bemerkt, weil sich die Vorgänge, wenn auch in anderen Erscheinungen, solange wiederholten, bis ein an sich glückloses Ziel — in der Vernichtung nicht nur der Staufer, sondern in der Zerschlagung der Einheit des Abendlandes — erreicht war. Es wäre vielleicht interessant, auch keine besondere Mühe, sich eine gegenteilige Entwicklung zu überlegen. Alles scheint auf die Reformbewegungen der nächsten Jahrhunderte, kirchliche und weltliche, hinzustreben.

VI.

In Palermo war man über die Geschehnisse auf dem italienischen Festland, in Rom selbst, aber auch in Deutschland, gut im Bilde. Gelegentliche Besuche aus Schwaben hielten die Erinnerung lebendig, daß Friedrich nicht nur einen Rechtstitel als gewählter deutscher König habe, sondern aus dem fernen Norden eine Aufgabe auf ihn zukommen könne.

Das Jahr 1211 brachte den Beginn eines inneren Wandels. Der Papst hatte den Kaiser gebannt und die Untertanen ihres Eides entbunden. Dem Kaiser machten die Nachricht und die ersten Folgerungen zunächst wenig zu schaffen. Er war in sich ruhig. Aber allmählich begann es sich in Deutschland vor allem bei der Geistlichkeit zu regen; die päpstliche Propaganda wirkte. Otto mußte seinen Siegeszug unterbrechen, ordnete noch einmal auf einem Reichstag in Lodi im Januar 1212, wo die Städte ihm viel Sympathie entgegenbrachten, dem allerdings die Geistlichkeit wegen persönlicher Bannandrohung schon fernblieb, die Verhältnisse in Italien. Dann zog er, gewohnt schnell, im Winter innerhalb von drei Wochen von Como über die Alpen nach Frankfurt. Ein Reichstag dort, im März, sowie ein kurzer Feldzug im auf-rührerischen Thüringen, ein weiterer Reichstag in Nürnberg an Pfingsten schießen die kaiserliche Herrschaft erneut zu befestigen; unter anderem wurde von den Fürsten einmütig der böhmische König, Ottokar I., unter dem Beifall auch vieler seiner Adligen wegen des Abfalls zu den Thüringern seines Thrones für verlustig erklärt. Otto IV. hatte so gut wie alles wieder in Händen und steigerte sein Ansehen noch durch die am 22. Juli in Nordhausen stattgefundene Hochzeit mit der inzwischen etwa 14jährigen Beatrix von Staufen. Aber schon nach drei Wochen starb die kleine Königin, was als böses Omen angesehen wurde. Die kaiserliche Sache begann mit diesem Todesfall langsam und sichtbar abwärts zu gehen, vielleicht weniger wegen der Wirkung des Bannes als aus dem insgeheimen Unwillen der meisten Fürsten über Otto, die den Bann vorschützten, um dem für ihre Vorstellungen zu reich und zu machtvoll gewordenen Kaiser Schwierigkeiten zu ma-

chen und ihn, wenn möglich, zu ersetzen, nachdem ihn nur zu schwächen aussichtslos erschien. Schwaben und Bayern fielen jetzt ab und sahen nach Sizilien. In Palermo fiel inzwischen die Entscheidung. Friedrich nahm trotz allseitigen Abratens und Warnens das Anerbieten an, das ihm von zwei schwäbischen Adeligen namens einer Reihe deutscher Geistlicher und weltlicher Fürsten schriftlich überbracht worden war, nämlich, über die Alpen zu ziehen und den Welfen zu stürzen. Diesen Eidbruch wertete man aber nicht so hoch wie den Ottos vor drei Jahren. Gewiß, der spätere Erfolg heilte in den Augen der Zeitgenossen wie der Geschichtsschreiber den sehr persönlich motivierten Hochverrat, aber ein peinliches Gefühl wird dabei niemanden erspart bleiben, auch wenn man den Bann in Rechnung stellt.

Die Daten sind nunmehr zum Verständnis des Geschehens nochmals wichtig: Am 13. November 1210 wurde Kaiser Otto gebannt; gerade ein Jahr später mußte er seinen Siegeszug durch Apulien abbrechen; im März 1212 waren die Verhältnisse in Deutschland wieder beruhigt, im gleichen Monat segelte Friedrich nach Norden und erreichte nach einem Abstecher nach Rom wiederum zu Schiff am 1. Mai wohlbehalten Genua. Unter Schwierigkeiten erreichte er auf gefährlichen Umwegen und nach verschiedenen Aufenthalten Mitte September Konstanz. Der Kaiser kam um wenige Stunden zu spät, um den Abfall des Konstanzer Bischofs verhindern zu können. Ein welthistorischer Augenblick! Aus dem machtlosen kleinen König wurde nun mit beängstigender Schnelligkeit Friedrich II., aber, wenn wir so sagen dürfen, zunächst in anderer Gestalt.

Schon in Basel treffen wenige Tage darauf zahlreiche Fürsten, unter anderen auch Graf Rudolf von Habsburg, der Vater des späteren Königs, ein, um Friedrich zu huldigen. Nun beginnt etwas Seltsames: Der Kaiser zieht sich zurück er meidet — oder überläßt — den Süden Deutschlands dem jungen Gegenkönig. Was ging eigentlich vor an äußeren und inneren Geschehnissen? Der Papst und das römische Volk hatten Friedrich mit allem Pomp empfangen, den die Kurie überhaupt aufbringen konnte. Der „Paffenkönig“, wie ihn Otto zunächst nannte, hatte bei seinem kurzen Aufenthalt in Rom und nunmehr in Deutschland mit Zustimmung der Fürsten durch die Goldene Bulle von Eger im Juli 1213 und damit im Gegensatz zu Ottos einstigem Verhalten reichsrechtlich gültig, dieselben Eide geleistet und die gleichen Versprechungen abgegeben, die vor zehn Jahren von dem jetzt gebannten Welfen verlangt worden waren. Aber manche der deutschen Fürsten beschlich doch ein Zweifel über die Richtigkeit ihrer Überlegungen, aber die Begeisterung ihrer Mehrzahl überwog und half die Zukunft gestalten. Friedrich geizte mit nichts; er verteilte die stattlichen französischen Subventionen, die er bei einem Treffen mit dem Dauphin Ludwig in Vancouleurs erhalten hatte, ebenso wie die spärlichen päpstlichen Gelder, ebenso Reichsgut und Hausgut in reichem Maße. Man war allgemein von seiner damals sicher ehrlich gemeinten „Milde“ entzückt. Man war von seinem gewinnenden Auftreten, seinem jugendlichen, südländischen Charme begeistert — endlich wieder ein König, wie man ihn sich vorstellen und brauchen konnte —, eben ein Staufer. Im Dezember 1212 hatte ein gut besuchter Reichstag ihn nochmals in Frankfurt gewählt; im gleichen Monat wurde er in Mainz gekrönt, da der eigentlich zuständige Kölner Erzbischof sich noch auf kaiserlicher Seite befand. Man stelle sich die Situation vor: Kaiser und König halten Reichstage ab, regieren über wechselnde Anhänger und fühlen sich als allein rechtmäßig. Wer aber das richtige Recht hatte,

war schwer zu entscheiden. Ausländische Mächte mußten auf den Plan treten.

VII.

Es war nicht zu leugnen, Friedrich beherrschte den Süden Deutschlands. Trotzdem war die Lage Kaiser Ottos nicht etwa hoffnungslos. Aber nun trafen ihn Unglücksschläge. Der plötzliche Tod seiner von ihm nicht geliebten Gattin Beatrix hatte eine immer größer werdende Kluft zwischen ihm und den ihn bis dahin widerwillig anerkennenden Schwaben aufgerissen. Man sprach sogar von Gift, das die „Kebsweiber des Kaisers“ ihr eingegeben hätten; aber dies ist sicher nicht beweisbar. Interessant ist dabei, daß Otto schon Jahre vorher mit der angeblich leichtsinnigen und lebenslustigen Maria von Brabant verlobt war; er ehelichte die 24jährige im Mai 1214; auf ihrem Siegel bezeichnete sie sich noch als Witwe stolz als „quondam imperatrix“; sie starb erst um 1260, die Ehe war kinderlos. Ihr Bruder, Herzog Heinrich II. von Brabant, war seit 1214 vermählt mit der in Ottos Hand befindlichen Maria, der zweiten Tochter König Philipps. Man sieht, daß die Verbindung mit dem staufischen Hause, — nicht nur wegen der großen Mitgift — den welfischen Gesonnenen immer noch wichtig war.

Otto wußte, daß nicht nur der Papst, sondern aus ihm verständlichen Gründen Frankreich seine Niederlage und Vernichtung betrieb. Hatte Philipp August schon vor Jahren vor Otto gewarnt und ihn in früheren Jahren auch ganz persönlich als erfolglosen Abenteurer herabgesetzt, so hatte der Papst seinerseits seit mindestens 1212 den Franzosen über ihm zugetragene geheime Pläne unterrichtet, die Otto zusammen mit seinem englischen Vetter, König Johann, gegen Frankreich vereinbart hatte. Solche Gespräche und anderes Vertrauliche teilte er jetzt auch den geistlichen Fürsten in Deutschland mit, vor allem, daß Otto die Verringerung der Fürstenmacht, besonders der bischöflichen, vor habe, wie er auch eine allgemeine Reichssteuer einzuführen gedenke; — man darf bemerken, um dem ewigen Geldmangel des Reichs oberhauptes etwas Abhilfe zu schaffen.

Otto hatte tatsächlich solche Geheimgespräche auch bei seinem ersten Zusammentreffen mit Innozenz selbst geführt. Dies alles, weitere Überlegungen und bewußt von der Geistlichkeit über den Gebannten ausgestreute Gerüchte, war den deutschen Fürsten einfach zu viel. Hatten sie den Kaiser bisher gefürchtet, begannen sie ihn fast ohne Ausnahme in steigendem Maße zu hassen; Ottos Gegner fanden williges Gehör. Der Reichskanzler, der Bischof von Speyer, Heinrich von Scharffenberg, ergriff die geistige Führung im Kampf gegen Kaiser Otto. Er, ein alter ghibellinischer Parteigänger und Vertrauter der staufischen Familie, ein wenig vergleichbar mit Innozenz, war ein geistvoller und gebildeter Kopf, ein guter Diplomat, aber auch ein egoistischer zur Intrige neigender Politiker; er lebte verschwenderisch und litt unter der Misere einer immer leeren Kasse. Die Einkünfte aus seinem Bistum genügten seinem pompösen Art nicht. So hatte er Otto gebeten, ihm auch das erledigte Bistum Metz zu übertragen. Der hatte es ihm rundheraus abgelehnt, und ihm strenge Vorhaltungen wegen seines Lebenswandels gemacht. Heinrich wandte sich an die neue Sonne. Friedrich sah nicht ein, warum er dem glänzenden und für seine Sache bedeutenden Manne nicht jenes Bistum überlassen sollte, wenn er ihn gewinnen würde. Ähnlich wurde auch bei dem Dichter Walther von der Vogelweide verfahren, der prompt für die staufische Sache gewonnen wurde und den jüngst noch gefeierten Kaiser völlig zugunsten Friedrichs fallen ließ. Der Scharffenberger wies auf einem Reichstag Friedrichs die Fürsten auf die englisch-welfische Gefahr und auf die Absichten Ottos hin, die Macht der Fürsten, besonders der geistlichen, einzuschränken und vor allem ihre Einnahmen zu beschneiden. Man wußte, daß Otto von König Johann eine hohe Summe zur Kriegsführung gegen Frankreich erhalten hatte.

Otto setzte — anders blieb ihm gar nicht übrig — auf die englische Karte und vereinbarte einen Angriff auf Frankreich. Von Guyenne im Südwesten sollten die Engländer vorstoßen, aus Nordosten die

Truppen des Kaisers; Ziel war Paris. Die Franzosen mußten also eine Vereinigung der beiden Heere vermeiden und sich beeilen. Sie erkannten die tödliche Gefahr eines Zweifrontenkrieges und handelten energisch und schnell.

In Frankreich, von Philipp August (1180—1223) geschickt regiert, wuchs die zentrale königliche Macht etwa in demselben Maße, wie sie zu gleicher Zeit in Deutschland abstieg. Der König verbündete sich mit den Bürgerschaften der reichgewordenen Städte gegen deren Bischöfe und weltliche Herren. Es galt die großen Barone nicht zu Territorialfürsten werden zu lassen. Es sollte den Capetinger nicht gereuen, nunmehr eine Politik zu treiben, die insgeheim gänzlich unklerrikal war, nach außen aber eine getreue Haltung gegenüber der Kurie zeigte. Frankreich konnte und wollte es sich nicht leisten, den Papst zum Gegner zu haben, darum war die Verbindung nach Rom stetig und voll Ergebenheit — doch nicht ohne Würde.

(Fortsetzung folgt)

Das Steinröschen

Daphne cneorum



Das wunderliche Steinröschen, ein verkleinertes Abbild der Alpenrose, bildet eine besondere Kostbarkeit der sonnigen Weiden und Waldwiesen einzelner Balingen Berge und bedarf daher unseres besonderen Schutzes. Vor den Weidetieren kann es sich durch sein Gift schützen, da dieses im Mund der Tiere ein kratzendes, brennendes Gefühl erzeugt. Mit seinen ledrigen, linealkelförmigen, immergrünen Blättern paßt sich das Pflänzchen den trockenen Standorten an. In der Baug wird es „Reckhölzli“ (also gleichnamig mit dem Wacholder) genannt. Sonst hat dieser Zwergstrauch im Volksmund die Namen „Aegeta Nägele“ oder „Heideresle“. Die kurzstielligen, wohlriechenden rosaroten Blüten sind ähnlich gebaut wie die des Seidelbastes, während dann die fleischigen Steinfrüchte gelblichbraun schimmern. Durch seine Schönheit verdient das Steinröschen unsere Bewunderung.

Fritz Scheerer

Von den Fluren um Tailfingen

Von Fritz Scheerer

Schluß

Der Tailfinger Heuberg

Die „Wohlgeschichteten Kalke“ des unteren Weißjura (β) sind im Westen der Markung zu einer ziemlich ebenen Landoberfläche abgetragen worden. Vor der im Osten aufsteigenden kuppigen Deltastufe liegen vereinzelte Zeugenbuckel wie der Brauhartsberg und die „Burg“. Diese Schichtstufenplatte ist etwa 5 km breit und 7 km tief. An ihrer Ostgrenze wird sie vom Schmiechatal zum „Talgang“ zerschnitten. Sie setzt sich über „Höfle“ auf Onstmettinger Markung bis zum Zollersteighof fort.

Der „Vordere Heuberg“ ist durch waldige Halden umsäumt und durch „Heutal“ und „Finsteres Täle“ fast vom „Äußeren Heuberg“ abgeschnürt. Um auf „Stiegel“ (heute größtenteils bebaut) das Weideland einstens zu erreichen, war für den Fußgänger eine Stiege (Treppe aus Holz) nötig, auf der man den Weidezaun überstieg. Bei der „Stiegel“ kommt das „Heutalsteigle“ vom Heutal auf die Höhe, das seit 1867 durch eine Steige ersetzt ist. Auf dem „Heuweg“ holte früher das Kloster Margrethausen sein Heu vom Heuberg, während der „Balingen Weg“ am „Weißen Stein“ vorbei über den „Haugenbühl“ zum Zitterhof (Name vom Zittergras) führt. Der „Heuweg“ berührte die Fluren „Winterhalde“ und „vor

dem Buh“ (Buchenwald). Der „Weiße Stein“ war ein Grenzstein (Kalkstein). An der „Winterhalde“ bleibt der Schnee lange liegen. Das „Lindenloch“ (Lindenwald) liegt schon auf Pfeffinger Markung.

Wir haben gesehen, die Stadt hat sich vom dörflichen Kern, der von der Einmündung des Heutals zu beiden Seiten der Schmiecha liegt, nach allen Seiten des Tales und neuerdings sogar auf die Höhen ausgedehnt. Im Tal sind nur wenige Wiesen und Äcker erhalten geblieben. Für die landwirtschaftliche Nutzung sind in der Hauptsache nur die Höhen übrig gelassen, die aber durch die großen Höhenunterschiede und die weiten Entfernungen die Arbeit erschweren. Es mußten Aussiedlerhöfe geschaffen werden. Vor den Flurnamen im Tal ist ein großer Teil heute nicht mehr gebräuchlich. Das ehemalige Dorf verdichtete sich immer mehr zu einem städtischen Siedlungskörper. Zu den menschenarmen Hochflächen des Talgangs und den einsamen Waldkuppen im Osten bildet der dichtbevölkerte Talgang einen scharfen Kontrast. Nur durch Straßennamen und Namen von Stadtteilen wird die Erinnerung wach gehalten an das, was die Menschen hier in vielen Jahrhunderten auf einer mageren Scholle vollbracht haben.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

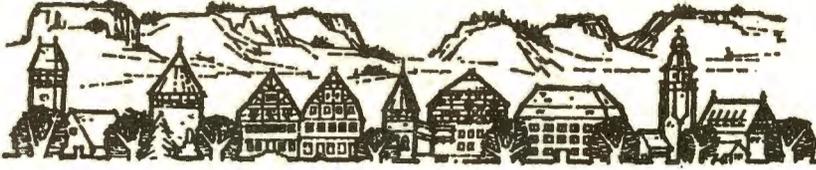
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 25

30. Juni 1978

Nr. 6

Besitzungen des Klosters Beuron in unserer Gegend

Von Fritz Scheerer

(Fortsetzung)

„Das Gut, das die Gersterin baut: 1 Hofstatt, liegt zwischen dem Bach und Bisingens Haus und 1 Garten liegt in der Huntgassen. In dem Esch an Hungerberg zu Andeggswiesen $\frac{3}{4}$ J. Weiter zu Tuffensulz an der Halden $\frac{3}{4}$ J. Weiter in Tuffensulzer Grund 1. J. Weiter in Büheln 1 Ländle, weiter ob Tuffensulz auf dem Berg 1 $\frac{1}{2}$ J. In dem Esch auf Dachdorf auf Letten 1 J., auf Stein 1 J. Weiter zu Andeggswiesen 1 J., weiter ob Houen 1 J., weiter in Grenzenriet 1 J. ob dem Löchlein, weiter ob Grenzenriet vor der hinteren Wies 1 J., weiter in Grenzenriet an der Staig 1 Ländle, weiter vor Warnberg 1 J., weiter zu den Ringan (ertragsarm) 1 J. in dem Esch in Tellen ob dem obern Werd, in Tellen 1 J., weiter in dem Brühl 1 J., weiter an Eichberger Steig 1 J., weiter vor Eichberg 2 Länder. Vor Aichberg bei Haimen Acker 1 J., zu Langenwand 1 J., auf Lerberg $\frac{4}{4}$ J. Zu Hula $\frac{1}{2}$ J., zu dem Artbach $\frac{3}{4}$ J., hinter Aichberg $\frac{3}{4}$ J., zu Anhalten 1 J. Die Wiesen: in den Auen 1 Mm., in dem Löchlein 1 $\frac{1}{2}$ Mm. Das Hölzlein, das man nennt Ruhes Löchl (Rauhes Löchle), weiter die Mühlhofstatt in dem Dorf 1 Mm., in Tuffensulz 1 Mm., in dem Brühl 1 Mm., auf dem Heuberg vornan 1 Mm. Gültet 2 Malter und 1 Viertel Vesen und siebenhalben Scheffel Haber und ist das vorgeschriebene Korngeld zu Erlaheim alles Hechinger Meß, 2 Gäns, 4 Hühner und $\frac{1}{2}$ Viertel Eier. Von der Gersterin Gut gehen an das Gotteshaus in Binsdorf 6 Heller und gen Rottwil Schupen 22 Heller. Die vorgeschriebenen Maier (genannten Maier) sollen auch das vorgeschriebene Geld antworten gen Balingen oder gen Schönberg (Schömberg), gen Hechingen oder gen Haigerloch, was der Propst und die Herren von Beuron went“ (U. B.).

Um 1500 waren die Lehen in einem Hof zusammengefaßt, den Gerstinenhof, mit 63 J. Äcker und 17 Mm. Wiesen. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts hat Bentz Hagen zu **Frommern** eine Hofstatt, die man nennt „Rutmans Hofstatt“ und in dem Esch ob Dietensteig (oberhalb des Epplerschen Elektrizitätswerks) „1 J. auf Kohl. Weiter 1 J. auf Endinger Berg, weiter unter Lochen 1 Mm. Wiesen, weiter in Kilwies 1 Mm. und gibt jährlich 1 Scheffel (67 Liter) Haber Balingen Meß, 3 Hühner und 5 $\frac{1}{2}$ Schilling Heller. An den 5 $\frac{1}{2}$ Schilling Heller gibt Bentz Lupolt von dem halben Mm. in Kilwies 21 Pfennig (?)“ (U. B.). 1366 und 1375 wurden weitere Güter vom Kloster erworben, die aber in der Folge wieder verloren gingen, denn im Lagerbuch von 1584 sind sie nicht mehr auffindbar. Den Kauf von 1366 von 1 Acker (2 J.) und 1 Wiese (3 Mm.) um 28 Pfund Heller 10 Schilling Heller von Bentz Blank und Frau in Balingen tätigte der Konventual Kon-

rad der Sachse zunächst zu eigener Nutzung; erst nach seinem Tod fiel alles an das Kloster (Salb. I 603 ff., II 579 f.).

Aus der Mühle zu Dietenstaig genehmigte 1320 Graf Friedrich von Zollern seinem Mann Heinrich dem Waibel von Frommern die Leistung eines Zinses von 1 Pfund Heller an den Leutpriester in Burgfelden, der 5 Jahre später mit diesem Zins einen Jahrtag in Beuron stiftete. Spätestens 1250 kam Beuron in den Besitz des Herrenhofes **Winzeln** (beim Oberhauser Hof) und übte die Ortsherrschaft aus. 1253 besaß das Kloster Güter zu **Hausen**, die zu dem Herrenhof Winzeln gehörten, aber nach 1303 nicht mehr auftraten. Leute zu Tieringen, Hossingen und Meßstetten, ferner Gericht, Leute und Güter in Böttingen gehörten mindestens bis 1305 zu dem Fronhof. 1432 erscheint dann der Hof in der Hand eines Hans Scherzinger von Tieringen. Von den 23 Mannsmahd Wiesen des späteren Lochenhofes lagen 18 an einem Stück und wurden „Briehl“ (Wiesen zum Herrenhof) genannt, sind also ziemlich sicher ein Rest des ehemals zum Beuroner Hof gehörigen Brühls.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts bestand der **Hossinger** Besitz aus 22 J. Äcker und 4 Mm. Wiesen (U. B.) und wird folgendermaßen beschrieben: „1 Hofstatt, dazu Haus, Scheuer, Garten und in dem Esch zum Alten Weg liegt ein Acker ober der von Tierberg Acker und 1 Ländle ob Gerungs von Rotiweil Acker, deren zwei sind 3 J. Vor Lerchenbol 1 J., ob dem Brunnen Acker $\frac{1}{2}$ J. in der hintern Schlucht. 1 J. liegt unter Gerungs von Rottweil. Auf dem vorderen Mittelbol 1 J. liegt ob Gerung von Rottweil. In dem Esch, der heißt Bibilis, ze Gassun liegen 3 J. unter dem Weg, im Briel 1 J. heißt das Ländle. Schoemann Acker sind 2 J. und vor Ratz Ried (Ratz Iltis) 1 J. liegt unter des von Dürrwangen Acker. An Berg Weg obenan 1 J., stößt an des langen Egerte (unbebautes Feld). Auf dem Bühslin 1 J. ob dem Brunnen. In dem Esch ob dem Burgtal liegt 1 J. zum Fallentor und ob dem Burgtal auch 1 J., stößt an den von Lübertingen. Und 1 J. stößt an die Mönchhalde in der vorderen Schlucht. 1 J. liegt ob dem Langen, 2 J. heißen die Halde im Edrich Tal (Entental). Zuhent an ragen Hörnle: $\frac{1}{2}$ J. zum Hartweg und 1 J. an Schäbeln (dürftig) liegt unter dem Langen. Im Brühl 1 Mm. liegt unter der Heiligen Wies. Und in Wangen (Geländeform) 1 Mm. bei des Hasen Wies. In dem Harde zu Geran 2 Mm. bei Gerungs Wies von Rotwil“. 1583 waren es noch 22 J. Äcker und 4 Mm. Wiesen.

Von den Gütern zu **Tieringen** heißt es: „Ein Gütlein bauet der Durer. Dazu gehört 1 J. Ackers, liegt an der Eichhalden, stößt an unser Frauen. Hinter Lorn 1 J., stößt an

das Loch. Und ein Ländle liegt ob Gehäu (Flurteile, die vor Nutzung der Allgemeinheit geschützt sind), stößt an Bentzen von Elsaß und 1 J. zum Tor und 1 Mm. im Torant (Holztor). Und ein Holz liegt im Tobel hinter dem Rohre, und 1 Ländle liegt in Ettenuelt (am Bach) neben dem Zähen (die Zäh Bürger in Balingen und Rottweil). Und $\frac{1}{2}$ J. ob der Kurzensteig liegt ob Bentzen dem Roten“ (U. B.). 1253 besaß das Kloster auch eigene Leute im Ort. Die Güter gingen bald verloren, es blieb nur ein Zins bis 1803.

Von 1253 an werden in **Meßstetten** Güter der Propstei erwähnt, die auch zum Hof Winzeln gehörten. Unter Propst Werner Grün (1404 — 1428) wurde von Hans Weibel von Schömberg ein weiteres Gütlein um 4 Heller mit 2 Wasser, Wun, Waid u. a. (Salb. I 590, II 583) und 1423 von Burkart Mayer in Rottweil das Schübelsgut um 35 Schilling Heller gekauft (Salb. I 592, II 584). Sämtliche Güter wurden zu einem Hof vereinigt, so daß der Besitz Beurons im 16. und 17. Jahrhundert 1 Hof, 1 Lehen, 1 Lehnlein mit 63 J. Äcker und 25 Mm. Wiesen umfaßte. Die Einwohner waren zum Teil Leibeigene des Klosters. 1387 verkaufte Burkhardt von Tierberg 2 leibeigene Frauen und Kinder um 5 Pfund Heller an das Kloster, 1397 unterstellte sich Kath. Benz, des Beckes Hausfrau, und ihre Tochter freiwillig der Leibherrschaft des Klosters.

Vermutlich gehörte der Propst Berthold von Meßstetten, der 1382 seinem Kloster Güter und Häuser in Freiburg im Wert von 300 Gulden schenkte, dem Geschlecht der Herren von Meßstetten an. Für seine Leistungen und Verdienste, vor allem auch bei Käufen, schenkte ihm der Konvent eine jährliche Rente von 20 fl. in Gold und stiftete ihm 1382 einen Jahrtag. Sollten die Messen vergessen werden, so wollen sie für jedes Vierteljahr, da sie solches verschuldet, den Kranken des Heilig-Geist-Spitals zu Freiburg 1 fl. zur Speisung mit Fisch oder Fleisch als Ersatz reichen.

Den Bockshof zu **Lautlingen** erwarb das Kloster 1417 von Uli Narr um 31 Pfd. Heller, der ihn zu Lehen übernahm (Salb. II 598 ff.) und deshalb später Narrenhof genannt wurde. In späterer Zeit wurde er in 2 Erblehen mit 69 Morgen Äcker, 11 Morgen Öhmdwiesen und 10 Morgen Berg- u. Hartwiesen aufgeteilt. Um Urbar zu Anfang des 14. Jahrhunderts wird er folgendermaßen beschrieben: „Auf Ebenburt, hinter Talenswank, ob Talenswanker Zil (an der Grenze), auf der hohen Wies, hinter Eichenstain, unter dem Rüber, unter Hebsacks Bom, unter dem Widdenacker, bei Henken Bom unter Hauen, ob dem Stettbach, unter dem Schönbuhel, bei des Schellers Velwen (Weiden), in Aichen, in

dem Melböm, Bockbühl, bei dem Steglin, in Rietwiese, an dem Gemeinmerkt, unter Klunshalden, auf dem Hard an Schopfloch, vor Buloch, an den Holder Äckern, ob dem Reggelturren, unter dem Narren, hinter Lippahns Wies, in dem alten Egelsee, auf dem Väggin, auf den Hardwiesen, an Selwiesen, unter Hagen, in der Uherden, an St. Johannsen (Johannes der Täufer Kirchenpatron), am Bruggbach, ob dem Baumgarten, an der Kilchhalden, in Laimental, auf dem uffgenden Acker, zwischen den Staigen, ob dem Hartbrunnen an Hainhelli, ob des Narren Grund, in Gachental (von gäh), ob dem Wolffbom, Sinsental, unter dem Schreiber, Kilwies, Meßwies¹.

Laut einem Vertrag von 1425 gaben in Lautlingen ansässige Eigenleute des Klosters den Kopfzins und Leibfall (beim Tode), leisten jedoch dem Orths Herrn den Frondienst. Die Herren von Tierberg stellten in Wolfram von Tierberg von 1252 — 1296 den Propst, der sich Verdienste um seine Propstei erworben hat.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts geriet Burkhard von Balgheim und Beta von Nusplingen in Schulden, so daß sie gezwungen waren, 1442 den Wildenfelshof in Fridingen um 225 rh. Gulden und 1446 den Burgstall Krummerfels um 240 rh. Gulden an das Kloster zu verkaufen. Die Witwe Burkhard's stiftete (nach ihrem Tode) ihren ganzen Hausrat dem Kloster (F. A. Sigm. R 184 F. 6). 1410 gab Konrad von Werenwag 20 Pfd. Heller für einen Jahrtag, die eine Hälfte dem Konvent über Tisch, die andere dem Propst, und Jörg von Werenwag stiftete von seinem Zehnten in Hartheim $\frac{1}{4}$, in Nusplingen $\frac{1}{4}$ und in **Unterdigisheim** $\frac{5}{9}$ des Großzehnten an das Kloster, das daraus eine jährliche Gült von 20 Malter Vesen, wohl infolge des ehemaligen Vogtsrechts an die Ebinger Martinspflege zu geben hatte. Im 17. Jahrhundert gab Nusplingen 20 Malter Vesen als Zehnten. Nach einem Vertrag von 1517 schlugen die Gemeinden Nusplingen und der Propst von Beuron abwechselungsweise bei der Besetzung der Pfründe einen Anwärter vor, den der Propst dem Bischof präsentierte. Der Pfarrer Heinrich von Werenwag stiftete dem Kloster um 1500 den halben Zehnten und zusammen mit seinen Verwandten ein weiteres Viertel. 1587 kauft das Kloster von den Erben der Ifflinger deren Viertel dazu. Im 18. Jahrhundert bezogen dann das Kloster und die Pfarrei den Großzehnten je zur Hälfte. Im Kloster waren auch einige Nusplinger als Mönche.

1253 und 1305 hatte das Kloster in **Oberdigisheim** Leute und Güter. Später ist von dem Beuronser Besitz nichts mehr bekannt. Der Kirchensatz gehörte wohl 1253, sicher aber 1303 dem Kloster und muß nach der Reformation an Württemberg gekommen sein. 1253 werden auch Eigenleute des Klosters erwähnt. Das Kloster verglich sich 1425 mit Hans von Tierberg über Leibeigene in Oberdigisheim und kaufte 1487 einen Eigenmann von Burkhard von Tierberg genannt Haiterbach.

In der bei Oberdigisheim abgegangenen Siedlung Ägelkofen hatte das Kloster 1253 bis nachweislich 1305 Leute und Güter inne, die unter zollerischem Schutz standen. Gärten waren noch 1453 vorhanden.

1349 stiftete Ritter Konrad von Hausen (im Donautal) dem Kloster mehrere Wiesen in **Obernheim** (Württ. Urkundenbuch 5,370 f.). Kollatur (Verleihungsrecht) und Präsentierung standen nach 1507, als Obernheim eine eigene Pfarrei hatte, dem Kloster zu, das Patronat Kallenberg. In der Reformationszeit, als die Lehre Luthers in Obernheim Anhänger hatte, setzten Kanoniker von Beuron den katholischen Gottesdienst in der Wolfgangskapelle (auf dem Kirchbühl, 1812 abgebrochen) fort. Damals ist wohl die 1551 erwähnte Prozes-

sion der Egesheimer und Reichenbacher zur Wolfgangskapelle entstanden.

Zwischen 1276 und 1309 erscheint in den Beuronser Akten ein H(einrich) de Ansmuttingen (**Onstmettingen**). Am Weiher in Oberhofen besaß das Kloster Fischfangrechte und hatte ursprünglich wohl auch Güter in Onstmettingen.

In **Pfeffingen** gehörte zu Anfang des 14. Jahrhunderts der Leidringer Hof dem Kloster, der damals in 3 Lehen mit je einem Hofgesäß geteilt war (38 J. Äcker, 21 Mm. Wiesen) (U. B.). Cuntz der Leidringer gab von dem Hauptteil der Hube jährlich 2 Malter Vesen, 6 Scheffel Haber, 6 Schilling Heller, 2 Gülthühner, 1 Weihnachtshuhn, 6 Käs, 1 Viertel Eier und 2 Viertel Bohnen. 1583/84 war der Hof bereits in 6 Lehen zerlegt (Lagerbuch) und später in noch weitere aufgeteilt. 1320 gingen aus dem Walchhof, der in 8 Lehen geteilt war, neben Abgaben an Margrethausen Fruchtgülden an Beuron, die vor 1450 an die Liebfrauenpflege Balingen kamen (Urbar). Das kleine Heimengut zinst seit dem 14. Jahrhundert dem Kloster. 1471 wurden hiesige Leibeigene zwischen dem württembergischen Vogt zu Balingen und dem Kloster ausgetauscht.

Die Zuwendungen, die Hiltpolt Maier aus Wurmlingen (s. Erlaheim) 1348 in **Streichen** dem Kloster machte, müssen bedeutend gewesen sein. Er überließ seine Besitzungen Beuron, die er ein Jahr zuvor von Burkard und Heinrich von Schalksburg um 44 Pfd. Heller gekauft hatte. An Gült warfen sie ab: 3 Malter und 6 Scheffel Vesen, 1 Malter und 6 Scheffel Haber, 6 Herbsthühner und 3 Fastnachtshühner, 130 Eier und an Geld 41 Schilling Heller (Urbar). Außerdem stiftete Maier alles andere, Güter, die schon sein eigen waren. Die Lehenerschaft der Zollern wurde aufgehoben. Aber Burkard der Ältere v. Schalksburg, der seiner Tochter 1366 eine hiesige Wiese als Ausstattung in das Kloster Stetten mitgab, hatte anscheinend nicht vollständig auf die jetzt dem Kloster Beuron gehörigen Güter verzichtet, denn 1372 mußte er Schadenersatz für Übergriffe zahlen (Württ. Reg. 6610). Um 1500 hatte das Kloster einen Hof von 27 J. Äcker und 17 $\frac{1}{2}$ Mm. Wiesen (Balingen Lagerb. 1565). Die Naturalgülden waren jedoch damals schon abgelöst.

Von **Unterdigisheim** bezog das Kloster nur wenig Gülden. Das Präsentationsrecht besaß der Propst des Klosters. Bei der Heiligenpflege hatte Beuron alle 5 Jahre das Recht, der Rechnungsprüfung beizuwohnen. (Über Zehnten s. oben bei Nusplingen).

Das Chorfrauenstift der Augustinerregel zu **Unterwannental** war 1426 und 1434 der Aufsicht von Propst und Konvent des Klosters Beuron unterstellt. Nach dem Lagerbuch von 1584 muß das Kloster auch in **Weilheim** eine Hofstatt besessen haben, die aber damals nicht mehr festgestellt werden konnte.

Ein ausgesprochener Maierhof scheint der Burrenhof in **Winterlingen** zu sein, der 1558 111 J. Äcker, 28 Mm. Wiesen mit Anteilen am Brühl umfaßte. Er wird im Urbar ausführlich beschrieben: „1 Haus, 1 Scheuer, 1 Garten (2 J.) in dem Esch hinter Bomen über den Berg zu Heiligen Wies. 2 J. liegen unter dem Pfender. Über den Berg 1 J. unter des von Hornstein Acker. Zu dem Hagen 4 J., auch unter dem Hornstein. Zu Spähelins Rain 2 J., ob Eberlin Rantz Acker. Im Harthausen Tal 1 J., an der Sitten 4 J., hinter der Kalkgrube 3 J. und an dem Kreuzweg 2 J., stoßen an dieselben. Im Stockach 2 J. und hinab bas 4 J., heißen das Breit Äckerle, in dem Esch in Lengelfeld 1 J. am Kalkhof und 3 J. unter dem Heerweg und vor der Steige 4 J. und diesseits der Steige 1 J., in Bettuntal 3 J. zwischen des Grafen Hof. Vor dem Ban 3 J., zu der Schweingrube 2 J., in Hausberg 1 J., in Wagens Tal 2 J., in Zwerguntal obenan 1 J.,

In dem Esch hinter Lere in Bettuntal 1 J. ob des Grafen Hof. Ober der Heerstraße 2 J., ein Ländle bei des Burers Acker. Zu Agelsturren Brunnen 1 J. und 2 J. heißen die Kirtzi, stoßen auf die Gern. Und ein Acker heißt die Wida (4 J.) und ob den Widan herauf bas 2 J., zum Laimacker 4 Jauchert mit dem Anwander. Ob den Wiesen 2 J., am Hungerberg 4 J. und zu Dahlochern 2 J. und ob dem Anger eine Wiese heißt man die vordere Wies und 1 Mm. heißt Klewiese und eine Wiese in den Velwan (Weiden) heißt die Riedwiese (2 Mm). Der Brühl sind 2 Mm. Eine Wiese auf Hunran (5 Mm.). Auf Stankart 10 Mm., auf ern Buch 2 Mm., auf Zimmerner Berg im Rike 5 Mm. und das Fudermal 2 Mm. Zu Gruben 6 Mm. Zum oberen Dietweg 5 Mm. Im Bitzer Feld 3 J.“ (Ein späterer Eintrag um 1500?): „Die Schrockin hat gegeben ein Gütle um der Seelen willen, dazu gehört 1 J. bei den Zil an Stocken, dazu 1 J. bei dem Holder, dazu 1 J. hinter der Ler bei der Böllinden und 1 Garten bei Götschis Hus in Gental, dazu ist geliehen um 5 Schilling und 1 $\frac{1}{2}$ Hühner.“

1496 stand der Hof in 4 Anteilen unter württembergischem Vogtrecht. Dabei werden wir unterrichtet, wie sich ein Wechsel unter den 4 Maiern, die Teilhaber an dem Hof waren, vollzogen hat. Ein Maier übergab sein Viertel seinem Sohn. Der Propst glaubte den Leibfall von 21 fl. beanspruchen zu dürfen. Die Maier wehrten sich. Der Vergleich lautete dahin: Stirbt der neue Träger vor dem alten, dann sind 10 fl. zu entrichten, stirbt der alte Träger vor oder nach dem neuen, dann 21 fl. (Salb. II 617 ff.). Für den Grundherrn war der Todesfall eine Einnahmequelle und Gelegenheit, oberherrliches Eigentumsrecht zum Ausdruck zu bringen und die Güter an die Grundherrschaft zu fesseln. Die 4 Maier hatten bei unerlaubter Veränderung 21 fl. Strafe zu gewärtigen.

Nach einer Neuregelung für den 4-geteilten Hof zu Winterlingen durften die Teilträger jährlich je nur ein Fastnachtsschwein vom Propst beanspruchen, während er bis dahin im Anfang ein „Lintsch paar Hosen“ und alle Jahre ein paar Fastnachtsschweine zu reichen verpflichtet gewesen. Wir können also auch Leistungen des Grundherrn an die Lehenträger feststellen.

Zusammenfassend können wir herausstellen: 1. Bei den Abgaben stand an erster Stelle der Grundzins, der in Geld- und Naturalabgaben zerfiel. Im Streugebiet nahmen die Schaffnereien den Zins ein (s. Erlaheim). Die Hauptnaturalabgaben bestanden in Getreide (Vesen, Haber). Ein Abholen der Garben fand nicht statt, die Abgaben mußten zur Klosterscheuer geführt werden.

2. Grundbesitzer war das Kloster in vielen Orten des Alt-Kreises, ausgenommen in der Leidringer Gegend, wo das Kloster St. Georgen viele Besitzungen hatte. Durch die Auflösung des Klosters wurde der Bauer noch nicht Eigentümer von Grund und Boden. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts brachten die Gesetze von 1848 und 1849 die Grundentlastung. Nun stand der Bauer als freier Mann auf freier Scholle.

3. Durch die totale Säkularisation der Deutschen Reichskirche ging das Chorherrenstift 1803 in den Besitz des Fürsten Anton Aloys von Hohenzollern-Sigmaringen über als Entschädigung für den in den Niederlanden verlorenen Besitz. Von diesem kam es 1823 durch Tausch an Württemberg.

Wenn das Kloster nach der Mitte des 18. Jahrhunderts die Auszeichnung eines reichsfreien Stiftes erhielt, so war das doch ein verlöschender Glanz am Ende eines Zeitalters. Durch den 1726 verstorbenen Baumeister Franz Beer war ein Klosterbauplan

entworfen und unter Abt Rudolf II. von Stachwitz die Kirche erbaut, an der einheimische Werkleute, Wessobrunner Stukkateure und der Riedlinger Freskomaler Ignaz

Weegschaidler gute Arbeit leisteten. Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts kehrten zwar keine Augustiner-Chorherren nach Beuron zurück, es traten aber Benediktiner

ein altes Erbe an und diese führen es in deren Geist weiter, so daß das Donaualkloster der Ausgangspunkt einer religiös-liturgischen Erneuerung werden konnte.

Zum Kaisertum Ottos IV

von F. Roemer

(Fortsetzung)

Nun galt es, sich gegen die anglowelfische Koalition zu halten, ja, zu erhalten, denn die Gefahr, völlig besiegt zu werden, war im Bereich des Möglichen und Kriegsziel Ottos und des englischen Königs. Eine Entscheidung von europäischer Bedeutung stand bevor. Das gute Verhältnis zum Bürgertum trug auch auf dem militärischen Sektor Früchte. So sehen wir neben dem Ritterheer die Aufgebote vieler Städte. Diese „Kompanien“ bildeten die infanteristischen Anfänge der späteren französischen Armee. Kaiser Ottos alte und neue Feinde im Reich hatten noch vor dem Papst an den Franzosen ihre Hauptstütze; darum sollten mit einem einzigen Schlag diese ausgeschaltet und dann die Anhänger Friedrichs zu Paaren getrieben werden. Er verließ sich auf das stattliche englische Ritterheer auf seine eigenen Anhänger und glaubte auch, es werde sein so oft erprobtes Führungstalent neben seiner persönlichen Tapferkeit den Sieg bringen. Die Franzosen mußten auch zu Beginn des Feldzuges zwei Schlappen an der Kanalküste einstecken.

VIII.

Die Schlacht bei Bouvines in Flandern fand am 27. Juli 1214 statt und ist von Raumer ausführlich geschildert worden. Wir erfahren, daß sich Philipp August und Otto durch persönlichen, lebensgefährlichen Einsatz hervortaten. Der zunächst erfolgreiche Kaiser zog sich, nachdem er trotz zahlenmäßiger Überlegenheit schließlich die Schlacht doch eindeutig verloren hatte, nach Köln zurück und gedachte, von dort aus neue Kräfte zu sammeln. Aber die Kölner nötigten ihn, erbost über sein und der Kaiserin hochfahrendes und unbescheidenes Verhalten, zum heimlichen Verlassen der Stadt. Er zog sich resigniert nach Braunschweig zurück. Dieses immer wieder kehrende Resignieren begleitete den Welfen ständig und schwächte seine Sache.

Der französische Sieg kam nicht nur Frankreich, sondern besonders Friedrich II. zugute. Historiker vergleichen die Schlacht von Bouvines mit Waterloo, nur mit umgekehrten Folgen. Friedrich hatte endgültig gewonnen, was aber seinen ausländischen Freunden nicht einmal besonders erwünscht war, denn man erhoffte von Frankreich her einen langen innerdeutschen Bürgerkrieg, der den Franzosen an ihrer Ostgrenze Vorteile hätte bringen können. Er sah die Folgen für das Reich, nämlich den steigenden Einfluß Frankreichs im Westen und Süden, aber auch in Italien sicher noch nicht deutlich, ebensowenig wie die Folgen aus der Goldenen Bulle von Eger. Er steckte in einer ähnlichen Zwangslage wie Otto vor seinem Italienzug. Aber das wird dem 21jährigen niemand gesagt haben; vielleicht wollte er dergleichen auch nicht hören, er würde es als Vorwurf empfunden haben, und Vorwürfe hat er nie ertragen können. Damals war Friedrichs Politik für das Reich unvorteilhaft, notgedrungen nachgiebig, ja kurzsichtig. Die gesamte Situation war schlechter als etwa 1208, denn, was der Welfe insgeheim versprochen und beschworen hatte, war jetzt durch die Bulle reichsgesetzlich festgelegt. Dies hätte eigentlich jeder, der die Zeiten vergleichen konnte und die letzten zehn

Jahre miterlebt hatte, feststellen können. Doch durfte die Abneigung gegen ein starkes Kaisertum so groß gewesen sein wie nie zuvor. Wenn Otto wenigstens ein Barbarossa gewesen wäre! Gleichzeitig wurden aber Vorgänge für die nächsten Jahre und Jahrzehnte geschaffen, die Könige mehr und mehr zur Bildung einer Hausmacht gedrängt, die Haltung der Fürsten immer unpatriotischer. Sie steigerten sich immer mehr in ihren Forderungen an die Krone, wo es sich lediglich um lehensmäßige Pflichterfüllung handelte. Aber man gewöhnte sich an diesen Handel und fand ihn für das Königtum zumutbar. Das Statutum in favorem principum durfte damals seinen geistigen Ursprung gehabt haben. Es ist auch peinlich, von heute her zu beobachten, daß nicht eine einzige gewichtige Stimme sich warnend erhob; es war wirklich die willkommenste Gelegenheit für die Aristokratie, einzuheimsen, was es an Rechten und Entpflichtungen gab. Falls Friedrich, vielleicht schon Monate später, Klarheit gewann, war es schon zu spät, denn er konnte die deutschen Fürsten in diesen Jahren unmöglich durch eine Abkehr von seinen großzügigen Methoden sich feindlich gesonnen machen. Er mußte Deutschland in dem neuen förderativen Zustand belassen, den er selbst gefördert hatte, der aber im Vergleich zu dem, was im zerrütteten Königsreich Sizilien damals als normal galt, noch befriedigte. Aber er hatte auch das Glück, daß sich niemand zeigte, der ihm die verheißene Kaiserkrönung hätte streitig machen können — oder sich gegen ihn erhoben hätte, denn Kaiser Otto verlor durch die Niederlage von Bouvines immer mehr an Bedeutung und Fläche.

IX.

Die Frage, ob der Kaiser richtig dachte und handelte, als er mit den Engländern zusammen Frankreich zu Boden bringen wollte, ist müßig. Er hatte keinen anderen Verbündeten, außerdem war, als der Feldzug im Frühsommer 1214 begann, seine Position im Reich noch beachtlich. Sogar in Italien hatte er seine Anhänger im großen ganzen behalten, namentlich solche, die auf Lehen saßen, die der Papst beanspruchte. Vielleicht war er des jahrelangen Gefeielsches um Anhänger, des Kriegsführens um Städte und Landstriche und des Wettlaufes mit Friedrich um die Gunst der Deutschen müde und wollte mit einem einzigen Schlag die Basis seiner Feinde vernichten und dann von Westen her mit einem siegreichen Heer alles aufrollen und zurückgewinnen, was dem Staufer scheinbar leicht zugefallen war. Aber dies wäre doch eine langwierigere Sache geworden. Ottos heftiges Temperament drängte ihn zu einer schnellen Entscheidung. Er hat sicher nur an Sieg gedacht. Aber nicht einmal ihm war es möglich gewesen, eine klare Führung durchzusetzen, stets waren Rücksichtnahmen auf mehr oder weniger verlässliche Parteigänger vonnöten.

Otto blieb dem Namen nach Kaiser, solange er lebte; als Friedrich zum Kaiser gekrönt wurde, war Otto schon zwei Jahre tot. Er starb am 19. Mai 1218 auf der Harzburg, nicht ganz 36 Jahre alt. Er war ein düsterer Frömmler geworden, haderte mit sich und allen; er sah, daß seine Sache ver-

loren war. Aber er war an seinem Sturz zu einem nicht zu gering zu bemessenden Teil selbst schuldig. Die Schuld lag in seiner Persönlichkeit, die zu jenen Zeiten und Bedingungen in Deutschland nicht richtig passen wollte. Otto war für Klarheit und Kürze bekannt; dies wurde von Freund und Feind als undiplomatisch gewertet und entsprechend verfahren. Man warf ihm sogar seine persönliche Tapferkeit als unverantwortliche Tollkühnheit, seine Politik als Streben nach Gwalt Herrschaft vor, wo er doch — wir müssen es zugeben — nur die Rechte des Kaisers und Königs wiederherstellen und bewahren wollte, wie seine Italienpolitik eindeutig bewies. Er machte dies ungeschickt, verblüffte und enttäuschte viele, machte viele zu heimlichen Feinden, die nur auf einen günstigen Augenblick warteten, um Gehorsam in Aufruhr zu verwandeln. Otto schuf sich ungewollt seine gefährlichsten Feinde selbst: Den Papst, den französischen König und den Großteil der deutschen Fürsten. Jener verharrte in unversöhnlichem Zorn wegen der Meineidigkeit Ottos. Sie ist nicht abzustreiten. Aber sie war provoziert durch die päpstlichen maßlosen, letztlich politisch übertriebenen Forderungen, angesichts derer sich der staatskluge Innozenz III. hätte sagen müssen, daß zwar ein schwacher deutscher Gegenkönig, dem Knabenalter kaum entwachsen, in Deutschland sozusagen, ein römischer Kaiser sie unmöglich einhalten konnte; in diesem Falle hätte der Reichstag sicher nicht zugestimmt, einige Jahre später stimmten die Fürsten zu, nachdem sie das Ihrige erhalten hatten; in Eger waren auch keine Italiener vertreten, die der Kirchenherrschaft mindestens in der vorgesehenen Form keine Sympathie, sondern starkes Mißtrauen entgegenbrachten. Einer der Gründe, weshalb Otto in Italien so viele starke Anhänger gewonnen hatte und behielt, warum man ihn zur Eroberung Siziliens einlud, mag in dieser Abneigung gegen die päpstliche Lebenshoheit gelegen haben, die offenbar die gegen die Deutschen überwog. In Italien wollten die Städte, aber auch die Dynastien schlechthin, Freiheit und Unabhängigkeit nach allen Seiten.

Friedrich II. beging dieselben Fehler, aber er löste seine Verpflichtungen nur dem Scheine nach ein, was ihm die grundsätzliche Feindschaft und das unversieglige Mißtrauen der Päpste noch über das Grab hinaus eintrug. Wir haben uns angewöhnt, die Taten Friedrichs immer als glanzvoll aufzufassen, die Ottos aber als düster und gewaltsam. Wie dieser kein finsterner Dämon war, so jener kein Erzengel des Lichtes. Wenn wir den Welfen an dem Staufer messen wollen, dürfen wir ihn nicht so stark mindern, wie man es leicht tut, wobei das letztlich glanzlose Ende Ottos den zur Größe auch eines unglücklichen Herrschers nun einmal gehörenden tragischen Schluß sehr deutlich fehlen läßt. Sicher ist, daß Friedrich ihn geistig bei weitem übertraf als eine Gestalt, ohne die das europäische Mittelalter, die Renaissance und auch die Neuzeit undenkbar wäre. Friedrich bestand das Papsttum, Otto erlag ihm. Schon die Zeitgenossen empfanden Friedrichs Einmaligkeit; niemand erreichte ihn, der Liebe und

Grauen zugleich ausstrahlte. Mit ihm als Gesamtbild verglichen war Otto wohl ein zielstrebig Herrscher, ein Mann der raschen Tat und des Erfolges, aber ohne Güte, Geduld und Tiefe, ein schlechter Verlierer, jedoch nicht ohne Größe. Mannhaft und rauh verkörperte er den rein diesseitigen Typ eines normannischen Herrschers englischer Prägung, aber ihm fehlte dabei die Gabe zum Großartigen und zur Großmut, zur Gnade und Versöhnung, zum Glanze ebenso wie der Drang zum unerläßlich Mystischen in der Reichsidee, zur Vielfarbigkeit des letztlich mittelmeerischen Kaisertums. In diesen Dingen lag der Unterschied zwischen Welfen und Staufern. Man darf annehmen, er habe darum gewußt, aber er hielt seine Art des Regierens für besser; vielleicht scheute er auch den Höhenflug ins Große und Weite, fühlte sich vielleicht seelisch dem nicht gewachsen; eine volle Kasse war ihm lieber. Der Erfolg gab ihm anfänglich immerhin fünf Jahre lang recht. Wäre Friedrich nicht aufgetreten, hätte Otto den harten und zugleich imponierenden Kurs der früheren Staufer erfolgreich weitergehen müssen. Wie lange dies hätte dauern können, ist eine recht interessante Frage, weil dabei die Dynastie oder die Nachfolge schlechthin hereinspielt. Otto stand eigentlich für sich allein da, er war bislang kinderlos, geeignete Verwandte fehlten. Die Nachfolgefrage wäre in absehbarer Zeit aufgeworfen worden: Wir erinnern uns aber auch, daß die staufische Dynastie, so stattlich die Kinderzahlen waren, mehr als einmal nur noch auf einer einzigen in Betracht kommenden Person stand, weil alle wegstarben oder von vornherein nur auf Ablehnung für eine Kandidatur gestoßen wären.

Otto liebte seine kaiserliche Würde. Er war von ihr so fasziniert, daß er nicht auf sie hätte verzichten können. So verpflichtete er in seinem Testament vom 18. Mai 1218 seinen älteren Bruder, den Pfalzgrafen Heinrich, fünf Monate nach seinem Tod die Reichsinsignien seinem Nachfolger zu überbringen.

X.

Viele Fragen, wie Otto das Reich ausgebaut hätte, sollten gar nicht gestellt werden, weil sie zu überdenken in Kombinationen führen kann, die utopisch gewesen sein würden, vielleicht aber auch sehr realisierbar, gewiß eine Spekulation, aber im vergleichenden Gedankengang die ganze Tragik mittelalterlicher deutscher Geschichte aufweisend. Falls Otto Gelegenheit gehabt hätte, das Königreich Sizilien dauerhaft in die Hand zu bekommen, hätte er es für sich behalten oder dem Reich zuge schlagen oder gar vom Papst zu Lehen ge-

nommen? Um dadurch freie Hand zu bekommen? Um die Kirche zu versöhnen? Um dann ganz einfach auch dort voll in die Nachfolge der Staufer einzutreten? Was hätte er unternommen, wenn er bei Bouvines gesiegt hätte? Sicher schwebten ihm verwirklichte Gedanken vor. Beide angedeuteten Ereignisse hätten eintreten können! So wissen wir nur, daß er Pläne hatte, die er wohl niemand ganz anvertraute, wenn man die Abmachungen mit Johann von England als Denkspur nehmen will. Man stößt wiederum auf eine typische Eigenschaft des Welfen, Einzelgänger zu sein. Er mißtraute sicher auch seiner näheren Umgebung und war schweigsam geworden, nachdem er sich von Innozenz und anderen desavouiert sah; er konnte mit guten Gründen sich alles vorbehalten und wirkte damit unheimlich und verschlossen, unberechenbar und erschreckend. Vielleicht wollte er so wirken. Er war in den wenigen Wochen nach Antreten des Romzuges gereift, weil er selbst darüber erschrak, was das Einhalten seines Schwures gebracht hätte, denn man sollte dem damals 21-jährigen doch nicht unterstellen, daß er von Anfang die Protektion des Papstes arglistig erschlichen hätte. So steht Otto vor unseren Augen eigentlich ohne Freunde und Vertraute da, wozu noch kam, daß seine persönliche Art nicht geeignet war, sich Freunde zu schaffen; ob er Freunde überhaupt wollte? Ob er alle verachtete in ihrem kümmerlichen territorialen Egoismus? Ob er sich nicht in einer bestimmten Undurchschaubarkeit gefiel? Aber er türmte damit zuviel auf sich selbst, darum wäre sein Gebäude, sein welfisch-ghibellinisches Reich noch mehr gefährdet gewesen, als es bei Friedrich war, dessen Geist über Europa lag und neue Besinnungen brachte.

So gehörte Otto IV. der „Schüler“ Kaiser Heinrichs VI. in die Reihe jener Regenten, denen man Größe nicht absprechen kann, denen aber letztlich mehr Unglück als Erfolg beschieden war. Er hatte sich vom Gegenkönig der Welfen zum ghibellinischen Imperator gewandelt, aber ein Staufer zu werden, blieb ihm versagt. Aber dies ist kein Makel, auch der ihn überstrahlende Friedrich enthebt uns nicht des Nachdenkens über seinen Gegner. Kaiser Otto ruht im St. Blasius Dom in Braunschweig neben seiner ersten Gemahlin Beatrix. Er war der letzte Kaiser, der, zunächst erfolgreich, eine restitutio imperii versucht hatte, er verdient unsere Beachtung, Respekt und auch Mitgefühl bei allen seinen Fehlern. In der Geschichte des Reiches, die immer wechselte zwischen Drama und Tragödie, konnte gerade er nicht fehlen. Wie die Staufer ihre ihnen ähnlichen

Vorgänger in den Sachsenkaisern hatten, so glich Otto den Kaisern aus dem salischen Hause am ehesten, aber auch seinen englischen Verwandten. Sein Bild schwankt nicht im Streite der Parteien, sondern steht fest und ungefügt vor unseren Augen wie ein Findling aus nordischer Heide.

Literatur

1. Joh. Haller: Das altdeutsche Kaisertum. Union Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1944.
2. Karl Hampe: Das Hochmittelalter. Böhlau-Verlag Münster 1953.
3. Friedrich Heer: Die Tragödie des Heiligen Reiches. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1952.
4. Henri Pirenne: Geschichte Europas. S. Fischer, Verlag Frankfurt 1961.
5. Fr. v. Raumer: Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Verlag Brockhaus, Leipzig 1872.
6. Ferd. Gregorovius: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Wissenschaftliche Buchgemeinschaft Darmstadt.
7. Friedrich Bock: Reichsidee und Nationalstaaten. Verlag Callwey, München 1943.
8. Karl Weller: Geschichte des schwäbischen Stammes. Verlag R. Oldenburg, München 1944.



Das Gänsefingerkraut

(Potentilla anserina)

Die Gänsewasen haben oft eine wenig vornehme Pflanzengesellschaft. Die ständige Anwesenheit des Gänsefingerkrautes (anser = Gans) und der Gänseblume zeigt, welche gute Beobachtungen der Namensgebung zugrunde liegen. Doch kommt dieses Fingerkraut auch an Wegen, Straßengraben und sonnigen, sandigen Ufern vor. Aus den Blattwinkeln entspringen lange oberirdische Ausläufer, die selbständige Pflanzen hervorbringen können. Die unterseits, oft auch oberseits weiß silberhaarigen, länglichen Blätter sind gefiedert und scharf gesägt. Die 1,5 bis 2 cm breiten, gelben fünfzähligen Blüten steigen meist einzeln, selten zu zweien aus den Knoten auf, während die Früchte genau wie die der Erdbeere gebaut sind, doch wird die Blütenachse nicht fleischig. Sehr rasch breitet sich dieses Fingerkraut da aus, wo durch ein außergewöhnlich hohes Hochwasser der Eyach Pflanzen vernichtet werden.

Fritz Scheerer

Aus der Chronik des Balingener Stadtschultheißen Eisele

Zu den altherwürdigen Wahrzeichen der Stadt Balingen zählt neben Friedhofkirche, Zollernschloß und Wasserturm die Evang. Stadtkirche, die mit Ausnahme der Turmspitze im Jahr 1516 ihr heutiges äußeres Bild erhielt. Der Plan für den imposanten Chorturm stammt wahrscheinlich von dem württembergischen gräflichen Baumeister Hanslin Jörg d. Ä., der um 1380 in Stuttgart geboren und Schüler Ulrichs von Ensingen, dem Baumeister des Ulmer Münsters, war. Das auf den Turmkranz mit seiner Maßwerkbrüstung in 40 Meter Höhe aufgesetzte achteckige Wächterhaus mit seiner kupfernen Haube und einem kleinen, freien Türmchen für die ehemalige Feuerglocke stammt erst aus dem Jahre 1541 von dem Tübinger Meister Stephan. Der siebenstrahlige Stern auf der Spitze des Turmes wurde von Maler Josef Weiß (1512—1565), Pfleger der Sebastiansbruderschaft, vergoldet.

Wenn auch die Turmspitze den Eindruck des Unfertigen macht, so bleibt doch der monumentale Turm in seiner gesamten Komposition der Höhepunkt des mächtigen Bauwerks. Er ragt mit seinen über 60 m Höhe wie ein gewappneter Ritter, gleichsam als Hüter des Tales gen Himmel. Wie eine schützende Glücke über den Küchlein

thront er über den Häusern der alten Stadt. Er ist aber auch ein Ausdruck der Opferbereitschaft und des Wagemuts des damals nicht viel über 1000 Einwohner zählenden Städtchens. Die Stadtkirche ist eine der schönsten Hallenkirchen der Spätgotik unseres Landes.

Fortsetzung folgt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“



Hundert Jahre Eisenbahn Balingen - Sigmaringen

Die Planung
von Dr. Walter Stettner

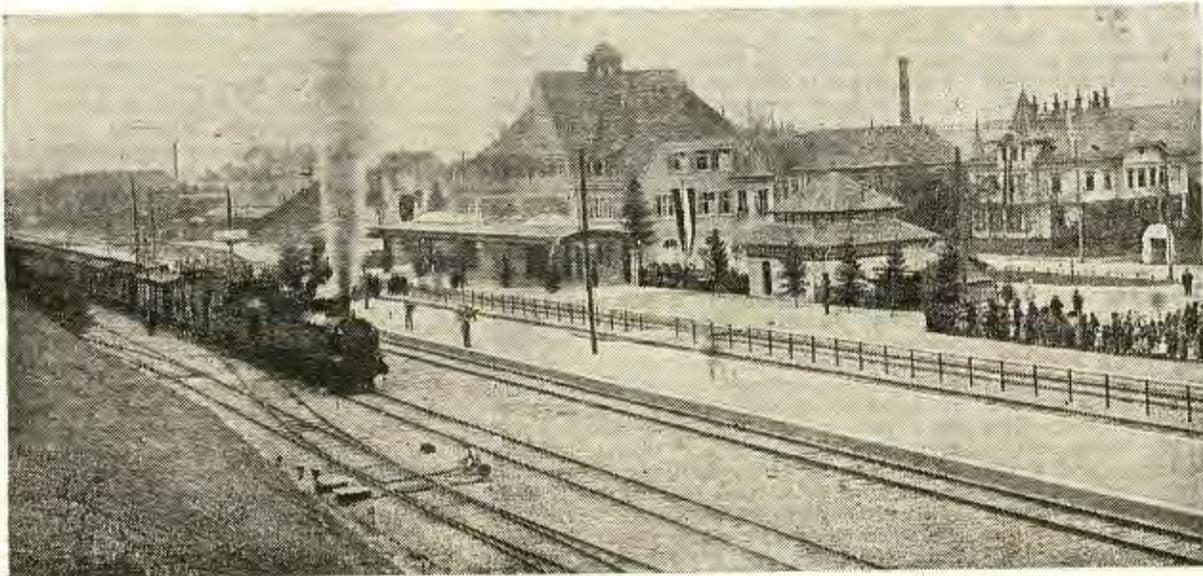
Am 4. Juli 1878 wurde das letzte Stück der Zollernbahn Tübingen — Sigmaringen, die Teilstrecke Balingen — Ebingen — Sigmaringen eröffnet, mehr als vierzig Jahre, nachdem in Deutschland sich im Jahr 1835 der erste Zug von Nürnberg nach Fürth in Bewegung gesetzt hatte. Aber schon wenige Jahre nach jenem historischen Datum mußte man sich auch in Balingen und Ebingen erstmals mit den Möglichkeiten eines Anschlusses unserer Gegend an das Eisenbahnnetz befassen. Nach einer Verfügung der Regierung des Schwarzwaldkreises, die im „Albboten“ vom 4. Dezember 1840 veröffentlicht wurde (s. Abschrift), sollte nämlich eine „Centralbahn für den Landesverkehr von Plochingen nach Rottenburg gebaut werden, die mit Dampfkraft zu betreiben wäre, und zu ihr Zweigbahnen aus den wichtigeren Seitentälern des Neckars geführt werden, die auf die Fortbewegung mit Pferdekraft berechnet werden könnten“. Dazu sollten von jeder Gemeinde Aufstellungen über den Personen- und Güterverkehr an das jeweilige Oberamt geliefert werden. Über die Ergebnisse dieser Erhebung ist gelegentlich in anderem Zusammenhang zu berichten.

Man hatte im Jahr 1840 noch keine rechte Vorstellung von einem Eisenbahnnetz, denn noch war in Württemberg keine einzige Strecke im Bau, geschweige denn in Betrieb. Erst 1845 wurde die Strecke Cannstatt — Ebingen zum ersten Male befahren, dann bis 1850 die württembergische Hauptbahn von Heilbronn über Stuttgart und Ulm bis Friedrichshafen in Betrieb genommen. Die Eröffnung der Strecke Bietigheim — Mühlacker — Bruchsal im Jahr 1853 führte zur Verbindung der württembergischen mit der badischen Hauptbahn (Mannheim — Karlsruhe — Freiburg — Basel). Im nächsten Jahrzehnt wurden wichtige Landesteile an die Hauptbahn angeschlossen, das Remstal von Cannstatt über Waiblingen — Schorndorf — Gmünd bis Aalen 1861 (mit Fortsetzungen nach Nördlingen 1863 und nach Heidenheim 1864), das Unterland durch eine Bahn von Heilbronn über Öhringen nach Hall 1862 und das obere Nek-

kartal durch die Bahn von Plochingen nach Tübingen 1861, bald verlängert bis Rottenburg und Eyach. Daß auch das Oberamt Balingen an das Eisenbahnnetz angeschlossen werden müsse, war in Balingen und Ebingen einhelliger Wunsch und Wille. Uneins war man nur darüber, wo das geschehen sollte. Der Gemeinderat Balingen erwähnte in einer Eingabe an das Kgl. Finanzministerium vom 2. Dezember 1861 drei Möglichkeiten, die im Gespräch seien: Reutlingen, Tübingen und das Starzeltal bei Bieringen. Die dritte Möglichkeit wurde entschieden abgelehnt: Der Verkehr des Oberamtsbezirks Balingen mit Rottenburg und der Umgegend sei von keinem Belang. Man wünschte vielmehr den Anschluß vorzüglich bei Reutlingen oder in zweiter Linie bei Tübingen, soweit möglich, in der Richtung der älteren Schweizer Straße. Es wurde daher darum gebeten, wenn „die Stadt mit einer Eisenbahn wirklich

gnädigst bedacht werden sollte, die wenigst entfernte Richtung in die bestehende Oberneckarbahn gegen Reutlingen oder Tübingen“ einzuschlagen. Diese Eingabe wurde auch der Stadt Ebingen mitgeteilt, von ihr aber ohne Stellungnahme zur Kenntnis genommen.

In Balingen konnte man sich noch am 18. Januar 1863 nicht entscheiden, an welchem Ort, in Reutlingen oder Tübingen, der Anschluß an die Bahn stattfinden sollte, „obgleich nicht geläugnet werden könne, daß der Anschluß Tübingen unserem Interesse am meisten entspreche“. Dem schlossen sich auch die bürgerlichen Kollegen Ebingens an. Im Mai 1863 erschien, datiert Ebingen und Balingen, gedruckt in Ebingen in der J. C. Göbelschen Buchdruckerei, eine „Denkschrift betreffend die Herstellung einer Eisenbahn von Reutlingen oder Tübingen über Hechingen, Balingen und Ebingen nach Sigmaringen“. (Als Verfasser dieser Denkschrift darf man den Ebinger Schönfärber und Landtagsabgeordneten Louis Schwarz vermuten). In der Denkschrift wird Bezug genommen auf eine „vor kurzem veröffentlichte Denkschrift von 21 Abgeordneten, betreffend die Herstellung von Eisenbahnen im Schwarzwaldkreise“, . . . „weil wir in derselben von berufener Hand, in klarster Weise und mit schlagenden Gründen zunächst diejenigen Principien bezüglich des Baues von Eisenbahnen befürwortet sehen, deren praktische Durchführung allein die Möglichkeit bietet, das zum Nachteil des ganzen Landes bisher Versäumte wieder gut



Das war der feierliche Augenblick, als am 25. Oktober 1911 der erste Zug von Balingen nach Schömburg dampfte. Mit der Eröffnung der Nebenbahn nach Schömburg am 25. Oktober 1911 fand auch die Übergabe des neuen Bahnhofgebäudes statt.

zu machen, und unsere in der Vervollständigung ihrer Eisenbahnnetze so rasch voranschreitenden Nachbarstaaten mit einem wohl durchdachten Eisenbahnsystem uns anzuschließen.“

Im damaligen Deutschen Bund waren die einzelnen Glieder souverän, es gab keinen übergeordneten Koordinator, und so sah sich auch das Königreich Württemberg genötigt, sich dem Wettbewerb der verschiedenen Länder auszusetzen. In den folgenden Überlegungen spielt jedoch dieser überstaatliche Gesichtspunkt kaum mehr eine Rolle. In der genannten Denkschrift heißt es u. a.: „Gehen wir nämlich von dem gewiß richtigen Grundsatz aus, daß die Eisenbahnen nach ihrer doppelten Bestimmung, für den größeren internationalen wie für den Lokalverkehr, sowohl die wichtigeren Stapel- und Handelsplätze auf möglichst kürzestem Wege unter sich verbinden, als auch für die volkswirtschaftliche Entwicklung der einzelnen Gegenden sich netzartig verzweigen müssen, so drängt sich uns bei näherer Betrachtung unsers württembergischen Eisenbahnnetzes sofort die Überzeugung auf, daß dasselbe, soll es den eben ausgesprochenen Bedürfnissen in jeder Hinsicht Genüge leisten, der Vervollständigung, besonders in den oberen Landestheilen, noch dringend bedarf.“

Es werden dann Tabellen über den Güterverkehr und über die Bevölkerungszahlen der an der gewünschten Bahnlinie und in ihrer Nähe gelegenen Orte vorgelegt. „Wenn nun aus diesen Tabellen unwiderleglich hervorgeht, daß jetzt schon trotz der theilweisen Ungunst der geographischen Lage, und trotz des Mangels an geeigneten Verkehrsmitteln, alle Bedingungen gegeben sind, welche einer Eisenbahn, soweit die lokalen Verhältnisse in Betracht kommen, einen reichen Verkehr in Aussicht stellen, so bedarf es heutzutage, nachdem die bis jetzt im Betrieb stehenden Bahnen, neben ihrem ungeheuren Einfluß auf den Wohlstand der von ihnen berührten Landestheile mit jedem Jahr glänzendere finanzielle Ergebnisse liefern, keiner weitschweifenden Auseinandersetzungen mehr, um zu beweisen, daß eine so dicht bevölkerte Gegend mit allen Elementen eines gesunden naturwüchsigen Verkehrslebens, mit einer ausgedehnten Fabrik- und Gewerbsthätigkeit, wie sie unter ähnlichen Verhältnissen wohl in keinem anderen Theile Württembergs zu finden ist, mit einem Reichthum an Naturerzeugnissen, der dem der gesegnetsten Gauen würdig an die Seite gestellt werden darf, mit einem Handel, der sich nicht nur den entferntesten Theilen unseres deutschen Vaterlandes, der Schweiz, Österreichs und Frankreichs, sondern selbst nach Italien, England, Holland und Belgien, Dänemark, Schweden und Nordamerika erstreckt, — nach diesem allem sagen wir, bedarf es keiner weiteren Beweise mehr, daß eine solche Gegend eo ipso nicht nur bedürftig, sondern auch würdig ist, in das große Netz aufgenommen zu werden, welches unstreitig eine der stärksten Grundlagen bildet, auf der die materielle Wohlfahrt der Völker beruht.“

Ein flüchtiger Vergleich mit den an Eisenbahnen liegenden Gegenden wird dann angestellt: „Während diese die Erzeugnisse der Industrie, der Land- und Forstwirtschaft ebenso schnell als billig nach den entferntesten Orten des In- und Auslandes versenden, in gleicher Weise die für den Betrieb ihrer Gewerbe und Landwirtschaft benötigten Rohstoffe, Maschinen, Steinkohlen usw. beziehen können, und ihnen durch die leichte Reisegelegenheit nach allen Richtungen ein unschätzbare Mittel zur Auffindung der besten Bezugs- und Absatzquellen, so wie alle sonstigen Vor-

theile des unmittelbaren persönlichen Verkehrs zu Gebot stehen, sehen wir uns lediglich auf den ebenso theuren, als zeitraubenden Transport mittels Fracht- oder Postwagen oder eigener Fuhrn angewiesen und können den uns hiedurch entstehenden Nachtheilen, — wollen wir nicht ruhig zusehen, wie uns mit jeder neu eröffneten Bahnstrecke eine weitere Konkurrenz erwächst, und ein weiteres Stück unseres landwirthschaftlichen und gewerblichen Handelsverkehrs entrissen wird, — nur vermehrte Anstrengungen entgegenzusetzen, die sich zunächst in Herabsetzung der Preise unserer nach auswärts gehenden Produkte und damit zugleich auch der Arbeitslöhne äußern müssen.“ „Wir wollen beispielsweise nur an unsere früher so blühende Getreideausfuhr nach der Schweiz erinnern, welche seit Eröffnung der württembergischen und bayrischen Bodenseebahnen gänzlich aufgehört hat, so, daß statt der regelmäßigen fast täglichen Getreidefuhr, welche sich aus unserer Gegend nach der Schweiz, als dem natürlichen Absatzgebiet bewegten, nur ausnahmsweise d. h. bei anscheinend günstiger Conjunction hie und da noch ein Fruchtwagen nach dem früheren Stapelplatze Überlingen gehen.“

„Fast dasselbe ist auch mit weitaus den meisten unserer Industrieerzeugnisse der Fall, welche, wie dieß bei der geringen Entfernung nach der Schweiz und der großen Gewerbsthätigkeit unserer Gegend leicht erklärlich ist, vor Erbauung der Eisenbahnen ihren Absatz vorzugsweise nach der Schweiz fanden, der uns heute durch sieben (von Basel bis Lindau) in die Schweiz mündende deutsche Bahnlinien streitig gemacht wird.“

Die Denkschrift wendet sich dann gegen eine Vertröstung auf spätere Zeit, bis einmal die Wirkungen des Betriebs der ganzen oberen Neckarthalbahn erprobt seien. „Sind wir auch heute noch, trotz aller bisher angedeuteten Nachtheile unserer Isolirung so glücklich, eine günstige Lage unserer wirthschaftlichen Zustände constatiren zu können, so haben wir dieß, nächst dem Segen von oben, wohl zumeist der Strebsamkeit und dem ausdauernden, mit Sparsamkeit gepaarten, Fleiße unserer Bevölkerung zu verdanken; mögen diese Verhältnissen nicht durch längere Vorenthaltung des unentbehrlichsten Verkehrsmittels gewaltsam zerstört werden. Sind sie einmal zerstört, die Industrie verschwunden, die Betriebskapitalien anders verwendet, die Arbeitskräfte weggezogen oder in Elend verkommen, dann ist es zu spät, durch eine Eisenbahn zu Hülfe zu kommen!“

Von der preußischen Regierung befürchtet die Denkschrift keine Schwierigkeiten für die geplante Strecke: „Wenn es selbstverständliche Aufgabe der preußischen Regierung ist, für die Wohlfahrt ihrer Staatsangehörigen in Hohenzollern Sorge zu tragen, so kann es doch nicht Aufgabe der württembergischen Regierung sein, jene an der Erfüllung ihrer, den Bewohnern Hohenzollerns schuldigen Pflichten zu hindern, in einem Falle, wo die beiderseitigen Interessen einander nicht nur nicht entgegenstehen, sondern unzertrennlich gemeinsam sind, und wenn unsere stammverwandten Nachbarn, deren Geschicke schon seit Jahrhunderten mit denen des württembergischen Volkes aufs innigste verwachsen, die mit uns durch die mannigfaltigsten geschäftlichen und persönlichen Beziehungen verbunden und durch zahlreiche Bande der Familien an uns gekettet sind, auch an den Segnungen der von uns erstrebten Eisenbahn partizipiren werden, so ist für die volkswirthschaftlichen und finanziellen Interessen Württembergs auch nicht die geringste Einbuße zu befürchten, vielmehr wird der einer Tübingen—Sigmaringer Bahn aus Hohenzollern zuflie-

ßende Verkehr — dessen Ertrag in den Augen eines Jeden doch wohl ebenso hoch anzuschlagen ist, wie wenn dieses Land württembergisches Gebiet wäre — dazu beitragen, die Rentabilität derselben zu erhöhen, und in volkswirthschaftlicher Beziehung kann es ja nur günstig auf die dießseitigen Interessen rückwirken, wenn durch eine Eisenbahn Ackerbau, Handel und Industrie in Hohenzollern gehoben und dadurch der Wohlstand seiner Bewohner vermehrt wird.“

Zum Schluß weist die Denkschrift darauf hin, daß die technischen Schwierigkeiten, die zu erwarten seien, „bei den enormen Fortschritten, welche in den letzten Decennien im Eisenbahnbauwesen auch in Württemberg gemacht wurden, von unsern erprobten Staatstechnikern sicher ganz leicht überwunden werden.“

Die Denkschrift faßt am Schluß das Resultat kurz zusammen: 1) wird durch dieselbe einer dichtbevölkerten Gegend mit bedeutender Handels- und Gewerbsthätigkeit das längst ersehnte Verkehrsmittel geboten, dessen sich andere Landestheile bereits in ausgedehntem Maßstabe erfreuen, und dessen Besitz mit jedem Jahr mehr eine Bedingung nicht nur des Fortschritts in Ackerbau, Handel und Industrie, sondern auch der Vermeidung des Rückschritts wird. 2) Ist dieselbe für das ganze Land von größter Wichtigkeit, da durch sie, im Anschluß an die in Sigmaringen einmündende badische Eisenbahn nach dem künftigen Knotenpunkt Singen die kürzeste Linie vom Rhein und Neckar nach dem Bodensee und der mittleren Schweiz gewonnen wird, sie wird somit den ohnehin starken Verkehr Württembergs mit der Schweiz bedeutend steigern, zumal, da die durch sie bedingte Abkürzung der Entfernung zunächst demjenigen Landestheile zu gut kommt, welcher vermöge seiner geographischen Lage bisher schon in ausgedehntesten commerziellen Beziehungen zu der Schweiz steht. 3) Ist dieselbe zur Weiterführung von Sigmaringen aus, in östlicher Richtung nach Aulendorf—Isny oder nach Ulm geeignet, und bildet in Verbindung mit einer solchen Bahn das Mittelglied einer großen Querlinie, welche die obere Neckarbahn mit der Ulm—Friedrichshafener Bahn verbinden und nicht nur den internen Verkehr Oberschwabens mit dem Schwarzwald vermitteln, sondern auch das ganze südliche Württemberg und Baden in lebhaftere Berührung mit Tyrol und Südbayern versetzen würde. 4) hat eine Eisenbahn von Tübingen oder Reutlingen nach Sigmaringen eine hohe strategische Bedeutung, da sie von Sigmaringen aus nach Ulm oder Aulendorf fortgesetzt, zur Vertheidigungsfähigkeit der Bundesfestung Ulm wesentlich beitragen, und eine rasche Verbindung mit den übrigen strategisch wichtigen Punkten des südwestlichen Deutschlands ermöglichen würde. 5) bildet sie, zumal im Hinblick auf die eventuelle Herstellung der Nagoldthalbahn, und einer in Aussicht stehenden badischen Kinzigthalbahn ein sehr wichtiges Glied zur Vervollständigung des süddeutschen Eisenbahnnetzes im allgemeinen und des württembergischen im besondern. 6) ist an der Ertragfähigkeit derselben nicht im geringsten zu zweifeln, da nicht nur das von derselben berührte Gebiet einen großen Reichthum an persönlichen und Güterverkehrs-Elementen in sich birgt, sondern auch mit Sicherheit angenommen werden darf, daß sich ein großer Theil des Verkehrs der übrigen Landestheile mit der Schweiz derselben zu wenden, ja sogar eine bedeutende Durchfuhr von dem Rhein und den Nordseehäfen her sich auf dieser kürzesten Route entwickeln werde.

(Fortsetzung folgt)

Die Herzöge von Urslingen

Von Fritz Scheerer

Im Schlichemtal am Ende der Klamm erheben sich beim Butschhof auf Markung Epfendorf die letzten Reste der Burg Urslingen¹. Die Burg war auf einem Umlaufberg der Schlichem errichtet worden. Schon die erste Anlage, die aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts stammen dürfte, weist einen künstlich eingeschachteten Graben auf, so daß gegen Westen eine Schanze entstand. Höchstwahrscheinlich hat sich auf dem Hauptberg eine Schildmauer und ein Steinhaus als Turm und Wohnhaus erhoben (Wein). Die Burg hieß Urslingen oder Urslingen (s. unten).

Die Herzöge von Urslingen leiteten ihren Namen von dem nahe gelegenen Dorf Urslingen ab, das 994 urkundlich als „Ursilinga“ erwähnt wird. Eine Schenkung der Herzogin Hadwig an das Kloster Petershausen wurde dort 994 durch Otto III. bestätigt. Ob es sich dabei um Familiengut der schwäbischen Herzogsfamilie oder um Königsgut handelt, ist umstritten. 1084 wird der Ort wieder genannt. Hier trat Hezelo, einer der Gründer des Schwarzwaldklosters St. Georgen, mit seinem Sohn Hermann auf, indem er über seine Hinterlassenschaft zugunsten des Klosters verfügte. Im Dorf hatte auch das Kloster Gengenbach Besitz. Bei der feierlichen Inbesitznahme eines Gutes in Niedereschach durch das Kloster etwa im Jahr 1137 wird als fünfter Zeuge unter den Freien ein Swigger von „Yrselingin“ erwähnt. Ein Erlewin und seine Frau Berta, als bisherige Besitzer, hatten bis 1140 bereits dreimal von dem Gut einen Zins entrichtet². Nach Klaus Schubring³ könnte man daran denken, daß die Herren vom benachbarten Talhausen nach 1099 die Burg erbaut haben.

Die nächste Erwähnung eines Urslingers erfolgte 1162, als Kaiser Barbarossa den Pisanern in Pavia ausgedehnte Rechte gewährte und mit ihnen ein Bündnis zur Kriegführung in Norditalien und gegen Sizilien schloß. Unter den Zeugen steht ein Egelolf von Urslingen zwischen den Hochfreien. Dieser Egelolf (Egenolf) gilt als Stammvater der Urslinger der Rapolsteiner im Elsaß, die dasselbe Wappen führten wie die Urslinger im Schlichemtal.

Ein weiterer Schauplatz, wo die Urslinger auftraten, ist Italien. 1172 und 1174 taucht ein Konrad „de Suevia“ auf, der wohl zum kaiserlichen Legaten des Herzogtums „Spoliti“ bestellt worden ist, den Kaiser Friedrich I. 1173 „dux Spoliti“ (Herzog von Spoleto) nannte⁴. Die Erringung des Herzogtitels bei den Urslinger war wahrscheinlich eine Chance zu weiterem sozialem Aufstieg. So wurde z. B. der geborene kaiserliche Thronerbe (Friedrich II.) schon in seinen ersten Lebensmonaten zu Schutz und Versorgung der Herzogin von Spoleto übergeben. In Kaiser- und Königsurkunden steht der Herzog von Spoleto in der Zeugenreihe fast durchweg vor deutschen und italienischen Grafen. „Ständisch war Konrad in die Gruppe der Magnaten aufgestiegen.“ Wenn er auch Ende seines Lebens die spoletanische Herrschaft wieder verloren hat, so hielt er doch an seinem Titel Herzog fest. Auch seine Söhne behielten den Herzogstitel. Auf ihre Versuche, das väterliche Herzogtum Spoleto wieder zu erlangen, soll hier nicht weiter eingegangen werden, vielmehr sollen die Urslinger in Schwaben in den Vordergrund gestellt werden.

Die Urslinger im Innern Schwabens

Neben den Besitzungen der Urslinger im Elsaß und in Italien zeichnen sich in unserer engeren Heimat drei Güterkomplexe ab, nämlich um die Burgen Urslingen und Hohenstein (im Neckartal unterhalb der Neckarburg), dann um die Altstadt Rott-

weil und verstreute Besitzungen in der südlichen Baar.

Zu Füßen der Burg Urslingen lag ein Meierhof (wahrscheinlich der heutige Butschhof). 1295 gaben die Gebrüder Heinrich und Rainold, Herzöge von „Yrslingen“, ihren Meierhof auf Wiederruf dem Kloster Rottenmünster wegen der Klosterfrauen Anna und Clara, Töchter Heinrichs⁵. Die Burg selber befand sich schon 1327 in württembergischer Hand. Sie war der südlichste württembergische Besitz geworden. Die finanzstarken württembergischen Grafen werden dann den Aufbau der Schildmauer veranlaßt haben, von der Reste heute noch stehen. Zu ihrem Zwing und Bann stießen die umliegenden Dörfer Urslingen, Böhringen, Harthausen und Epfendorf. In Urslingen wurden Rechtsnachfolger der Urslinger die Ritter von Rütli bei Oberndorf.

Die Feste Hohenstein über dem Neckar gehörte Ende des 13. Jahrhunderts den Urslingern. Auch in Dietingen dürften die Urslinger Vorbesitzer gewesen sein, wo Konrad II., Herzog zu Urslingen, 1315 einen Acker an einen Rottweiler Bürger übergab⁶. Bereits 1279 hatte Heinrich, Herzog von Urslingen, einen Hof in Beffendorf über Oberndorf um 28 Mark Silber an Siegfried Hagg von Oberndorf verkauft⁷.

Der Kern des Rottweiler Besitzes der Urslinger bestand im Kirchenpatronat der Großpfarre Rottweil. 1307 ist der Herzog von Urslingen als Kirchenpatron der Rottweiler Pfarrkirche genannt, indem Herzog Konrad ein Übereinkommen zwischen zwei Johannitern als Patron bezeugt⁸ und zwar als Patron von Pelagius in Rottweil-Altstadt. Der Kirchensatz war mindestens bis 1353 Lehen von den Urslingern. Sie besaßen auch Güter in Hochmauren, dann in der Straßengabel nach Schwenningen und Tuttlingen („Bei den Linden“), in Lauffen ob Rottweil, Durchhausen und Seitingen. Im großen und ganzen war es aber verhältnismäßig wenig für eine Hochadelsfamilie. 1353 konnten sie von den Grafen von Zollern-Schalksburg einen Pfandkomplex (Neuhausen ob Eck und Umgebung) erwerben. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts sind sie auf Burg Langenstein gesessen und in Waldenbuch und hatten Besitzungen auf der Filder (Plattenhardt, Leinfeldern usw.). Nach dem Aussterben der Herzöge von Teck fiel ihnen der Rest der Herrschaft Waseneck bei Oberndorf durch Erbschaft zu.

Doch schon 1364 fing Konrad VII. an, Teile der Neuerwerbungen zu versetzen. 1371 verkaufte er den größten Teil von Waseneck. Das Schicksal der Herzöge von Urslingen verengte sich auf das Städtchen Schiltach im Kinzigtal. Jedoch auch Burg und Stadt Schiltach konnten nicht gehalten werden. „Reinold Herzog von Urslingen, Anna Herzogin von Urslingen seine Schwester und Konrad von Sulze ihr Mann verkauften um 6 000 rh. fl. an Eberhard Graf von Württemberg als freies Eigengut Burg und Stadt Schiltach im Kintzental mit allen Zugehörden“⁹.

Der letzte Urslinger, Rainold, starb im Jahre 1442 vor dem 11. November, einer späten Notiz zufolge im Hegau, vielleicht auf dem Weg zu einer neuen Fehde¹⁰. Seine Besitzungen waren zum Schluß fast alle verkauft, verpfändet und belastet.

Die schwäbische Hauptlinie hatte unter sehr bescheidenen und schwankenden Besitzverhältnissen geendet, selbst die Heiratsgüter ihrer Frauen verflüchteten sich im Laufe des 14. Jahrhunderts. Waren die Urslinger um 1300 noch öfters Zeugen und Bürgen im schwäbischen Raum, wie 1314 bei den Herzogen von Teck, als diese Pfandgüter (Stadt Rosenfeld, Leidringen, Bickelsberg, Isingen, Beuren usw.) um 450

Mark Silber lösten, so sind sie schon im 15. Jahrhundert schwer verschuldet. Dazu einige Beispiele:

„Am 3. Juni 1299 Rotwil (Rottweil) — Werner von Zymbern hat seinen Eigenhof in Ysingen (Isingen), zu dem auch der Kirchensatz gehört, mit aller Zugehörde um 78 Mark Silber an den Komtur Konrad von Egenßhaim und an die Johanniterkommende verkauft. Erste Zeugen Heinrich, Herzog von Urslingen d. A. und Heinrich von Lupfen d. J.“¹¹. Oder: am 10. September 1311 in Rotwil: „Berthold und Wölfeli, Söhne Hermann sel. Graf von Sulze, hatten ihrer Schwester (= Stiefmutter) Elisabeth, Tochter Hartmann sel. Graf von Froburg, durch Namen und Bebauer näher bestimmte Eigengüter in Gözlingen (Gößlingen) und bei Zimmern der Burg (Zimmern u. d. Burg) um 514 Mark Silber verkauft.“ Dafür haben sie zu Bürgen gesetzt Heinrich von Lupfen und Konrad, Herzog von Urslingen.“¹² 1432 bestätigte Reinold, „daß Ludwig, Graf von Württemberg, ihm heute 20 rh. fl. geliehen hat zu den 60 rh. fl. hinzu, die Reinold bereits schuldet“¹³. Schon am 2. April hatte er den Zoll in Tuttlingen versetzt, den er für 200 fl. von der Herrschaft Österreich zu Pfand hatte, „um 100 fl. an Henriette, Gräfin von Württemberg und Mömpelgard, als Pflegerin der unmündigen Kinder Hans, Alwig und Rudolf, Grafen von Sulze seiner Oheime“¹⁴.

Am 4. Mai 1433 ist er „Hans Hochmüte, gen. Rumenhafen, zu den 10 fl., die er ihm schon schuldet, noch 18 fl. für ein Pferd schuldig geworden. Dafür versetzt der Herzog dem Gläubiger 1 lb. pf. (Pfund Pfennig) von den Zinsen, die jährlich in seinem Teil des Städtchens Hornberg um November 11 herum anfallen“¹⁵. Am 23. Juli 1436 versetzte „Rainold, um Schulden und Bedrängnis zu vorzukommen, alle seine Rechte an der Herrschaft Triberg mit der Feste und der Mühle, sein Pfand der Herrschaft Österreich um 2 240 rh. fl. und 30 lb. h. an Schultheiß, Bürgermeister, Rat und Bürger von Villingen“¹⁶. Wie er von seinen Verwandten eingeschätzt wurde, ist in der Zimmernschen Chronik folgendermaßen geschildert: „Johann von Zimmern hat sehr für seine Enkel Werner und Gottfried gesorgt. Einmal wurden sie von Rainold, Herzog von Urslingen, dem letzten seines Namens, der in Flurn (Fluorn) in einem schlechten Hause saß, zu sich nach Hornberg zur Fastnacht eingeladen. Da der Herzog so arm war, fürchtete der Großvater, er werde Lösegeld verlangen, obwohl sie nahe Vettern waren“¹⁷. Endlich im Mai 1441 tut Heinrich von Wisnegg (im Dreisamtal) kund, „daß Reinold von Urslingen, sein Herr ihm 200 rh. fl. und davon 20 fl. Zins schuldet“¹⁸. Wie die Güter dahinschwanden, so scheint auch dasselbe Schicksal das Leben des letzten Urslinger Herzogs bestimmt zu haben.

Anmerkungen: 1) In den Heimatkundlichen Blättern August 1966 und November 1970 wurden über die Herzöge von Urslingen berichtet. In den neuen Ausführungen sollen auf Grund der neuesten Forschungen zu der Besitz-, Sozial- und Familiengeschichte etliche Ergänzungen gemacht werden. 2) Regesten: 1137 ohne Monat und Tag „Äschabta“. Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK) 30. 3) Schubring, Klaus, Die Herzöge von Urslingen S. 34. 4) Urkunde in Mittelitalien in Assisi ausgestellt. 5) „Documentenbuch“ von Rottenmünster. 6) Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStASt) B 498 S. 133 Nr. 2. 7) Ebenda B 52 Nr. 2, neben drei andern Zeugen ist auch der Oberndorfer Bürger „Thiedrich Buckelesberg“ (Bickelsberg) Zeuge. 8) Archiv der Reichsstadt Rottweil II L IX F 5. 9) GLAK 21. 10) Schubring, Die Herzöge von Urslingen S. 93. 11) HStASt B 352 II Bü 75. 12) Ebenda A 470 Nr. 344. 13) Ebenda A 602 Nr. 2124. 14) Ebenda A 602 Nr. 135 88. 15) GLAK 21/Conv. 236. 16) Ebenda 12/Conv. 58. 17) Herausgegeben von Decker-Hauff S. 150. 18) FUB/3 S. 239 Nr. 30.

Aus der Chronik des Balingener Stadtschultheißen Eisele

Viele Stürme brausten in über 450 Jahren über diese Kirche hinweg- Brände und Kriege, sie aber blieb bestehen als Krone der Stadt. Doch auch an ihr kann man im Laufe der Jahrhunderte die Wirkung des „Zahns der Zeit“ beobachten. Immer wieder mußten an dem Turmdach Reparaturen vorgenommen werden, wie in den letzten Monaten und in den Jahren 1887/94. Über diese Instandsetzung berichtete der damalige Stadtschultheiß (1869-1906) Wilhelm Eisele in einer ausführlichen Chronik vom 4. Oktober 1894, die in den Knopf der Wetterfahne eingesetzt wurde, da die 1887 von dem Schieferdecker Stahl aus Sigmaringen vorgenommene Arbeit nicht einwandfrei war. Die in chronologischer Ordnung dargestellten Begebenheiten vermitteln uns „ein gutes Stück Geschichte in den vergangenen sieben Jahren“, in denen „ungünstige Naturereignisse über Stadt und Umgegend hingegangen sind“, so 1890 dreimaliger verheerender Hagelschlag oder 1893 große Futternot.

Aus der interessanten Chronik sollen nun hier Ausschnitte wiedergegeben werden:

1887: „Juli Abgang von Decan Kapff. 26. Juli stirbt der frühere Kommandant der Bürgerwehr und langjährige Vorstand der Gewerbebank. 26. September Erster Fabrikbrand C. F. Behr. Empfindlicher Wassermangel. 15. Sept. kauft Stadtschultheiß Eisele zunächst für sich Quellen von der Gemeinde Lautlingen behufs Erstellung

einer rationellen Wasserversorgung. 2. Okt. Decan Hoffmann ernannt. 12. Nov. wird in Ebingen ein Wildschwein erlegt. November Beginn der Feldbereinigung Etzelbach, Heinzlesrain, Benzenbohl. 14. November Oberamtmann Maginot geht nach Mergentheim. Gründung des Vereins für Vogelfreunde.

1888: Januar: Große Schneestürme und dadurch verursachte Verkehrsstörungen. 19. Januar Oberamtmann Stamer zieht auf. Postmeister von Gemmingen geht ab. 18. März Abschied Oberförster Magenau. Ihm verdankt die Stadt die schöne Baumanlage auf dem Heuberg. März: Verheerende Geflügelseuche. 3. April Beginn des Straßenbaus Dürrwangen-Stockenhausen. 9. Aug. Die Scheuer des Oeconomen Christian Hauser auf der Sichel brennt ab. Großer Obstsegen, so daß kosten Frommerner Birnen der Sack 3 Mk/60 Pf., Saure Äpfel der Sack 2.80, süße Äpfel der Sack 1.60. 8. November brennt das Wohn- und Fabrikgebäude von Axamitt & Stotz, Johannes Link, Bäcker am Lindle, nieder. Die Stadt läßt Obstbäume am Hirschberg pflanzen.

1889: Bauthätigkeit Bezirkskrankenhaus, Fabriken Axamitt & Stotz, Martz, Behr. 20. April stirbt Gemeinderat Kaufmann Georg Luppold. Die Heuernte leidet unter ungünstigen Witterungsverhältnissen, fast kein Tag ohne Regen und Gewitter. 27./28. Juni Durchfahrt des Deutschen Kaisers Wilhelm II. 3. Juli Präzeptor Lachenmaier

stirbt. 28. Aug. Abschied von Eisenbahnassistent Vogel, der eine hiesige Bürgertochter nach Mühlacker entführt. 8. Sept. Helfer Eitle verabschiedet sich als Professor nach Urach. 14. Sept. Kaufmann Michael Blickle, mehrjähriger Verwalter des Röslerstifts, stirbt. 14. Dez. Gründung eines Kolonialbundes. 16. Dez. Brand bei Mechaniker Roller in der Vorstadt.

1890: 9. Mai 2^{3/4}—3^{1/4} Uhr Nachmittags großer Hagelschlag. Die Kinder fahren Schlitten. Versuche: Balingen zu einem Kurort zu erheben. Versuche: eine städtische Capelle zu gründen. 12. Juli Eröffnung des Bezirkskrankenhauses. 9. Aug. Hagelwetter gegen Geislingen hin 37 400 Mc. 19. August Wiederholtes Hagelwetter dort 70 000 Mc. Singvögel vernichtet. 18. Sept. Fest des 30jährigen Bestehens des Landwirtschaftlichen Vereins. 23. Okt. Schneefall.

1891: 26. Jan. Brand im roten Ochsen. 27. April Goldene Hochzeit von Jacob Luppold Weber und Musikant. Derselbe ist seit 1831 als Thurmbläser thätig. 23. Juli Ernennung von Reallehrer Münzenmaier nach Heilbronn. Heinrich Roller Begründer eines neuen Systems der Stenographie von Balingen, sein Onkel war Oberpflastermeister Conrad Roller und starb 1872. 3. Sept. Großer Hagelschlag. 81 192 Mark Schaden. Sept. Carl Cöbele, Schullehrer, tritt seine Stelle in Camerun in Afrika an.

1892: 14. März Versammlung wegen einer Bahn Stuttgart—Schönbuch—Tübingen. 8. Mai Wahlen zur Gewerbebank. Director Johannes Luppold, Kaufmann, Cassier Carl Rehfuß. 20. Gründung eines Altertumsvereins. 28. Juli Hagelwetter. 22. Sept. wird die Wasserleitung beschlossen. 23. Oct. stirbt Schloßwirt Ruff, Mitbegründer des Gewerbevereins.

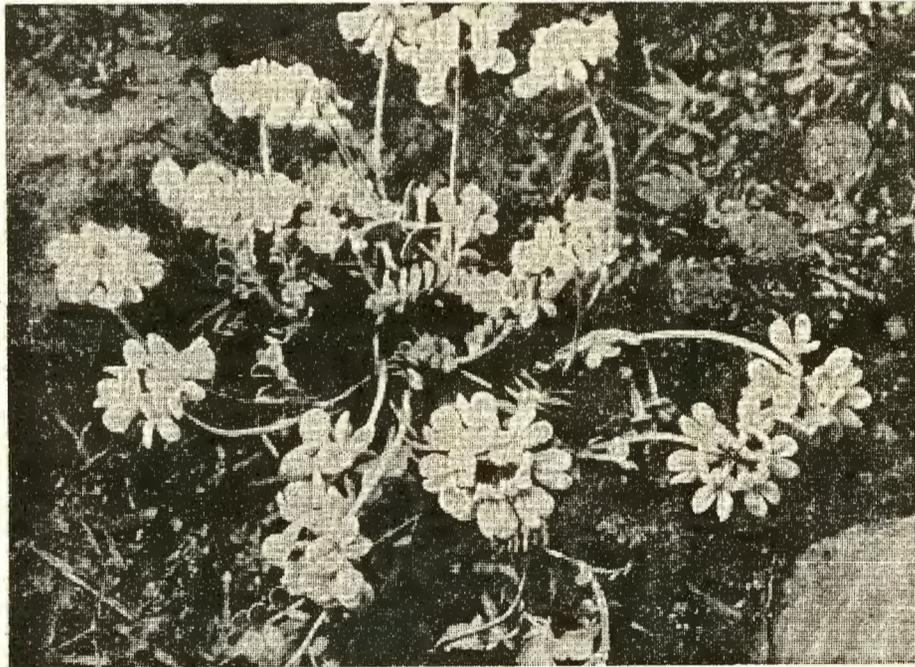
1893: Mai: Oberamtsrichter Mayer geht als Landgerichtsrat nach Ravensburg ab. Nachfolger: Landrichter Singer von Hall. 29. Juni Decan Hoffmann nach Schorndorf befördert. 14. Sept. Ernennung des Herrn Stadtpfarrers Kern in Geislingen als Decan hieher.

Geeignet den Wohlstand der Einwohner herunterzudrücken: Wir hatten Hagelschlag 1890: 9. Mai, 9. Aug., 19. Aug., 1891: 3. Sept., 1892: 28. Juli, im Jahr 1893 große Futternot und müssen wir leider niederlegen, daß der Wohlstand in hiesiger Stadt dormalen gedrückt ist. Ein großer Fortschritt wurde durch die Erstellung einer Wasserleitung errungen. — Zum Glück bringen die Fabriken C. F. Behr, Reiber & Roller, Axamitt & Stotz, Carl Martz, alle in Tricotagen, Eugen und Julius Link in Schuhwaren viel Verdienst in Stadt und Umgegend.

1894: 10. Febr. 25jähriges Dienstjubiläum des Stadtschultheißen Eisele. Febr. Beförderung des Oberamtmannes Stamer nach Tuttlingen als Regierungsrat. 7. April stirbt Oberlehrer Maier. 24. April Amtsantritt von Herrn Oberamtmann Filser. 25. Juli Wasserfest. In Schwebe Vergrößerung der Frauenarbeitsschule, Verlegung des Postamts.

So möge denn der Allmächtige über unserem Balingen wachen und ihm stets Glück und Segen verleihen.“

Stadtschultheiß Wilhelm Eisele



Die Scheidenkronwicke

Coronilla vaginalis

Das niederliegende kalkliebende Halbsträuchlein auf den sonnigen Felsen der Balingener Berge mit seinen sechs- bis zehnbliätigen gelben Schmetterlingsblüten erfreut uns bis in den Juli hinein. Die sieben bis neun kleinen bläulich-grünen, verkehrt-eiförmigen Blättchen, das unterste Paar vom Grunde des Blattstiels entfernt, die Nebenblätter so groß wie die Blättchen, zu einer Scheide zusammengewachsen, stehen gedrängt beieinander. Die bläuliche

Färbung rührt von einem abwischbaren, hechtblauen Reif her, der nichts anderes als eine Wachsabscheidung, ein lichtdämpfender Verschuß ist, der die Verdunstung auf dem freien Felsen herabsetzt. Auch die zierlichen Blättchen beschränken die Verdunstung. Bei der bis zehnbliätigen Blütendolde sind die Nägel der Kronblüte etwa so lang wie der Kelch. Der Blütenstaub der doldigen Blütenstände wird beim Besuch von Hummeln und Bienen herausgepumpt. Allüberall auf dem Fels herrscht das Gelb der Hülsenfruchtgewächse und darüber erheben sich die schlanken Halme der Gräser.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Röller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 25

31. August 1978

Nr. 8

Hundert Jahre Eisenbahn Balingen - Sigmaringen

von Dr. Walter Stettner

(Fortsetzung)

7) schließt die baldige Herstellung derselben das einzige Mittel in sich, das Hinderniß, welches sich gleich einem Bollwerk, dem Weiterbau der oberen Neckarbahn schon lange zum größten Nachteil der beteiligten Bezirke wie des ganzen Landes entgegenstellte, hinwegzuräumen. „Möge nun unsere Regierung sich den billigen Vorschlägen Preußens nicht länger verschließen, möge sie vielmehr durch eine freundliche Verständigung mit diesem Staate den schon so lange obschwebenden Unterhandlungen ein Ende machen, und, wie den Weiterbau der oberen Neckarbahn, so auch die gleichzeitige Inangriffnahme einer Eisenbahn von Tübingen oder Reutlingen über Hechingen, Balingen und Ebingen nach Sigmaringen vertragsmäßig sicher stellen.“

Während noch, wie eben angedeutet, Verhandlungen mit der preußischen Regierung über den Bau der Zollernbahn und den einer Bahn von Horb nach Sulz und weiter nach Rottweil durch hohenzollerisches Gebiet liefen, bildeten sich auch — modern ausgedrückt — Bürgerinitiativen für den Ausbau des Eisenbahnnetzes im ganzen damaligen Schwarzwaldkreis. Am Sonntag, 20. November 1863, fand in Tübingen eine „Eisenbahnversammlung“ statt, zu der 600—700 Vertreter von Eisenbahncomités, bürgerlichen Kollegien, Gewerbe- und landwirtschaftlichen Vereinen usw., darunter 21 Abgeordnete und viele der namhaftesten Industriellen aus allen Teilen des Schwarzwaldes „herbeieilten“ (wohl nicht allzu eilig, denn die Eisenbahn war ja erst ein Wunschtraum, man mußte sich noch aufs eigene Roß setzen oder sich der eigenen oder einer Postkutsche anvertrauen). „Balingen, Böblingen, Calw, Ebingen, Freudenstadt, Herrenberg, Horb, Leonberg, Nagold, Neuenbürg, Nürtingen, Oberndorf, Reutlingen, Rottenburg, Rottweil, Schramberg, Schweningen, Spaichingen, Stuttgart, Sulz, Tübingen, Tuttlingen hatten ihre Vertreter entsandt, und selbst Gäste aus Hechingen, Sigmaringen, Haigerloch u. a. Orten beehrten die Versammlung mit ihrer Gegenwart.“

Die Tübinger Versammlung faßte u. a. im Sinne der Denkschrift vom Mai 1863 folgenden Beschluß: Die von Preußen verlangte Eisenbahn von Tübingen über Hechingen nach Balingen, deren Fortsetzung über Ebingen nach Sigmaringen, sowie außerdem ihre Verbindung mit der oberen Neckarbahn von Balingen nach Rottweil und Tuttlingen (zugleich Oberschwaben—Kinzigthal) liegt ebenso sehr auch im wohlverstandenen Interesse der betreffenden württembergischen Bezirke und des ganzen Schwarzwaldeseisenbahnsystems.“

Ein Staatsvertrag

Die mehrfach erwähnten langwierigen Verhandlungen zwischen Württemberg und Preußen kamen im Frühjahr 1865 mit einem Staatsvertrag zum Abschluß, der am 3. März 1865 im neutralen Karlsruhe abgeschlossen wurde. Er ist im Regierungsblatt 1865 Nr. 24 S. 190 ff. veröffentlicht worden. Sein Artikel 1 lautet: „Die Königlich Preussische Regierung gestattet der Königlich Württembergischen Regierung folgende für alleinige Rechnung der letztgedachten Regierung zu bauende und zu betreibende Locomotiv-Eisenbahnen durch das Kgl. Preussische Gebiet zu führen: 1) eine in Tübingen an die Oberneckarbahn sich anschließende Eisenbahn über Hechingen nach Balingen; 2) eine Eisenbahn von Sigmaringen über Scheer nach Mengen; 3) eine Eisenbahn von Balingen über Ebingen nach Sigmaringen; 4) eine Eisenbahn von Horb durch das Neckarthal nach Sulz; 5) eine Eisenbahn von der württembergischen Südbahn über Ostrach nach Pfullendorf. Artikel 2. Die Königlich Württembergische Regierung übernimmt die Verpflichtung, den Bau der in Artikel 1 genannten Eisenbahnen auf ihre alleinigen Kosten zur Ausführung zu bringen und so zu fördern, daß die Strecke Tübingen—Hechingen spätestens Ende 1869, die Strecken Hechingen—Balingen, Horb—Sulz und Sigmaringen—Scheer—Mengen spätestens Ende 1873, die Bahn nach Pfullendorf spätestens Ende 1875, endlich die Bahn über Ebingen nach Sigmaringen spätestens Ende 1880 dem Betriebe eröffnet werden.“ Von Bedeutung ist noch der Artikel 9, der besagt: „Die Kgl. Württembergische Regierung soll berechtigt sein, an ihre Bahn von Tübingen über Hechingen nach Balingen, auch innerhalb des Kgl. Preussischen Gebiets, jedem Eisenbahnunternehmen, welches der Frequenz der Bahn von Hechingen über Balingen und Ebingen nach Sigmaringen Abbruch thun würde, bis zum Schlusse des Jahres 1899 den Anschluß zu versagen.“ Der Vertragstext zeigt, daß da nicht gleichwertige Partner verhandelt hatten. Denn die preussische Regierung war anscheinend mehr als die württembergische am Bau dieser Bahn interessiert, trotzdem lehnte sie eine Beteiligung an den Kosten ab. Alle anfänglichen Lasten bürdete sie dem kleinen Württemberg auf. Mit diesem Staatsvertrag war nun nicht nur grünes Licht für den Bau der Zollernbahn gegeben, sondern es waren auch Fristen gesetzt, an die sich die württembergische Regierung halten mußte.

Fragen und Schwierigkeiten bei der Bauausführung

Nach dem Staatsvertrag mit Preußen

ging die württembergische Regierung, unterstützt vom Landtag, der die notwendigen Beschlüsse faßte und die Gelder bewilligte, an die Verwirklichung der Zollernbahn. Die Strecke Tübingen—Hechingen wurde am 29. Juni 1869 eröffnet, dann die Weiterführung begonnen. Dabei gab es allerlei Schwierigkeiten, von denen in den Eingaben der Städte nicht die Rede war. Aufschluß darüber gibt ein „Bericht der volkswirtschaftlichen Kommission der Kammer der Abgeordneten über A) den Entwurf eines Gesetzes, betr. die weitere Ausdehnung des Eisenbahnnetzes; B) den Entwurf eines Gesetzes betr. den Bau von Eisenbahnen in der Finanzperiode 1870—73“, ausgegeben den 4. November 1872. (S. Heimatk. Blätter Juni 1964: „100 Jahre Bahnhof Balingen“).

Ein Bericht befaßt sich mit der Strecke Balingen—Ebingen. Dazu heißt es: „Das Interesse, die Hohenzoller'sche Bahn ihrem Ausbau entgegenzuführen, liegt theils im wünschenswerthen Abschluß einer langen Strecke, von Sigmaringen, oder weiter ausgeholt, von Isny bis Tübingen, theils in den gewerblichen Verhältnissen des Bezirks Balingen, welcher für seine Weberei in Baumwolle und Halbwohle, Wollgewerbe, die Strumpfstrikerei, Gerberei, Schuhfabriken, Herstellung von Maßen usw., vor allem für seine beiden bedeutenden Gewerbestädte Balingen und Ebingen der Bahn bedarf.“

Die ganze Bahn gehört in baulicher Beziehung zu den ungünstigen des Landes. Es ist eine Gebirgsbahn mit allen Schwierigkeiten, welche das Aufsteigen in einem stark coupirten und vielfache Hindernisse der Bodenbeschaffenheit darbietenden Lande gewährt. Gleich von Hechingen aus setzt das Aufsteigen zur Höhe Schwierigkeiten in den Weg, die nur in einem weiten Bogen über die Ausläufer des Hohenzollern hin zu bewältigen sind; die ganze Strecke bis Balingen durchzieht ein quer mit Thälern besetztes Hügelland; große Einschnitte und Aufwölbungen wechseln ab, darunter ein 95 Fuß hoher Damm über das Wessinger Thal; bedeutende Kunstbauten sind erforderlich, wie Brücken über die Starzel bei Hechingen, die Eyach bei Balingen, letztere in einem 200 Fuß weiten und 80 Fuß hohen Viadukt. Andere Schwierigkeiten bereitet der Aufgang in dem steilen Eyachthale oberhalb Balingen; die Berghänge mit ihren verrutschten Halden im schwarzen und braunen Jura erschweren die Entwicklung. Die Höhendifferenz ist eine sehr ansehnliche: Balingen liegt 1810 Fuß über Meer, die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau (Eyach und Schmiecha) 2570 Fuß, also Höhenunterschied 760 Fuß. Die gewöhnliche Normalmaximalsteigung

auf den württembergischen Bahnen 1:100 konnte noch bis Balingen durchgeführt werden; von da an treten solche von 1:80, 1:75 und in der Hauptsteigung von Laufen, bis zur Wasserscheide auf Strecken von 11 250 Fuß und wieder 7 650 Fuß von 1:45 ein (die Steigung wie von Geislingen nach Amstetten). Auf der Wasserscheide ist ein Einschnitt von 3200 Fuß bis zu 50 Fuß tief.

„Die ganze Hohenzoller'sche Bahn wird theils ihrer Beschaffenheit halber, theils in der ihr zukommenden Längenverhältnissen die Eigenschaft einer internationalen Bahn von bedeutenderer Tragweite nicht erreichen...“ „Eine besondere Erwähnung dürfte noch die stärkere Steigung zwischen Balingen und Ebingen verdienen. Es sind Versuche gemacht worden, dieselbe herabzumindern. Dieß könnte nur durch Verlängerung der Linie unter entsprechenden Kunstbauten geschehen. Man hat es versucht durch Ausfahren des Eyachthales von Lautlingen nach Margrethausen hinein. Es würde eine jener bei Gebirgsbahnen vorkommenden Schlaufen mit Kehrtunnel gebaut werden müssen. Die Mittel wären: Verlängerung der Bahn um 12 700 Fuß, ein Kehrtunnel im Schutt in einer der schlimmsten geognostischen Formationen von 2 200 bis 3 300 Fuß Länge mit dem im Tunnel höchst bedenklichen Radius von 1200—1000 Fuß, bedeutende Mehrkosten. Der Effekt wäre doch bloß, die Steigung von 1:70 zu erreichen, und ein Vorspanndienst wäre doch nicht zu vermeiden“ (wir Heutigen können nur froh sein, daß man diesen Plan hat fallen lassen). „Der Berichterstatter seinerseits kann nicht umhin, der Wahl der stärkeren Steigung (1:45) an dieser Stelle und bei dieser Gebirgsbahn aus voller Überzeugung beizupflichten“. „Der Umstand, daß zwei Stationen an den Fuß der Steigung 1:45 zu liegen kommen, Lautlingen, 1 500 Fuß horizontal, und Laufen, ebenfalls 1 500, möglicherweise 2025 Fuß horizontal, dürfte zu keinen Besorgnissen Anlaß geben. Die Station Geislingen ist auch nur 1 800 Fuß lang horizontal...“

Probleme in Ebingen

Als die Eisenbahn 1873 Balingen erreicht hatte, kamen zahlreiche Schwierigkeiten auf die Bürgerschaft Ebingens, namentlich auf seine bürgerlichen Kollegien, den Bürgerausschuß und den Gemeinderat, zu. Die Linienführung lag schon fest, noch nicht jedoch der Platz für einen Bahnhof. Und dieser mußte eine (noch nicht vorhandene) Zufahrtstraße erhalten. Zudem durchschneidet die Bahnlinie Güterstücke, Wege, Wasserläufe usw.

Die Bahnlinie führte nach den Plänen der Eisenbahnverwaltung recht nahe an der Stadt vorbei, so nahe wie selten anderswo, wie von der Eisenbahnkommission betont wurde. Das sah man allerseits als Gewinn an, keine Stimme scheint sich für eine andere, weiter von der Stadt entfernte Führung des Bahnkörpers ausgesprochen zu haben. Die Planung der Zufahrtstraße und der Bebauungsplan in dieser Gegend wurde zwischen der Eisenbahnverwaltung und der Stadt abgesprochen. Die entscheidenden Verhandlungen wurden vom Gemeinderat am 7. Oktober 1874 mit den Herren Oberbaurat von Schlierholz und Oberfinanzrat von Mauser geführt.

Für den Platz des Bahnhofs stand die Verlängerung der späteren Bahnhofstraße oder die der späteren Lange Straße zur Erörterung. Dazu mußte noch Raum für den Güterschuppen kommen. Der Gemeinderat wünschte zunächst den Bahnhof in der Linie der Lange Straße, da er so für die Stadtmitte am nächsten liege. Die Eisenbahnverwaltung verwies darauf, daß der Güterschuppen, von Lautlingen her gesehen, vor dem Bahnhof kommen sollte. Am Ende des Ringens um die beste Lösung entschied man sich einhellig für die

heutige Lage. Das war freilich leichter gesagt als ausgeführt. Denn noch gab es keine Bahnhof- und keine Lange Straße, sondern lediglich südlich vom Kirchgraben Gärten und Wiesen. Der Kirchgraben führte in geschlossener Front vom Kirchenwirt (heute Schreibmaschinengeschäft Hofele) herab bis zum Schweinweiher und weiter ebenso geschlossen über die heutige Bahnhofstraße hinweg zu den heutigen Gebäuden von Feinkost-Streich, Postsattler Schmid und Sattler Hartmann. Ein Durchbruch der Bahnhofstraße setzte also den Abbruch (und ihm vorausgehend den Erwerb) mehrerer Häuser des Kirchgrabens voraus. Der Schweinweiher, bis dahin ein geschlossener Platz, verlor sein einheitliches Gesicht, zumal da ihm auch ein Haus an seiner Nordseite geopfert werden sollte, um den Verkehr abfließen zu lassen. Es handelte sich um ein Haus, das östlich an das vor wenigen Jahren abgerissene Café Eppler, im Plan Haus Nr. 491, anstieß; zwischen ihm und der Gastwirtschaft zum Hasen war bis dahin nur ein schmaler Durchgang. Der Durchbruch der Lange Straße mußte ähnliche Lücken nicht nur in den Kirchgraben, sondern auch in die Marktstraße reißen, die ja bis zum Rathausbrand von 1911 ebenfalls eine geschlossene Front bildete.

Zur Frage des Grunderwerbs stellte bei der Verhandlung auf dem Ebingen Rathaus Oberfinanzrat von Mauser fest, eine größere Anzahl der hiesigen Grundbesitzer habe übertriebene finanzielle Forderungen gestellt. Deshalb werde man möglicherweise den Bahnhof anderswohin legen müssen. Auf alle Fälle entstünden so Verzögerungen für den Bahnbau. Mauser verlangte sodann für die Bahn, daß die Stadt Wasser aus der nahe gelegenen Stellequelle, bei Wassermangel auch aus der weiter entfernten Quelle beim Spitalweiherle unentgeltlich liefere. Dazu waren die bürgerlichen Kollegien bereit unter der Voraussetzung, daß der Wasserbezug aus der Stellequelle für die Anwohner nicht geschmälert werden dürfe; deshalb müsse auch dort ein wurde eine Gemeinderatskommission gepumptbrunnen bleiben. Wegen des Grunderwerbs für die (spätere) Bahnhofstraße bildet. Sie berichtete nach Besprechungen mit den betroffenen Haus- und Grundstücksbesitzern, die Forderungen der Garten- und Wiesenbesitzer seien „nicht außer der Weise“, dagegen die der Hausbesitzer meist zu hoch. Darauf wurde beschlossen, Kaufpreise für die zu erwerbenden Grundstücke und Gebäude festzulegen und, wenn der einzelne darauf nicht eingehe, das Enteignungsverfahren zu beantragen.

Die wichtigsten Verkehrswege, die von der Bahn durchschnitten wurden, waren die Straße nach Meßstetten und der Weg zum Friedhof. Für den Übergang über die Bahnlinie zum Friedhof wurde eine Stelle westlich der Gasfabrik (die damals bei der Samtfabrik G. Ott Sohn stand) in möglichster Nähe des alten abgeschnittenen Kirchhofwegs vorgeschlagen und bewilligt. Die Eisenbahnverwaltung wurde ferner um bessere Herstellung und Verbreiterung des den alten Friedhofsweg ersetzenden Feldwegs gebeten. Der damals gewählte Bahnübergang direkt über die Gleise blieb bis Mitte der dreißiger Jahre bestehen. Die alte „Vizinalstraße“ nach Meßstetten mußte die Bahn in der sog. Kuhgasse durchschneiden. Die neue Straße sollte über den sog. Gänswaiherplatz geführt werden. Der Platz wurde der Eisenbahnverwaltung zu 200 Gulden (= 342 Mark) je Morgen verkauft. Ein kleineres Problem, um das vor hundert Jahren gerungen wurde, ist heute wieder aktuell: es betrifft die Höhe des Viadukts bei der Unoth (die heutige „Grüne Brücke“). Im Gemeinderat wurde der Wunsch geäußert, den Viadukt nicht bloß vier Meter hoch zu machen, wie von der Eisenbahnverwaltung vorgesehen,

sondern 4,30 bis 4,60 Meter hoch, um den Erntewagen in jedem Fall eine sichere Durchfahrt zu ermöglichen. Der Wunsch wurde vom Bauamt in Rottweil abgelehnt, Brücken würden überall nur mit vier Meter Höhe gebaut. Heutzutage gibt es an diesem Punkt täglich Schwierigkeiten, die nun wahrscheinlich durch Tieferlegen der Straße beseitigt werden.

Noch eine kleine Episode sei erwähnt, weil sie ihre Spuren bis heute hinterlassen hat: Nach einem Gemeinderatsbeschuß vom 10. Juni 1874 wird dem Gastwirt Ludwig Essig ein Platz bei der Weißenhalde abgetreten. Er will dort eine Schenkshütte für Getränke während der Dauer des Eisenbahnbaus errichten und in Betrieb setzen. So bescheiden die Anfänge der Weißenburg waren, so kläglich ihr Ende, aber sie steht noch immer nach hundert Jahren.

Die Bahnarbeiten wurden größtenteils von auswärtigen Arbeitern durchgeführt. Ob ein Teil von ihnen hier hängen geblieben und ansässig geworden ist, müßte einmal untersucht werden. Schließlich sei noch erwähnt, daß beim Bahnbau alemannische Gräber angeschnitten wurden. Leider ist nicht bekannt, wo das geschehen ist und wohin die Funde gekommen sind.

Die Eröffnung der Bahnstrecke Balingen—Ebingen—Sigmaringen—

Mitte 1878, zwei Jahre vor dem durch den Staatsvertrag mit Preußen festgelegten Termin, war der Bahnbau vollendet. Am 24. Juni traf der erste Probezug von Balingen hier ein. Ihm entstieg der Vorstand der Kgl. Eisenbahnkommission, Direktor Böhm, Oberbaurat von Schlierholz, unter dessen Oberleitung die ganze Zollernbahn gebaut worden war, und eine Reihe weiterer Beamter. Sie besichtigten die verschiedenen Räumlichkeiten und Einrichtungen des Bahnhofs und den Wasserkran und prüften die Brückenwaage. Im Wartesaal nahmen sie ein kleines Frühstück ein. In den nächsten Tagen folgten weitere Probefahrten. Für den 4. Juli wurde die förmliche Eröffnung festgesetzt. Noch während der Probefahrten feierte man in Laufen ein kleines Eisenbahnfest. Ein Festzug mit Musik, dem Ortsvorstand und beiden Kollegien an der Spitze, dem Gesang- und Militärverein und der Schuljugend marschierte zum Bahnhof. Nach Ankunft des Zuges aus Balingen begrüßte ihn und die Fahrgäste Pfarrer Knöringer „mit einer festlichen Ansprache“, der sich ein Gesang der Schuljugend anschloß. Den mit dem Zug angekommenen Beamten wurde ein kleiner Imbiß gereicht. Dabei brachten Schultheiß Stotz und Schullehrer Streich Toaste aus. Oberbaurat von Schlierholz dankte der Gemeinde für den festlichen Empfang und verband damit den Wunsch, die Eisenbahn möge sich für die Gemeinde segensreich erweisen. Nachdem der Zug abgedampft war, wurde in Laufen weiter gefeiert.

Am 25. Juni veröffentlichte das Ebingen Festcomité ein Programm für die vorgesehenen Festlichkeiten.

Festlichkeiten in der Stadt Ebingen

Programm

- I. 4 Uhr Morgens Böllersalven und Tagwache.
- II. Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Aufstellung des Festzuges vor dem Rathaus in folgender Ordnung: 1. Musik, 2. Die Schuljugend mit ihren Lehrern; 3. Die Festdamen, 4. Die HH. Beamten und Bautechniker; 5. Die Geistlichen, bürgerlichen Kollegien und das Eisenbahn-Comité; 6. Der Gewerbe-Verein; 7. Die Turner mit Trommeln; 8. Musik. 9. Der Veteranen-Verein; 10. Der Männer-Gesang-Verein und der Sängerbund; 11. Musik; 12. Der Kranken-Unterstützungs-Verein; 13. Musik; 14. Die Feuerwehr; 15.

Die Einwohner der Stadt und andere Festteilnehmer.

III. In dieser Reihenfolge setzt sich der Zug vom Rathaus aus in Bewegung und geht durch die obere Kirchen- und die Kronenstraße auf den Bahnhof, wo er sich aufstellt.

IV. Ankunft des Festbahnzuges um 10 Uhr 47 Min. Empfang der Festgäste; Böllersalven und Musik.

V. Ansprache des Ortsvorstands von der Vorhalle des Bahnhofes aus gegen die Zufahrtsstraße.

VI. Gesang der vereinigten Gesang-Vereine mit Musikbegleitung.

VII. Der Festzug bewegt sich vom Bahnhof in der ad II. bemerkten Ordnung über die Bahnhofstraße, durch die Marktstraße, Schütte, Grünergraben, Kirchstraße bis vor das Rathaus, wo er sich nach einem Vortrag des Männergesang-Vereins auflöst.

VIII. Festmahl im Gasthof zur Post um 1 Uhr, Couvert 5 M. — (Teilnehmer wollen sich womöglich 4 Tage vorher bei Herrn Postverwalter Brecht anmelden).

IX. Nach dem Festmahl Besuch der Lokal-Gewerbe-Ausstellung und gesellige Unterhaltung in den Gartenwirthschaften.

X. Am darauffolgenden Tag Nachmittags wird ein **Kinderfest** auf dem Maienfestplatz abgehalten.

Ebingen, den 25. Juni 1878.

Das Fest-Comité

Die Bahnverwaltung setzte zur Eröffnung der Bahnstrecke einen Sonderzug ein, der Gäste aus Stuttgart, Tübingen und den Zwischenstationen nach Ebingen bringen sollte. Der Fahrplan für diesen Sonderzug kann einen Einblick in die damaligen Fahrzeiten vermitteln, die mir sonst nicht zu Gebote stehen. Der Zug sollte in Tübingen nach Eintreffen des regulären Zugs von Stuttgart, der dort um 5.30 abging (also rechnete man damals für die Strecke Stuttgart—Tübingen annähernd drei Stunden) um 8.33 abgehen, ohne Halt bis Hechingen fahren, dort 9.17—9.21, in Zollern 9.35, Bisingen 9.41, Engstlatt 9.48, Balingen 9.52—9.56, Frommern 10.10, Laufen 10.19 und Lautlingen 10.32 halten und um 10.45 in Ebingen eintreffen. Hätte der Zug auf den Stationen zwischen Tübingen und Hechingen gehalten, so wäre die Fahrzeit auf etwa 2 1/2 gekommen. Einzelne Personenzüge haben bis vor wenigen Jahren, ehe die Strecke mit Dieselloks befahren wurde, auch noch etwa zwei Stunden Fahrzeit benötigt. Vier Zugpaare waren für den Anfang auf der Strecke Tübingen—Sigmaringen eingeplant.

Am 4. Juli begrüßte R. Göbel im „Albboten“ nicht bloß als Herausgeber die neue Eisenbahnlinie mit einem langen Gedicht, sondern schrieb auch einen Leitartikel voller Begeisterung: „Wer in den letzten Tagen die Straßen unserer Vaterstadt durchwanderte, mußte wohl an der überall herrschenden Geschäftigkeit erkennen, daß man hier sich zu einem ganz außerordentlichen Feste rüstete. Und in der That ist es ein Ereigniß von tiefeingreifender Bedeutung, dem zu Ehren die heutige Feier veranstaltet wurde. Wer sollte darüber sich nicht freuen und beglückwünschen, daß wir nun des großen, unentbehrlichen Verkehrsmittels, der Eisenbahn, theilhaftig geworden, dem unser Sinnen und Streben schon so lange golteten, und welche für Ebingen mit seiner hervorragenden Industrie und ausgedehnten Handelsthätigkeit in Wahrheit eine Lebensfrage geworden.“

„Noch rechnet man erst Dezentennien, seit der Pfiff der ersten Lokomotive die Welt in Erstaunen gesetzt . . . Eine totale Umwälzung des Verkehrslebens hat sich in dieser kurzen Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt vollzogen, neue zuvor kaum gehante Absatzwege hat die Eisenbahn dem Handel erschlossen, neue Industriezweige

und Gewerbe hervorgerufen, den Werth von Grund und Boden, den Preis der landwirthschaftlichen Erzeugnisse gesteigert, gleichzeitig vermittelnd und ausgleichend zwischen dem Ueberfluß des einen und dem Mangel des anderen; sie hat die Völker einander näher gebracht und die Menschen sich besser verstehen lernen.“ Göbel schließt mit dem Satz: „Greifen auch wir mit ein mit der altgewohnten Energie und Thätigkeit und dem richtigen Verhältnis für das Neugeschaffene, für die Anforderungen der neu anbrechenden Zeit, dann wird die Eisenbahn für unsere Vaterstadt die Quelle reichen Segens und der 4. Juli der Ausgangspunkt eines erneuten Aufschwungs derselben werden. (Ein solcher Aufschwung war die große Hoffnung jener Tage, denn seit 1874 herrschte im Kaiserreich ein starke Depression, eine Wirtschaftskrise vergleichbar der unseren; sie wollte man mit energischem Zupacken überwinden.)“

Nachdem der Festzug auf dem Perron des Bahnhofes aufgestellt genommen, und sich einiger übrigen bereits den Humor herausfordernder Regenschauer erwehrt hatte, verkündeten Böllersalven das Nahen des von fern sichtbar werdenden ersten Festzugs von Sigmaringen, der bald darauf unter lautem Jubel der ungeheuren Menschenmenge, die Lokomotive festlich bekränzt, in den Bahnhof einfuhr. Kaum waren die vielen Festgäste, welche er mit sich geführt, dem Innern der Wagen entstiegen, und abermals eine „Himmelstaufer“ über die Harrenden ergangen, als neuerdings die Böller ihr Werk begannen und von der Wasserscheide herein der zweite von Tübingen ausgegangene aus einer endlosen Wagenreihe bestehende Festzug sichtbar ward. Von zwei keuchenden Dampffrosen, davon das vordere ebenfalls bestlich geschmückt, gezogen und (bis zur Wasserscheide) geschoben, hatte derselbe in wenigen Minuten Ebingen erreicht, mit ebenso lebhaftem Jubel empfangen wie sein Vorgänger. Hunderte von Besuchern, namentlich sehr viele Festgenossen unserer Nachbarstädte Balingen und Hechingen, je den Stadtvorstand an der Spitze, entströmten dem Zug und mischten sich mit der trotz „Regen und Wind“ inzwischen zu einem wahren Menschenmeer angewachsenen Menge. Unter den Gästen waren vertreten die Städte Balingen, Hechingen, Sigmaringen, Tübingen, Reutlingen, Urach, Rottweil, Tuttlingen, Schwenningen, Meßkirch, Mengen, Saulgau, Ravensburg usw. Auch wollen wir nicht vergessen, der vielen auswärts wohnenden oder häuslich niedergelassenen Ebinger zu erwähnen, welche als treue Kinder ihrer Vaterstadt von allen Seiten herbeigekommen waren, um das frohe Fest der Eisenbahn-Eröffnung mit zu feiern.“

Noch auf dem Bahnhof begrüßte Stadtschultheiß Hartmann die zahlreichen Festgenossen „freudig bewegt“ zur Feier eines Ereignisses, das ein großartiges für unsere Stadt genannt zu werden verdient und das einen Wendepunkt in ihren gesellschaftlichen, Erwerbs- und Verhältnissen abzugeben geeignet ist.“

Nach der Ansprache des Stadtschultheißen stimmten die vereinigten Gesangvereine unter Musikbegleitung das „herrlich schöne Lied“ „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ an, „dann setzte sich der Zug in Bewegung durch die Bahnhof- u. Marktstraße, über die Schütte, Grünen Graben, Kirchstraße bis vors Rathaus, wo sich der Zug nach einem weiteren Gesangsvortrag auflöste.“

Später waren die „etwas hart auf die Probe gestellten Festdamen bei einem frugalen Mahle im Gasthaus zum Sternen vereint“. Das offizielle Festmahl für Einheimische und Gäste fand im Gasthof zur Post statt. „Herr Postverwalter Brecht hatte allem aufgeboten, um dem guten alten

Ruf seines Hauses auch an diesem Tage Ehre zu machen“. Hier ergoß sich dann ein Schwall von Reden über die Versammelten, angefangen vom Stadtschultheiß Hartmann und Stadtpfarrer Traub, die auf König Karl und Königin Olga anstießen. Ihnen folgte der Abgeordnete Schwarz, Oberbaurat von Schlierholz, Kaufmann Pischl von Saulgau für das oberschwäbische Eisenbahncomité und Kreisgerichtshofdirektor Evelt von Hechingen dankten für den freundlichen Empfang. Am darauf folgenden Tag wurde auf dem Maienfestplatz bei schönstem Wetter ein Kinderfest begangen.

Viele der auswärtigen Gäste nahmen die Gelegenheit wahr, am Nachmittag eine Lokal-Gewerbe-Ausstellung zu besuchen, die aus Anlaß der Eröffnung der Eisenbahnlinie in der Halle des Malzfabrikanten Johannes Keller abgehalten wurde. Dazu gab Robert Göbel, Inhaber des „Albboten“, eine kleine Festschrift mit wertvollen Nachrichten zur Geschichte, vor allem zur gewerblichen Entwicklung der Stadt Ebingen mit einem Verzeichnis der an der Ausstellung beteiligten Handwerker und Firmen heraus. Davon wird später zu berichten sein.

Die Bedeutung der Eisenbahn

Haben sich die Hoffnungen, die an die Eröffnung der Eisenbahnlinie Tübingen — Sigmaringen geknüpft wurden, erfüllt? Man wird die Frage für Ebingen ohne Einschränkungen bejahen dürfen. Die Bahn brachte zunächst Erleichterung für den Export der im Balinger und Ebinger Raum erzeugten Güter. Daß sie auch eine große Hilfe für die Heranschaffung von Rohstoffen in erster Linie von Garnen, Wolle, Baumwolle und Kohlen bedeutete, erkannte man anscheinend viel weniger, jedenfalls ist davon in den Erörterungen um den Bau der Bahn kaum die Rede. Tatsächlich setzte mit der Eröffnung der Bahn ein lebhafter Aufschwung der gewerblichen Tätigkeit ein. Das läßt sich deutlich erkennen, wenn man die Gewerbesteuerkapitalien von 1877 und von 1899 miteinander vergleicht (hier sind nur Meister und Firmen mit mehr als 3000 Mark Kapital aufgeführt):

1877, Textilgewerbe:

Gottlieb Ott Sohn, Manch.-Fbk	M 13 925
Jakob Ott zur Brücke	11 111
Friedrich Wilh. Binder	9 896
Johs. Kaufmann	5 661
Linder und Schmid	5 575
C. Pfäfflin	5 175
Wilh. Wohnhas, Ellenwaren	3 995
Joh. Gg. Armbruster, Corsetts	3 475

1899, Textilgewerbe:

Gottlieb Ott Sohn	32 775
Traugott Ott Söhne	14 875
Gebr. Haux	48 875
Linder und Schmid	40 875
Chr. L. Maag	27 975
Steinkopf und Gußmann	20 815
Gebr. Ott, Trikotwaren	19 175
Reinhold Haux	8 375
Jg. Fr. W. Binder	7 825
Gottlieb Maag	7 675
Jakob Fr. Hertler	6 175
Jg. Jakob Ott z. Brücke	5 375
Jg. Joh. Gg. Armbruster	4 875
Julius Kaufmann, Manuf.	4 875
Gebr. Geß	4 075
C. G. Pfäfflin	3 875
Friedrich Maag	3 095

1899, Metallbetriebe:

Th. Groz und Söhne	26 175
Albert Sauter (in G. Kern und Sohn)	8 375
Louis Armbruster (später Aug. Sauter)	4 975

1877, Leder und Schuhe:

Jg. Johs. Wohnhas z. Farbhaus	4 443
Wohnhas-Piazolo	3 941

1899, Leder und Schuhe:

Friedrich Wohnhas z. Brücke	10 875
Johs. Wohnhas z. Farbhaus	6 065
Gottlieb Spanagel, Schufbk.	4 975

1877, Sonstige:

Spanagel und Lieb, Hutfbk.	3 527
Jakob Adam Daiber, Hutfbk.	3 435
Daniel Groz Söhne, Kräuterhdl.	7 817
Johs. Eisele, Spitalmüller	7 571
Gottlieb von Au, Stadtmüller	5 825
Carl Rümelin, Kunstmühle	3 785
Keller und Binder, Fruchthandlung	3 170
Johs. Keller, Malzfabrik	2 650
Willy Ockel, Apotheke	2 450
Christof H. Faber, Apotheker	2 450
Carl Ludwig Brecht z. Bären	3 943
Johs. Eppler z. Sternen	3 155

1899, Sonstige:

Johs. Lieb, Handel mit Wollhüten	955
Jakob Adam Deiber, Hutfbk.	2 865
Daniel Groz Söhne	2 455
Karl Eisele, Müller und Wollspinnerei	7 571
Karl Rümelin, Kunstmühle	3 895
Johs. Bizer, Mehlandlung	4 475
Johs. Keller, Malzfabrik	4 315
Karl Häffner, Apotheker	4 800
Gustav Valet, Apotheker	3 135
Ludwig Eppler z. Sternen	15 875
Andreas Schmid z. Unoth	12 875
Landenberger und Vogt, Bierbrauer	6 575
Joh. Bezel, Schankwirt	5 575
Wilh. Baur z. Rappen	5 475
Louis Brecht z. Bären-Post	5 375
Johs. Schmid z. Schwane	4 700
Aug. Binder z. Heringstein	3 555
Fritz Schmid z. Linde	3 025
Jakob Spanagel, Metzger	5 045
Gg. Phil. Rieber, Metzger	4 035

Wilh. Müller, Metzger	3 445
Chr. Fr. Maute, Metzger	3 425

Die Tabellen zeigen, wie vornehmlich im Textilgewerbe die Steuerkapitalien ansteigen. Der Übergang vom Handwerk ist eindeutig vollzogen. Das gleiche gilt für die Herstellung von Nadeln und Waagen, die noch 1877 rein handwerklich vollzogen wurde. Am Aufschwung nehmen ferner die Wirte und Metzger teil, ein Zeichen, daß sich die Arbeitnehmer jetzt auch die Woche über mal etwas Fleisch oder eine Wurst und ein Bier oder einen Schnaps leisten können. Andere Betriebe stagnieren, z. B. die Herstellung von Corsetts und von Hüten. Bei den Mühlen ist der Höhepunkt überschritten, ihnen hat die billigere Produktion von Getreide in den Vereinigten Staaten und der billige Antransport von Getreide und Mehl nur Konkurrenz gebracht. Daß es in den Betrieben nicht bloß Sonnenschein gibt, sondern manchmal auch abwärts geht, nicht selten bis zum bitteren Ende, das brauchen wir nicht erst aus der Geschichte zu lernen; jede Generation erlebt dafür Beispiele.

Es wurde eben gesagt, der Übergang vom Handwerk zur Fabrik sei um 1900 eindeutig vollzogen. Das läßt sich auch von der negativen Seite erweisen. In der Denkschrift Göbels zur Eröffnung der Eisen-

bahn und zu einer Lokal-Gewerbe-Ausstellung vom Jahr 1878 sind u. a. ausgezählt 14 Baumwollweber, 9 Bortenwirker, 132 Schuhmacher, 13 Winterschuhmacher, 97 Strumpf- und Haubenweber, 19 Zeug- und Manchsterweber. Davon sind 1899 übrig geblieben 2 Baumwollweber, 4 Bortenwirker, 43 Schuhmacher einschl. Winterschuhmacher, 6 Strumpfwerber und 2 Zeugmacher. Dabei ist die Bevölkerung in diesen beiden Dezennien um etwa ein Viertel angestiegen. Aber viele Handwerker hatten schon vor der Industrialisierung als Selbständige kaum das damalige äußerst bescheidene Existenzminimum erreicht. Nun sind sie abhängige Fabrikarbeiter geworden mit allen Licht- und Schattenseiten dieses Standes in der damaligen Zeit.

Nach hundert Jahren hat die Eisenbahn viel von ihrer einstigen Bedeutung verloren. Der Kraftwagen hat ihr die Beförderung von Personen und Gütern größtenteils abgenommen, so daß, wie bekannt, in den letzten Jahren von Verkehrsfachleuten ernsthaft erwogen wurde, ob man nicht die Zollernbahn mindestens in Teilstrecken stilllegen müsse. Diese Gefahr ist vorläufig abgewehrt. Aber die moderne Entwicklung ändert nichts an der Tatsache, daß im Jahr 1878 die Eröffnung der Bahnlinie Tübingen — Sigmaringen der Stadt Ebingen und ihrem Umland einen großen Gewinn gebracht hat.

Zur Geschichte der Peterskirche in Nusplingen

Von Fritz Scheerer

Die Bära, die heute südöstlich Tieringen in sumpfigen Wiesen ihren Ursprung nimmt, hat mit ihren Nebenbächen bis zur Einmündung der Unteren Bära unterhalb Nusplingen verschiedene größere Weitungen geschaffen, die von Siedlungen genützt werden. Von der Wasserscheide zur Schlichem bei Tieringen (801 m) bis zur Aufnahme der Wasser des Kohlstattbrunnens bei Oberdigisheim, ist ihr Tal geräumig. Auf einem kleinen Schwemmkegel, den der Kohlstattbrunnensbach über der etwas anmoorigen Talau vorgebaut hat, konnten spätestens im 7. Jahrhundert die Franken „Dichineshain“ (Oberdigisheim) gründen, das ursprünglich vier bis fünf Höfe umfaßt haben mag. In der Weitung der Talgabel, wo der Burtelbach in die Bära mündet, entstand Unterdigisheim. Nun verliert das Tal seine Geräumigkeit, da das Flößchen die „Wohlgeschichteten Kalke“ (Weißjura β) durchsägen mußte. Ein Felsenkranz mächtiger Schwammstotzen leuchtet von den Hängen der Talkante. Erst bei Nusplingen ist wieder eine günstige Siedlungsfläche, denn am Ausgang des Autales ist ein kleiner Schwemmkegel mit einer leicht zur Bära geneigten Terrasse, die das einstige Städtchen Nusplingen nützte. Mit Hilfe der Wasser reichlich vorhandener Quellen in den Mergeln westlich des Orts konnte sogar der Stadtgraben gefüllt werden. Doch auf dieser Terrasse lag nicht die 842 erstmals genannte Siedlung „Nusplingum“ (Nusplingen).

Das Dorf Nusplingen lag links der Bära bei der Peterskirche, der heutigen Friedhofkirche. Daß ein Dorf schon in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts bestand, beweist der große Alamannenfriedhof in der Flur „Hanfgarten“, beiderseits der jetzigen Alemannenstraße, in dem 1934/35 über 300 Gräber freigelegt werden konnten und der rund 150 Jahre lang belegt war. Das reich ausgestattete Frauengrab mit einem Paar silbernen Almandinübeln mit Filigran verziertem Mittelfeld, drei scheibenförmigen Goldblechanhängern, auch mit Filigranverzierung, ein Kamm, eine Perlkette und einem gedrehten Rippen-

topf lassen hier den Sitz eines reichen alamannischen Adligen vermuten. Aus Männergräbern wurden u. a. insgesamt zwölf zweischneidige Schwerter (Spathen), 52 einschneidige Schwerter (Saxe) und 17 Lanzen spitzen, sechs Schildbuckel und fünf Sporen geborgen. Die Gräber lagen in einer Tiefe von nur 0,35 bis 1,50 m. Es konnte sogar eine Dreifachbestattung (ein Mann und zwei Frauen) festgestellt werden. Auf Importstücke aus Italien lassen eine Amethystperle und eine S-Fibel schließen.

Ein zweites Alamannengräberfeld liegt südlich am Ort in den „Krautgärten“, nahe der neuerbauten Schule, teilweise mit ummauerten Gräbern, die aus dem späten 7. Jahrhundert stammen müssen. Alle diese Funde sind Zeugen einer frühen Besiedlung der Weitung des Bäratales bei Nusplingen. Die Bewohner dieser Siedlungen müssen noch Heiden gewesen sein, denn direkte Zeugnisse für das Christentum fanden sich nicht, wie etwa die Goldblattkreuze von Burgfelden, Dotternhausen und Lautlingen oder die lateinische Inschrift eines Psalmverses auf einem Weiheimer Beschlag. Das Aufhören der Bestattungen in den Reihengräberfeldern um 700, spätestens zu Anfang des 8. Jahrhunderts, dürfte auch in Nusplingen, wie anderwärts, in der Verlegung des Friedhofs in die Nähe der Kirche seinen Grund haben. Da von dieser Zeit an keiner der beiden Reihengräberfriedhöfe mehr belegt wurde, darf angenommen werden, daß nun bei der Peterskirche von „Nusplingum“, die um 700 ihren Anfang genommen haben wird, die Toten ohne Beigaben beigesezt wurden.

(Fortsetzung folgt)



Der Geißklee

Cytisus nigricans

In sonnigen lichten Keuperwäldern blüht bis in den August ein Verwandter des Goldregens, der Geißklee. Der aufrechte 40 bis 125 cm hohe Strauch mit seinen lebhaft gelben aufrechten blattlosen Blütentrauben gewährt bei der Bestäubung einen wundervollen Anblick, wenn man die Bienen und Hummeln bei ihrer Arbeit beobachtet. Die Narbe wird erst nach öfterem Reiben am Unterleib der Tiere empfängnisfähig. Alle Blätter sind gestielt und gedreht.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 25

30. September 1978

Nr. 9

Zur Geschichte der Peterskirche in Nusplingen

Von Fritz Scheerer

(Fortsetzung)

Zumindest bei den Herren hatte das Christentum damals schon Wurzeln geschlagen. Damit stimmt auch überein, daß 735 in unserer Gegend die erste Schenkung an das Kloster St. Gallen erfolgte: ein Teil von Pettenweiler (abg.) wurde von einem örtlichen Herrn St. Gallen vermacht. Ob nun dieses Pettenweiler, wie Jänichen vermutete, bei Nusplingen lag („Gettenweiler“) oder bei Vilsingen, wie andere Forscher vermuten, sei offen gelassen. Auf jeden Fall ist wahrscheinlich, daß um 700 sich der größte Teil der Bevölkerung zum Christentum bekannte.

Um 700 setzte auch die Gründung der Peterskirchen ein; denen die Martinskirchen vorausgegangen waren, Peterskirchen finden sich nun bei uns in Tailfingen, Dürrwangen, Steinhofen, Schömberg (abg., vor der späteren Stadt gelegen in „Altheim“), Gößlingen, Leidringen. Schon 795 wird die Peterskirche in Rangendingen urkundlich erwähnt. Zu ihnen gehörten meist die umliegenden Orte. Der große Sprengel der Nusplinger Kirche hat sich lange erhalten. Filialorte waren Obernheim bis 1507, Hartheim mit Unterdisheim bis 1557, dann Egesheim und Ensisheim, das im Bäratal abging. Die Pfarrei Nusplingen wird erstmals 1246 erwähnt. Damals versah sie der Pleban (Hilfsgeistliche) Burkard. Sie zählte zum Landkapitel Ebingen—Schömberg, dessen Dekane zuweilen auch, so 1375 der hiesige Rektor Sigewin, ihren Sitz in Nusplingen hatten. Im Mittelalter war die Pfarrei meist mit Pfarrern adeliger Herkunft besetzt, so 1295 mit Berthold von Walddorf oder 1462—1496 mit Heinrich Werenwag von Mühlheim. Dem Pfarrer unterstanden im Spätmittelalter fünf Kapläne, je zwei in Nusplingen und Obernheim und einer in Hartheim. Die eine der Nusplinger Kaplaneien war auf den Marienaltar der Peterskirche gestiftet. Dieser Altar ist jedoch schon vor 1490 in die Katharinenkapelle (s. unten) verlegt worden. Die Marienkaplanei wird erstmals 1437 und noch 1490, dagegen in einem Pfründenregister von 1500 nicht mehr erwähnt. Vermutlich wurde ihr Vermögen um 1500 der Frühmese zugewiesen.

Die Pfarrei war ziemlich gut ausgestattet. Seit 1581 ist bezeugt, daß die Pfarrkirche St. Peter geweiht ist (WLgb: 1610). Nach dem Liber decimationis von 1275, einem Steuerbuch für Kreuzzüge, nach dem sechs Jahre lang der 10. Teil des Einkommens abgeführt werden soll, beträgt das Einkommen der Nusplinger Pfarrei 40 lb. (Pfund Liber). Die Pfarrei gehört also zu den reichsten im Dekanat Ebingen—Schömberg (Burgfelden 45 lb., während Balingen nur 40 lb.). Zudem ist die Peterskirche unter den Quartpflichtigen aufgeführt: „Idem in eodm decanatu ecclesia Nusplingen est quartalis et dat IIII (4)

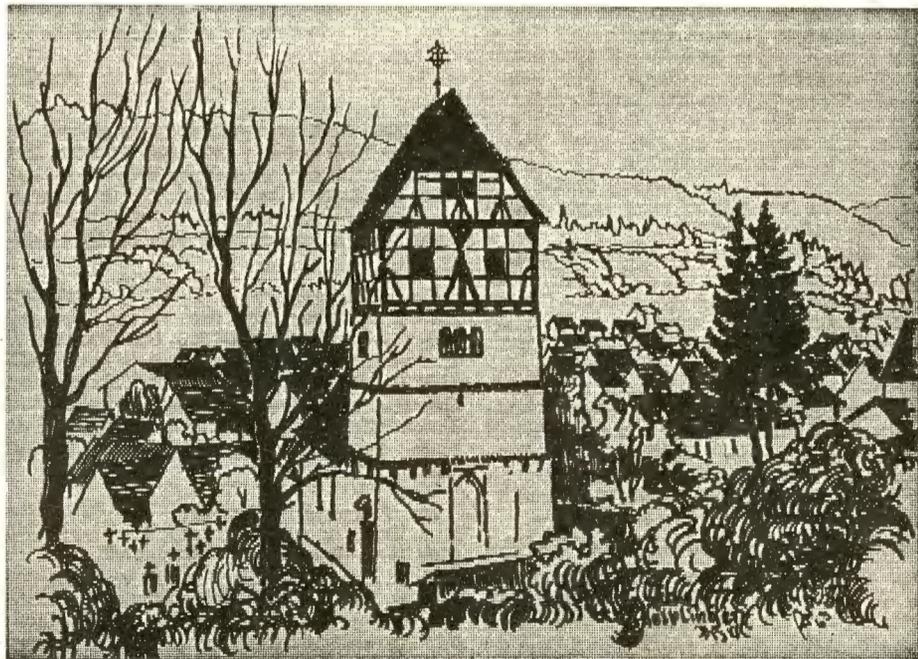
marcas in anno bisextii“ (Schaltjahr). Der Bischof von Konstanz bezog früher im vierten Jahr den ganzen Zehnten. 1289 wurde nun entschieden, daß jährlich der vierte Teil zu entrichten sei und zwar vier Mark Silber im Schaltjahr, wie die Quartkirchen in Tuttlingen, Fridingen, Ebingen, Mengen usw.

Der Ortsteil östlich der Bära, in dem sich die Kirche St. Peter befindet, wird heute Freudenweiler genannt. Im Staatsarchiv unter Hohenberg B 34 Nr. 1250 befindet sich eine Notiz folgenden Inhalts: „Vorzehnte der Kirchenpflegschaft St. Peter zu Nusplingen aus dem Fron- und Friedenweilerhof“ (Name Friedenweiler vom Schwarzwaldkloster Friedenweiler bei Neustadt). Im Beuroner Urbar werden die Frauen von Friedenweiler als Anstößer genannt. Den Hof besaß vermutlich dieses Nonnenkloster schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts. 1394 hatte es einen Verwalter eingesetzt. Der Fronhof des Dorfes war schon um 1400 in zwei Höfe geteilt, den erwähnten Friedenweiler Hof und den Bläsihof (St. Blasius). 1581 gehörten zu letzterem 62 Jauchert Acker und 33 Mannsmahd Wiesen. Der Kleinzehnt von ihm stand dem Heiligen zu. Weil aber später der Namen Friedenweiler nicht mehr verstanden wurde, entstand für den

heute östlichen Siedlungsbezirk der Namen Freudenweiler. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren Friedhof und Kirche fast völlig getrennt vom Dorf auf dem rechten Bäraufer. Heute werden in Freudenweiler am Talhang zwei Straßen gesäumt von kleinen bescheidenen Einhäusern und einigen eingeschossigen Seldnerhäuschen. Hier lag einst das Dorf Nusplingen; von dem nur die Kirche die Zeiten überdauert hat.

Bei einem Blick auf das heutige Nusplingen von der „Hardtsteige“ oberhalb der Friedhofkirche heben sich deutlich drei verschiedene Ortsteile ab. Bescheiden am steilen Hang unterhalb des Marienfelsens ist die alte Friedhofkirche in „Freudenweiler“. Nahe an diesen östlichen Berghang hat ein Schwemmkegel und die Tuffterrassen des Tellenbachs und des Abendbaches die Bära gedrängt. Die Terrassen gaben den Baugrund für die Altsiedlung der einst ummauerten Stadtanlage, die sich wie ein Riegel quer über den Talgang legte. An diesen schloßen sich, bei den vier ehemaligen Toren ansetzend, nach allen Himmelsrichtungen Wachstumsspitzen verschiedenen Alters und verschiedenen Umfangs an. Die älteste nach Osten überquerte die Talsohle und stellt heute die Verbindung mit der alten Dorfkirche her. Die jüngste und zugleich größte dehnt sich noch Norden aus und hat bereits an Umfang die Altsiedlung weit überrundet und zeigt stellenweise eine städtische Note durch Industrie- und gewerbliche Bauten.

Ähnlich ist auch die Entstehung der Nusplinger Kirchen. Die Anfänge der heutigen Friedhofkirche gehen in das 12. oder 13. Jahrhundert zurück. Vermutlich greift aber ihr Geburtsdatum noch weiter zurück. Vielleicht hat sie sogar eine Vor-



Die Kirche St. Peter und Paul (um 1100) Nusplingen nach einer Zeichnung von Willibald Kappler, Gosheim.

gängerin gehabt. Ihr Patrozinium weist auf jeden Fall auf eine Gründung spätestens in die Karolingerzeit.

Beim Dorf Nusplingen wurde auf dem gegenüberliegenden Ufer der Bära, das günstig lag und hochwasserfrei war, eine Stadt gegründet. Die Gründungszeit und der Gründer der Stadt sind zwar urkundlich nicht überliefert. 1334 erscheint Nusplingen erstmals als Stadt, die damals den Grafen von Hohenberg gehörte. Sehr wahrscheinlich wurde aber die Stadt schon um 1285 gegründet. Die Hohenberger können jedoch nicht die Stadtgründer gewesen sein, wie das alte Stadtsiegel beweist, denn es zeigt nicht den hohenbergischen Schild, sondern ist ein Siegel von 1515, dessen Bild aber nicht mehr zu erkennen ist. Das heutige Wappen mit dem Adlerfang im roten Schild ist das Wappen der Herren von Nusplingen.

Die quadratische Stadtanlage ist beim Blick von der Hardtsteige heute noch deutlich zu erkennen. Die Pfarrkirche, die man zu gottesdienstlichen Handlungen besuchte (Taufen usw.), und auch das Pfarrhaus, lagen aber außerhalb des Mauerrings. Doch man wollte innerhalb der Mauern eine Kirche haben. Man wird daher wohl bald nach der Stadtgründung innerhalb der Mauern eine Kapelle erbaut haben, ähnlich wie in Balingen und anderwärts. Den Bauplatz hierfür gewann man dadurch, daß man das Nordtor etwas auswinkelte. Die Kapelle wurde St. Katharina geweiht, wie 1460 bezeugt ist. Wenn auch nicht nach dem Kirchenrecht, so doch nach der Ausstattung und dem Besuch, wurde diese Kapelle im Spätmittelalter die Hauptkirche. Wann die Pfarrechte endgültig übertragen wurden, ist nicht bekannt. Erst 1759 ist von der alten und neuen Pfarrkirche die Rede. St. Peter dient seither als Friedhofkirche. Das Pfarrhaus war schon um 1600 in der Stadt beim Unteren Tor neu erbaut worden.

Die Pfarrkirche St. Katharina, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, war ein schlichter einschiffiger Saalbau mit flachem Holzdachstuhl und unten quadratischem Turm, der oben ins Achteck überging. Der Innenraum wurde mehrfach umgestaltet. Da zwischen der Kirche und dem gegenüberliegenden alten Kaplaneihaus nur ein enger Durchlaß für die Landstraße war, gleichsam nur eine Eingangspforte in den Ortskern, mußte sie der modernen Entwicklung weichen. Zudem wurde 1958 eine neue Pfarrkirche errichtet, die in modernen Formen gehalten und dem Ortsbild eine völlig veränderte monumentale Akzentuierung verleiht. Der hohe, schlanke Turm ist vom übrigen Baukörper gelöst und an die Straße gerückt. Sehr gut ist hier der Kontrast zu dem alten Fachwerkturm der Friedhofkirche, die in erhöhter Lage am jenseitigen Hang die Straßenflucht abschließt und noch heute den Blick auf sich zieht.

Von welcher Seite man sich Nusplingen nähert, immer noch wird sich dem Auge der wuchtige und doch freundliche Turm der alten Pfarrkirche aufdrängen. Sie ist das einzige Denkmal des ehemaligen mittelalterlichen Städtchens Nusplingen, das die Brandschatzungen während des Dreißigjährigen Krieges und spätere Brandkatastrophen überstanden hat (1462 Stadt „combusta“, also eingäschert, 1475 brannten die Rottweiler die Stadt ab, im 17. Jahrhundert verschiedene große Brände).

Die Peterskirche ein heimatliches Kleinod

Das Kirchenschiff wird überragt von einem breiten spätromanischen Chorturm, der durch Gesimse geschoßartig gegliedert ist. Im obersten dieser Stockwerke (3. Geschoß) des romanischen Teils sind noch heute die typisch gekuppelten Rundbögen des romanischen Baustils zu erkennen. Die

Säulen, auf denen die Rundbögen einst ruhten, sind im Laufe der Jahrhunderte den Unbilden der Witterung zum Opfer gefallen. Im 16. Jahrhundert wurde dem dreistöckigen romanischen Turm noch ein vierter Stock in schönem Eichenfachwerk aufgesetzt. Das abgewalmte Ziegeldach, das die Spitze des Turmes krönt, verleiht ihm ein malerisches Bild, das mehr an einen wehrhaften Stadtturm erinnert. Obwohl der Turm die Wesenszüge zweier grundverschiedener Stilepochen trägt, sind die beiden Turmteile in ihren Größenverhältnissen und in ihrer baulichen Gestaltung so glücklich miteinander verbunden, daß der Turm als eine lebendige Einheit wirkt. 1928 will man bei einer Renovation auf dem eichenen Glockenstuhl die Jahreszahl 1248 gelesen haben.

Im Innern der Kirche ist vor allem der Chor interessant. Er ist im untersten Stockwerk des Turms eingebaut. Ursprünglich romanisch wurde der Chor etwa 1360 gotisiert. Sein breiter spitzbogiger Triumphbogen stemmt sich auf ein romantisches Kämpfergesims. Die Decke wurde mit einem schweren Kreuzgewölbe versehen. Ein besonderes Schmuckkästchen des Chors ist ein in feinem Sandstein gemeißeltes spätgotisches Sakramentshäuschen. Ein später veränderter Schreinaltar zeigt auf der Rückseite stark verblaßte Malerei (Schweißstuch der Veronika von zwei Engeln gehalten). Auf dem Schrein stehen (standen) in zweiseitiger Lebensgröße fünf sehr schöne Holzfiguren aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts: die Heiligen Maria, Katharina, Barbara und die Apostelfürsten Petrus und Paulus. Der Altar enthielt früher auch eine Predella mit Christus und den zwölf Aposteln, auf Goldgrund gemalt.

Die hölzerne flache Felderdecke des Langhauses ist aus der St. Katharina-Kirche hierher übertragen worden. Sie enthält im Mittelfeld eine Darstellung der Enthauptung der Hl. Katharina, in den anderen Feldern ornamentale Früchte- und Blumenmotive, signiert „Johann Ruedolf Mohl, Mahler 1711“. Dies sind schöne Beispiele barocker bäuerlicher Malerei. 1752 wurde auch in verwandter Art die Westempore ausgemalt. Ferner enthielt die Kirche eine Anzahl kleiner barocker Plastiken, darunter die hl. Agathe und eine

Immaculata auf einer Prozessionsstange aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Einen Schatz stellen die unter dem Verputz des Chores und des Schiffs verborgenen gelegenen Fresken dar, die im Chor wohl aus gotischer Zeit, dagegen am Triumphbogen und im Schiff, wo sich Teile eines jüngsten Gerichts bzw. Spuren eines Apostelfrieses zeigen, wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhundert stammen. Die weitere Freilegung und Restaurierung dieser Fresken werden bestimmt noch manches schöne Kunstwerk mittelalterlicher Malereien ans Tageslicht bringen. Aber solche Arbeiten kosten viel Geld. Die Kirche zeigt heute noch wehrhaften Charakter. In sie konnten einst bei Gefahr die Bewohner des Dorfes flüchten. In ihrer Nähe mag auch der Herrnsitz des um 1100 erstmals genannten Hochadels gelegen sein, aus dem Heinrich von Nusplingen und die reiche Gepa von Dietfurt (Donautal) und ihre Kinder Adelbert und Adelheid dem Kloster Zwiefalten bedeutenden Besitz vermachten. Im 13. Jahrhundert erscheinen dann wieder Herren von Nusplingen, die in ihrem Schild eine goldene Vogelklaue mit silbernem Gefieder führten (heute Ortswappen). Sie werden wahrscheinlich mit Gründung der Stadt ihren festen Wohnsitz in der Nähe der Peterskirche verlassen und ihre Güter veräußert haben. Wir finden sie so im 14. und 15. Jahrhundert in den verschiedensten Städten und Orten Südwestdeutschlands.

Um das altehrwürdige Denkmal, das alte Wahrzeichen Nusplingens, innen und außen zu renovieren, wäre die Gründung eines Fördervereins angebracht. Der Erlös aus Postkarten mit der Originalzeichnung von Willibald Kappler, Gosheim, wird zur Renovation von St. Peter verwendet werden. Die Grundmauern des Turmes, wie auch des Schiffes, leiden, obwohl schon 1955 zu ihrer Rettung aufgerufen und Verbesserungen vorgenommen wurden, immer noch unter der Feuchtigkeit des anstoßenden Erdreichs. Die Kosten dürften sich für die Gesamtrenovation auf etwa 300 000 Mark belaufen. Damit nun aber das überaus wertvolle Kleinod, das einzige des Bäratales, erhalten bleibt, muß seine Restaurierung eine Herzenssache aller Heimatfreunde sein. Nur so kann es der Nachwelt erhalten bleiben und Zeuge der Geschichte des alten Nusplingen sein.

Großfeuer in Binsdorf

von Gertrud Pauli

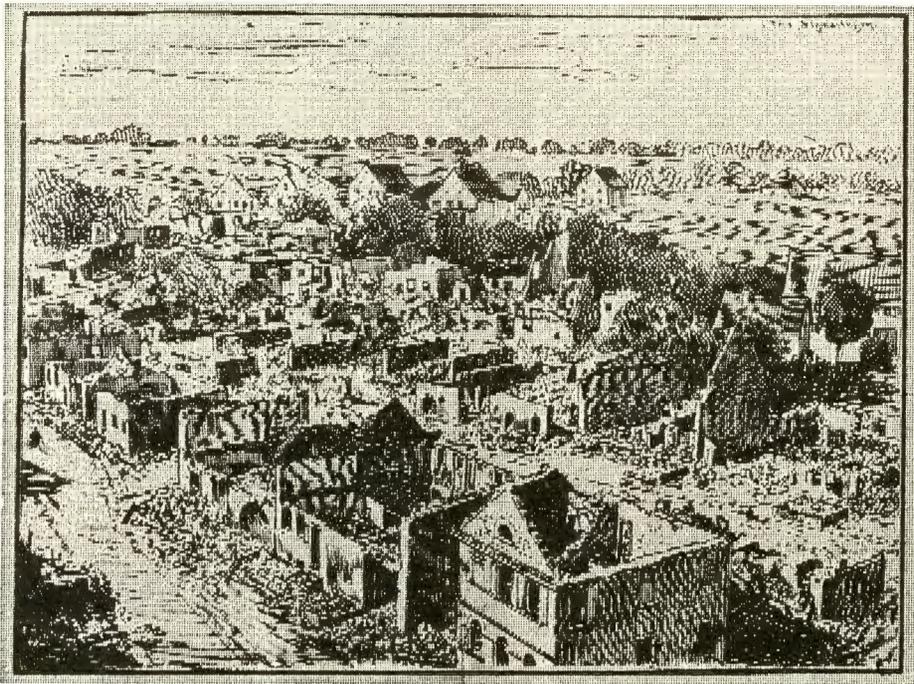
Urkundlich genannt wird Binsdorf, damals „Pinestorf“ geschrieben, zum erstenmal in der Verbindung mit dem Kloster Reichenau im Jahre 843. Binsdorf hatte dem Kloster tributär Honig zu liefern; In späteren Urkunden wird Binsdorf als Besitz der Grafen Zollern angeführt. Um 1315 ging es in das Eigentum der Grafen von Hohenberg über. Auf Wunsch des Grafen Rudolf von Hohenberg erhielt das bisherige Dorf vom damaligen Kaiser alle Rechte und Freiheiten einer Stadt.

Graf Rudolf von Hohenberg verkaufte am 26. Oktober 1381 dem Herzog Leopold von Österreich um 66 000 Goldgulden die Herrschaft Hohenberg mit einer Reihe Städte (Ebingen, Schömberg, Nusplingen, Binsdorf usw.). Durch den Preßburger Friedensvertrag kam die Herrschaft Hohenberg, darunter auch Binsdorf, 1805 an Württemberg.

Im Jahre 1799 brannte das Städtchen zum größten Teil ab. Am 17. September 1904 ertönten wieder Feuerrufe, als die Kinder um 1/4 12 Uhr das Schulhaus verließen. Viele Leute, namentlich die Männer, waren auf dem Feld beim Ausheben der Kartoffeln und Bestellen des Winterfelds, andere in den Steinbrüchen oder mit Obst und Frucht auf dem Wochenmarkt in Balingen. Im Anwesen des Schuhmachers

August Schädle, am nördlichen Ende der Stadt, unweit des Pfarrhofes, war der Ausbruch des Feuers erfolgt, und bei dem heftigen Nordostwind hatten die Flammen in rasender Geschwindigkeit bald den ganzen oberen Stadtteil ergriffen. Es waren dabei durch Funkenübertragung vielfach zwischen nicht brennenden Gehöften isoliert stehende Gebäude mit entzündet worden, so daß die Feuerwehr veranlaßt wurde, an den verschiedensten Orten zugleich tätig zu sein.

Über die Entstehung des Brandes wurden die verschiedensten Angaben laut, aber die wirkliche Ursache wurde nie herausgefunden. Aus Geislingen, Balingen, Isingen, Heiligenzimmern, Rosenfeld, Sulz, Engstlatt, Tieringen und aus hohenzollerischen Orten rückten die Wehren an. In der kur-



zen Zeit von 2 Stunden hatte das rasende Feuer 40 Häuser in Asche gelegt. Es gab kein Wasser mehr. Man mußte Jauche nehmen. Die Feuerwehr war machtlos und räumte schrittweise dem rasenden Element das Feld. Eine einheitliche Leitung der Löscharbeit war bei der großen Ausdehnung des Brandplatzes unmöglich. Noch überall rauchende Trümmerhaufen, als sich die Nacht auf die Unglücksstätte herabsenkte.

Noch am Abend des Unglückstages und die ganze Nacht hindurch waren Scharen von Neugierigen herbeigekommen. Der darauffolgende Sonntag vollends brachte Tausende von Fremden zu Fuß, zu Wagen, zu Rad, zu Automobil herbei, die alle Zeugen sein wollten des großen Elends, das die unglücklichen Bewohner von Binsdorf betroffen hat.

Das wichtigste Ereignis des Tages aber war der Besuch Sr. Exzellenz des Herrn Staatsministers des Innern, von Pischek. Der Herr Staatsminister sagte namens der Regierung bestmögliche Unterstützung der Betroffenen zu. Nach schriftlichen Angaben des damaligen Stadtschultheißen Eberhart waren 93 Wohnhäuser, 2 Scheunen und 13 Hintergebäude abgebrannt, die Zahl der obdachlosen Personen 452, die Abgebrannten im Besitz von ca. 300 Stück Großvieh und 16 Pferden. Die Obdachlosen wurden wie folgt untergebracht: 150 Personen im Ort selbst, 50 Personen im benachbarten Erlaheim, gleichfalls 50 in Gruol, 10 in Heiligenzimmern, ca. 60 Personen im herrschaftlichen Schloß zu Geislingen, um dessen Überlassung der Herr Baron Schenk von Stauffenberg telegrafisch angegangen wurde, 60 Personen auf der Staatsdomäne Bernstein. Auch die große Zehntscheuer in

Rosenfeld wurde für die restlichen Obdachlosen wohnlich eingerichtet. Das Vieh kam in Stallungen in Binsdorf, Erlaheim und Geislingen. Der Staatsminister verfügte, daß die Verköstigung der Betroffenen dahingehend geschehen soll, daß ein Komitee die Lieferung von Fleisch und sonstigen Bedürfnissen besorgt, die Speisen in dem unversehrt gebliebenen Gemeindegewaschhaus hergestellt und verabreicht werden. Die Mitglieder des Komitees waren Landesökonomierat Landerer, Kircheng, Oberregierungsrat Falch, Stuttgart, Regierungsrat Kohn, Sulz, Regierungsrat Filser, Kommerzienrat Behr, Sanitätsrat Dr. Hopf, Balingen, Stadtschultheiß Eberhart, Stadtpfarrer Pflug, Binsdorf, Stadtschultheiß Kipp, Rosenfeld, Schultheiß Holderied aus Erlaheim, Schultheiß Sieber aus Geislingen und Kaufmann Hipp aus Binsdorf. Auch vom König traf ein „warmgehaltenes“ Telegramm ein.

Für die Aufräumungsarbeiten traf am Montagmorgen eine 56 Mann starke Abordnung vom Militär ein und sie begannen sofort mit den Aufräumungsarbeiten. Für die Linderung der Not wurden Aufrufe in allen einschlägigen Blättern von Württemberg veröffentlicht. Es wurden Broschüren herausgegeben und der Erlös für die Linderung der Not beigesteuert. Der Gesamtschaden wurde auf eine Million Mark geschätzt. Schleunigste und ausgiebige Hilfe war dringend notwendig wegen des bevorstehenden Winters. Es war ein Glück, daß das Feuer am Tag und nicht bei der Nacht ausgebrochen war. So ging wenigstens kein Menschenleben verloren. Sämtliches Vieh konnte gerettet werden. Es wurde auf die Felder hinausgetrieben und an Bäumen angebunden. Dagegen waren die ganzen Ernte- und Futteervorräte, sowie sehr viel Mobiliar dem Feuer zum Opfer gefallen. Selbst ein Teil derjenigen Mobiliarstücke, die gerettet und aufs Feld hinausgeschafft worden waren, gingen durch die umherfliegenden Funken Feuer und wurden vernichtet. Gott sei Dank wurde die Kirche verschont. Sie war 50 Jahre zuvor neu erstellt worden. Noch heute erinnern sich viele ältere Einwohner an dieses furchtbare Unglück, und jedesmal am 17. September meinen sie: zueinander mit tiefem Seufzen: „Woach no?“

50 Jahre Nägelehaus - Ein Blick in die Gästebücher

Von Alfred Munz

Der Albverein und seine Ortsgruppen und Einrichtungen kommen in die Jubiläumsjahre. Da blickt man zurück, und es ist naheliegend, beim Jubiläum eines Wanderheimes in den Gästebüchern zu blättern. Es sind deren fünf, die mit einigen Lücken vom Geschehen der Jahre 1928—1972 berichten. In der Regel haben sich nur länger verweilende Gäste in die Bücher eingetragen, nicht die Ortsgruppen, die über ein Wochenende da waren. Zum Teil finden wie sehr schöne Zeichnungen und Aquarelle in den Büchern, vor allem aber viele Gedichte. Man hat früher mehr gemeint als heute. Zum Gästebuch selbst vermerkt ein Besucher:

„... zur Hälfte sähe man es gar zu gern schön geistreich ausgestattet von dem und jenem Herrn,
... auch wird dies Buch von einem vollen Leben zuletzt doch nur einen schönen Auszug geben, und wieviel Holdes auf den Seiten steht von Liebe und Freundschaft,
sonnenhellen Tagen,

was unsichtbar dazwischen geht, ist köstlicher als was die Blätter sagen.“

Eröffnet werden die Bücher mit einem Gedicht des damaligen Vorsitzenden Eugen Nägele, nach dem das Haus benannt ist, aus Anlaß der Festsitzung am Abend vor der Einweihung am 11. 8. 1928.

„Der vierzigjährige Albverein nennt heut den Hohen Raichberg sein. Hier, wo man Herrlichkeiten schaut, ward Haus und Turm von ihm erbaut, ein Wanderheim für alt und jung, ein Hort für Alb-Begeisterung, ein Mal für Volks- und Wandertum, benachbart altem Fürstentum, inmitten schwäbischer Emsigkeit ein frischer Sproß der neuen Zeit ...“

In den folgenden Jahren kommen dann die Wanderer aus allen Richtungen herangezogen, vorwiegend jedoch aus dem Neckartal, den Räumen Tübingen, Reutlingen und Stuttgart, aber auch aus Frankfurt und Berlin, Hildesheim und Hannover,

Hamburg und Köln, Genua und Glasgow, Finnland, Frankreich, Belgien, Niederlande und der Schweiz finden sie sich ein. Was sie rund um den Raichberg und im Nägelehaus erlebten, wie sie ihren Aufenthalt sahen, mögen ein paar Beispiele aus der Fülle der Einträge erhellen.

„Doch wenn das gastliche Haus vor ihm aus dem Nebel auftaucht, er hofft auf wärmende Stube, o seht, das Kamin, schon es raucht.
(Dem heimkehrenden Odysseus nachempfunden)“

„Früh vom Roßberg abmarschiert, kreuz und quer umhergeirrt, abends auf dem Nägelehaus: Hungrig — müde — fertig — aus.“

„Es ist im Haus eine wohlthuende Stille, nur daß der Fußboden arg knarrt, die Zimmer freundlich, nicht sehr helle, an Nachttischlämpchen wird etwas gespart.“

„Wir fanden es hier äußerst nett, von den Menschen bis zum Bett.“



„Herr Brändle, der Herbergsvater, ein richtiger Vater uns war. Er wachte uns unsere Skier und flickte einen sogar.“

Theodor Häring aus Tübingen meint:
 „So lang 's noch auf den Raichberg reicht,
 zu Fuß oder Wägele,
 lacht uns das Leben frei und leicht,
 Dank sei dem Vater Nägele!
 (Auch wenn manchmal ein Regele
 und kalter Wind den Berg umstreicht,
 Wein, Wagner — Trost fürs Nägele!)“

Weitere Einträge sind:
 „Ob Zollerngraben, Hangender Stein,
 Ob 's Nägelehaus im Sonnenschein,
 Ein Fleckchen Alb, fürwahr, 's ist schön,
 Wir freuen uns auf ein Wiedersehn.“
 „Du liebes, herbes Schwabenland,
 im Norden noch recht unbekannt.“
 „Aus weiter Ferne kommen wir
 wohl aus dem schwarzen Ruhrrevier.
 Ade ihr Täler, Berge, Höhn,
 wir freuen uns aufs Wiedersehn.“
 „Vom Turnverein Cannstatt kamen
 so über vierzig frohe Läufer.
 Dabei waren diesmal auch die Damen
 und viele schwäb'sche Viertelessäufer.“

Ab 1944 schicken die Firmen Bosch, Otto, ab 1956 auch IBM und ab 1963 Kienzle Betriebsangehörige zur Erholung ins Nägelehaus. Diese sind nicht nur gewandert, sondern haben zum Abschluß ihrer Raichbergtage immer auch ein langes Gedicht hinterlassen!

„Wem Bosch will rechte Gunst erweisen,
 den schickt er in das Nägelehaus.
 Dort labt man sich an Trank und Speisen
 und tobt in der Natur sich aus.“

„Und war auch nicht so hold das Wetter,
 wenn auch die Sonne selten schien,
 so blieb der „Goigel“ unser Retter,
 das „Mogeln“ und das „Mühlezieln“.
 Doch wenn der Regen war vorbei,
 die Sonne lachte wieder mal,
 dann wanderten wir frei
 vom Zollern bis zum Killertal.“

„Willst auf den Raichberg im Nebel gehen,
 mußt du nach den Telefonstangen sehen.“

Von einer Hauptvermessungsübung der Staatsbauschule geben ein gut gezeichnetes Bild und folgender Eintrag Kunde:
 „Einst zogen in dies traute Heim
 einundzwanzig junge Männer ein.
 Sie betrieben das Vermessungswerk
 und stammten aus ganz Württemberg.
 Sie walteten nach alt bewährtem Kult,
 mit Baurat Schmiege am Dirigentenpult.
 Messungslinien, Jodler, Flüche
 und dazwischen Wolkenbrüche,
 Feldbrouillion und Netzquadranten,
 sind für Geodäten keine Unbekannten.“

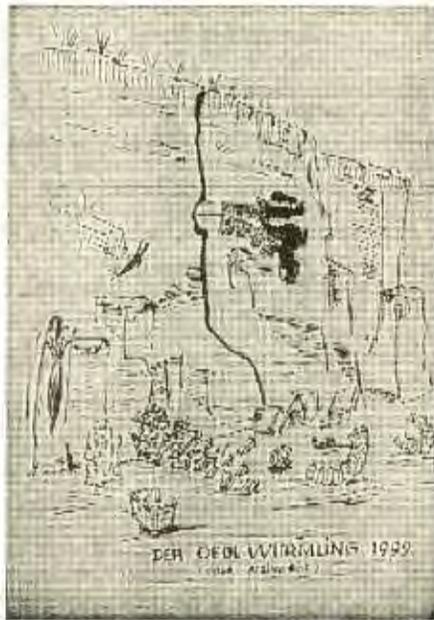


Der Bergklee

Trifolium montanum

Der kalkholde, düngerfliehende Bergklee war früher auf Frischwiesen häufig, ist aber heute seltener geworden und beschränkt sich auf Magerwiesen und lichte Wälder. Wie unsere vielen Kleearten hat er gedreite Blätter (tre = drei, folium = Blatt), die länglich oder länglich-lanzettlich sind, durch die hervortretende Rippe stachelig-gezähnt. Die Nebenblätter sind eiförmig zugespitzt. Der 20 — 40 cm hohe Stengel steht aufrecht und ist wie die Blattunterseite anliegend behaart, während er beim Weißklee (*T. repens*) kriechend u. fast kahl ist. Durch seine weiße Krone auf den langen Stengeln fällt der Bergklee auf den düngermeidenden Magerwiesen inmitten der vielen Knabenkräuter auf, die auch kalkreiche Böden lieben. Der Bergklee hatte seine ursprüngliche Heimat in der Steppenheide, und erst von dorthier wird er nachträglich auf die künstlich entwaldeten Hochflächen übersiedelt sein.

Fritz Scheerer



Nebenbei gab's Kostbarkeiten zu verzehren, drum sei's gesagt: Frau Wirtin hoch in Ehren . . .“

Versteinerungssucher fanden sich ebenfalls ein:

„Terebrateln, Ammoniten,
 -igel, Schwämme, Belemniten,
 klopften, suchten, fanden wir,
 schleppten's schnaufend heim von hier.“

Eine betagte Besucherin, die häufig auf dem Nägelehaus weilte, schreibt:

„Lebt wohl ihr Berge, geliebte Auen!
 werde ich euch nochmals wiederschauen?
 Mit Dank scheid' ich vom Nägelehaus,
 fühl ich mich doch hier wie zuhaus.“

Es wird durch alle fünf Gästebücher die Gastlichkeit der Familie Wagner einschließlich der Mitarbeiter gelobt. Diese Gastfreundschaft wirkte nicht nur weit ins Land hinaus, sondern prägte und prägt das Bild vom Schwäbischen Albverein in einem Ausmaß, das man nicht unterschätzen sollte. Hierzu auch ein Eintrag von Prof. Georg Wagner „1000 Monat alt“, wie er hinter seinen Namen setzte:

„Auf wohlbekanntem Pfaden und gut betreut im Nägelehaus. Wieviel Segen hat es gebracht, hat die Schönheit der Landschaft weitgehend erhalten und jung und alt zugänglich gemacht. Ein für das Wirken Nägeles würdiges Denkmal. Möge das Haus und seine Umgebung weiter von Segen sein.“

Selbst Badener und Württemberger hat das Haus einander näher gebracht:
 „Vom schönen Badnerland da kommen wir,
 um mit den Schwaben zu wandern hier.
 Trotz Blasen, Schweiß, Durst und viel mehr
 gefällt es uns Badnern mit den
 Württembergern sehr.“

Odenwaldklub Heidelberg:
 „Drei Tage waren uns geschenkt,
 mit Freuden reich gesegnet,
 und jeder von uns bei sich denkt,
 uns ist das Glück begegnet.“

(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

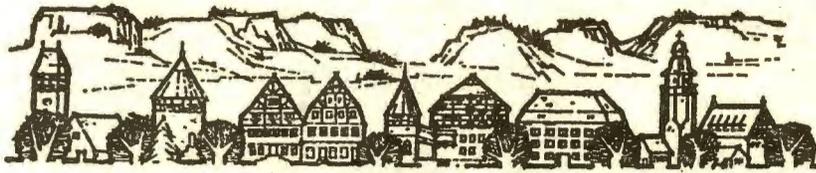
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 25

31. Oktober 1978

Nr. 10

„Kemmen“ - ein bemerkenswerter Tailfinger Straßennamen

Von Hermann Bürker, Rottweil

Die zu einem Textilzentrum der Schwäbischen Alb gewordene Stadt Tailfingen hat von ihrer dörflichen Vergangenheit her einige interessante alte Namen bis heute bewahrt: neben den Flurnamen Wahlental und Waldstetter (= urspr. Walstetter) Tal, die für die Siedlungsgeschichte des Ortes von einiger Bedeutung sind, weil sie auf Romanen hinweisen, ist es vor allem der von H. Bizer, dem Verfasser des Heimatbuchs, als merkwürdig bezeichnete volkstümliche Name „Kemmen“ für die erst in neuerer Zeit amtlich umbenannte Ludwigstraße. Der Ortsteil daran heißt bei den Einheimischen nach wie vor „en Kheama“. Von diesem Namen und seiner aus wohl längeren Zeiträumen anstehenden Geschichte soll im folgenden die Rede sein.

Hans Jänichen, der in mittelalterlicher Landeskunde besonders erfahrene und ideenreiche Mitarbeiter bei der Balingen Kreisbeschreibung, hat festgestellt, daß Tailfingen aus zwei Siedlungskernen zusammengewachsen ist, dem um die Peterskirche links der Schmiecha und eben dem, der im Volksmund „in Kemmen“ heißt auf der anderen Bachseite. Der Ortsteil hat von „Kemmen“, der Straße, den Namen, nicht umgekehrt. Diese verbindet bzw. verband vor dem modernen Straßennetz die Höhen westlich der Schmiecha, Pfeffingen zu, mit denen auf der Seite des Degerfelds, weil hier der sog. Talgang am günstigsten zu überqueren war. Das alles sind den Tailfingern wohlvertraute Dinge. Wer darüber hinaus die Flurnamensammlung von 1940 und das 1953 erschienene „Tailfinger Heimatbuch“, beide von Dr. H. Bizer¹⁾, kennt, der weiß, daß dieser Name seit langem hier daheim ist: Bizer hat ihn in einer örtlichen Urkunde von 1565 als „in der Kiemen“ gefunden, in einer andern von 1660 und später liest man „Kemmen“ und auf dem Ortslageplan von 1842 wieder „Kiemen“. Er wurde aber sicher nicht so, wie es diese Schreibung nahelegt, gesprochen, sondern wie auch heute noch. H. Bizer sagt, dieser Name habe einen sehr altertümlichen Klang und meint wohl damit, ihn nach Herkunft und Bedeutung aufzuhellen, wird er sogar ein Zeuge längst vergangener Zustände.

Als Lehnwort aus gallolat. *caminus* „Weg, Straße“ lautgesetzlich entwickelt, ist westlich des Rheins im Mosel- und Rheinfränkischen Kemmen (in dissimilierter Form Kimmel) in Flurnamen einer von den zahlreichen Sachnamen, die, dem fränkischen Kulturstrom durch den sog. Trierer Raum folgend, im frühen Mittelalter sich dort angesiedelt haben. Er bezeichnet so gut wie immer einen vorgeschichtlichen Weg, zu meist eine Römerstraße. Heinrich Dittmaier bringt dafür in seinen „Rheinischen Flurnamen“ von 1963 eine stattliche Zahl von Belegen. Für die Pfalz hat E. Christmann²⁾ mit archäologischem und philologischem Sprunsinn das Wort nachgewiesen. Er hat festgestellt, daß an einem gesicherten Abschnitt der Römerstraße Straßburg—

Mainz auf dem westlichen Hochufer des Rheins in der Nähe von Germersheim für das Jahr 1654 der Flurname Kimmel urkundlich bezeugt ist, und daß für dasselbe Gelände 1629 die Bezeichnung „an der alten Straße“ erscheint. Mit Hilfe älterer sprachlicher Formen konnte er ferner zeigen, daß Kemmen „Weg“ in entstellter Form in Flurnamen wie Kummelacker, am Kummelweg, ja sogar in Dimmelwald und Dimmelacker steckt; sie sind alle entlang der Römerstraße zwischen der elsässischen Grenze und Germersheim, aber auch an anderen Stellen der Pfalz zu finden. Für ihn ist Kemmen als gallolateinisches Lehnwort aus der frühdeutschen Zeit eines der Beweisstücke dafür, daß das Saarland und die Pfalz in kultureller und sprachlicher Hinsicht zum Südrand des einstigen Trierer Raums gehörten.

Im Gegensatz dazu hat sich der Name im Schwäbischen kaum bemerkbar gemacht: Keimath in seiner umfangreichen Sammlung der „Orts- und Flurnamen in Württemberg“ kennt ihn ebensowenig wie das Schwäbische Wörterbuch von H. Fischer. Nur ganz vereinzelt ließ er sich an wenigen Stellen bei uns aufspüren, darunter also in Tailfingen. Hier ist die Situation sogar identisch mit der, die Christmann für die beiden oben genannten Belege des 17. Jahrhunderts vorfand, weil Kemmen ja schon immer der volkstümliche Name für einen Weg war. Name und Sache stimmen also trefflich überein. Daß bei den Tailfingern der sog. Primärumlaut, ursprünglich ein geschlossenes e, diphthongiert erscheint, entspricht den mundartlichen Gesetzen (vgl. schwäb. *bream* für *Bremse*, *Stechfliege* aus mhd. *breme*, *brem swm.*). Die Schreiber haben den Doppellaut gelegentlich mit ie wiedergegeben. Worauf der Genuswechsel (der auch für die Pfalz gilt) zurückzuführen ist (16. Jahrhundert: an der Kiemen), läßt sich wohl nie ganz klären. Dafür sagt der Lautstand etwas über den möglichen Zeitpunkt aus, vor welchem Kemmen als Lehnwort und Appellativ ins Deutsche übergegangen sein muß: da im Französischen *caminus* zu *chemin* „Weg“ wurde, und die Entwicklung des anlautenden c (= k) zum Zischlaut sich vom 8. Jahrhundert an durchsetzte, muß die Entlehnung davor liegen. Doch selbst wenn das Wort nur langsam bei uns eingesickert

sein sollte, es ist spätestens von dem west-östlich gerichteten Kraftfeld der karolingischen Zeit aus der *Germania Romana* zu uns herübergetragen worden, d. h. in althochdeutscher Zeit. Ein wertvoller Hinweis auf das frühe Eindringen des Wortes ist auch damit gegeben, daß an weiteren 3 von etwa 5 gesicherten Stellen in Württemberg der Name an vorrömischen oder römischen Wegen haftet, so ist es höchst erstaunlich zu beobachten, von wie vielen Tailfinger Generationen Kemmen weitergereicht wurde, ohne im geringsten zerredet zu werden.

Wenden wir uns der Betrachtung des Namens von der Sache her zu, so stellt sich schnell heraus, welche Aussagekraft er besitzt. Schon für Christmann waren die mit Kemmen, Kimmel, Kummel gebildeten Flurnamen eine Art Wünschelrute beim Aufspüren römischer Straßenzüge, und F. Petri³⁾ bemerkt in gleicher Weise, daß die etwa 100 für Luxemburg nachgewiesenen Kiem-Namen für die Römerstraßenforschung sehr wertvoll seien. Was Tailfingen betrifft, so hat Dr. Bizer, selbst ohne Kenntnis von der Herkunft und Bedeutung des Wortes, darauf aufmerksam gemacht, wie klar die paar wirklich alten und volkstümlichen Straßen- und Stellenbezeichnungen **Hintere Gasse**, **Hinter Höfen**, **das Gäble** in diesem „in Kemmen“ genannten Ortskern erkennen lassen, daß sie alle von diesem Talübergang ausgeht und benannt sind, daß also von daher gesehen Kemmen „wohl die älteste Straße“⁴⁾ sei. Er hat damit den Nagel auf den Kopf getroffen, und so ist es nun doppelt wertvoll, wenn sich auch vom Sprachlichen her nachweisen läßt, daß allein schon der Name und sein Inhalt diese Vermutung voll bestätigen. Gerade von ihm her muß diesem Talübergang nach Alter und Bedeutung ein besonderes Gewicht zukommen und zwar von allem Anfang an. Er bezeichnet also nicht nur einen unbestimmten alten Weg, sondern bezeugt, daß man berechtigt ist, nach den bisherigen Aussagen der aus *caminus* ableitbaren Flurnamen den Schluß zu ziehen, es müsse sich in diesem wie in den anderen Fällen um einen vorgeschichtlichen Weg handeln. Die Möglichkeit einer römischen Überquerung des Talgangs an dieser Stelle scheidet wohl deswegen aus, weil ein Weg auf der benachbarten Truchelfinger Markung vom Lautlinger Kastell her die Straße Laiz—Burladingen erreichte. Daß aber ein vorrömischer, also ein sog. Urweg den Talgang hier kreuzte, ist durchaus denkbar. Es lassen sich ohne allzu viel Phantasie zwei mögliche Orientierungspunkte dafür ausmachen, nämlich die Schalksburgsiedlung und das Degerfeld. Nur 3 bis 4 km westlich Kemmen befindet sich die Stelle

an der alten Burgfelder Steige bei Pfefflingen, wo 1885 der bedeutendste bronzezeitliche Hortfund innerhalb Württembergs mit 110 Metallgegenständen gemacht wurde. F. Hertlein⁵⁾ sagt ausdrücklich im Zusammenhang damit, daß Hortfunde für Handelswege sprächen, und daß sie im Gegensatz zu Einzelfunden ein Wahrscheinlichkeitsbeweis für einen vorgeschichtlichen Weg seien. Ebenso betont O. Paret den Reichtum an Funden, die man in den Grabhügeln des Degerfelds aus der Urnenfelder- und Hallstattzeit im letzten Jahrhundert machte. Aus einem dort gefundenen Schmuckstück mit 165 Bernsteinperlen läßt sich unschwer auf den Handelsverkehr in diesem Raum schließen. Außer dem gewichtigen sprachlichen Argument für Kemmen = alter, hier vorrömischer Weg kann man also diesen andern möglichen Aspekt vom Archäologischen her hinzufügen.

Zusammenfassend läßt sich damit sagen:

alle Umstände deuten darauf hin, daß der volkstümliche Name Kemmen für die Tailfinger Ludwigstraße im frühen Mittelalter bis zu uns gelangte. Man bezeichnete in diesem Fall damit den Talübergang, der wegen des Alters von Kemmen höchstwahrscheinlich mit dem Abschnitt eines west-östlich gerichteten Urwegs gleichzusetzen ist, dessen Verlauf u. U. vom Archäologischen her aufgehehlt werden könnte. In seiner unmittelbaren Nähe entstand der Ort. Ob der Name mit den Romanen in direkten Zusammenhang zu bringen ist, die nach dem Ausweis der Flurnamen hier siedelten bzw. angesiedelt wurden, läßt sich nicht entscheiden. Wahrscheinlicher ist wohl, daß er als Lehnwort einsickerte. Es handelt sich demnach hier nicht um so etwas wie einen Beinamen, der der Straße zu dem amtlichen hin irgendwann einmal zugeflogen sein könnte, es ist im Gegenteil gerade umgekehrt: Ludwigstraße ist der in diesem Fall beiläufige, Kemmen dagegen der wahre, im besten Sinn historische, weil

tief eingewurzelte Name, der dank der eher aufs Konservative gerichteten schwäbischen Art bis heute weiterlebt. Es wäre also durchaus zu wünschen, daß dieser beziehungsreiche alte Name an der Stelle, an der er haftet, auch erhalten bleibt, daß der Keamberbaltes und s'Keamergottlieble, die das Tailfinger Heimatbuch noch kennt, nicht aussterben.

Anmerkungen: ¹⁾ H. Bizer, Die Flurnamen von Tailfingen und Truchteltingen in ihrer sprachlichen und wirtschaftsgeschichtlichen Bedeutung, Diss. Tüb. 1940 („Kemmen“ S. 45 Nr. 132). ²⁾ E. Christmann, Flurnamen zwischen Rhein und Saar, 1965, S. 113 ff. ³⁾ F. Petri, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich, Bonn 1937, S. 960 f. ⁴⁾ H. Bizer, Tailfinger Heimatbuch, 1953, S. 141. ⁵⁾ F. Hertlein, Die Eigenart vorgeschichtlicher Wege, in: Württembergische Studien, 1926, S. 176. ⁶⁾ O. Paret, Württemberg in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 1961, S. 133.

Die Weißjura-Beta-Schichtfläche in unserer Gegend

Von Fritz Scherer

Vom Hohem Randen (924) bei Stühlingen bis zum Gutenberg (700 m) bei Reutlingen erhebt sich über dem Vorland unserer Alb in den „Wohligeschichteten Kalken“ (Weißjura β) eine Stufe, der sich albeinwärts eine bis 10 km breite Hochfläche anschließt. Diese Stufe verschwindet ostwärts des Gutenbergs zugunsten eines einheitlichen Anstiegs, der von dem Braunjura-Anstieg direkt zur Hochfläche der Kuppenalb (Weißjura δ) hinaufführt.

Die Landschaftsformen

Nähern wir uns von Nordwesten her der Alb, so sehen wir über dem Vorland eine Steilwand aufsteigen, oben mit einem Felsenkranz, der, von der Abendsonne beschienen, weit ins Land hinausleuchtet. Die Steilwand steigt rund 300 m auf und erreicht in der Südwestalb mehr als 1000 m Meereshöhe (Lemberg 1015 m). Bei den Balingen Bergen, die ein Gewand der Nadelhölzer tragen, wird durch die dunklen Nadelwälder an den Wänden der Felsgehänge so recht das Gepräge der Kühnheit verschärft. Hat man nun auf einem der alten oder neuen Wege die Hochfläche erreicht, so zeigt sich die Schaubühne mit einem Schlag verändert. Das Waldgebirge

ist verschwunden. Mit Überraschung sehen wir auf der Höhe ein Flachland hängezaubert: zwischen steinigem Weiden Ackerfeld, oft mit weißen Kalksteinen übersät, und Wiesen, teils einmählig oder heute größtenteils mehrmählig. Kuppige Anhöhen werden vom Wald bevorzugt. Fließendes Wasser fehlt, und wenige Ortschaften sind in großen Abständen anzutreffen. Wir befinden uns „auf der Alb“, auf der ersten Treppenstufe, einem breiten Streifen der **Schichtstufenalb**. An den Ackerrainen sind Gesteinstrümmer aufgehäuft, mit wilden Rosen und Schlehdorn bewachsen. Der Hochsommer ist hier die rechte Zeit. Wogende Getreidefelder, Lerchenjubiläum und Wachtelschlag gehören zur Albstimmung. Wenn dann im strengen Winter Wälder und Gebüsch im Rauhref glitzern, die Ortschaften wie im Schnee begraben liegen und die Wintersportler mit Skiern hindernislos über stundenweite Flächen gleiten, kommt die kräftige Albnatur zur Geltung. Zur Sommerzeit gehören auch weidende Schafherden zum Charakterbild der Landschaft, ein Zug freilich, der mehr und mehr verschwindet, und mit ihnen auch die Weideflächen und die knorrigen wetterharten Buchen darauf.

Im Einzugsgebiet des Hoehrhains und der oberen Donau liegt die 6 km breite „Länge“ zwischen Aitrach und Geisinger Pforte. Nördlich der oberen Donau schließt sich ein 10 km breites Gebiet der Baaralb an, die in breite Riedel aufgelöst ist. Vorgelegt sind zwei Zeugenberge, der langgestreckte Lupfen (977 m) und der kegelförmige Karpfen (912 m). Südlich der Schlichem zwischen Ortenberg und Heidenhof breitet sich eine bis Obernheim hinziehende Hochplatte aus, von der völlig getrennt sind die höchsten Erhebungen der Alb, der Lemberg (1015 m) und der Oberhohenberg (1011 m). Der glattrandige, breitgelagerte Plettenberg mit seinen 1005 m (Name!), der kleinere Rücken des Schafbergs (996 m), die runde, felsgegrütete Kuppe der Lochen (964 m) leiten über zu den Eyach-Schmiecha-Randhöhen. Im schmalen Saum der Bära-Randhöhen und des westlichen Großen Heubergs wird die etwa 6 km breite Retaplatte, die vom Plettenberg bis Obernheim auf 900 m einfällt, durch den 2 bis 3 km breiten Ausraum der Schlichem in zwei bescheidene

Reststücke geteilt. Beim Geyerbad liegen losgelöste Buckel als eine Art von kleinen Zeugenbergen. Auch die bei Obernheim beginnende Deltastufe (Hessenbühl, Burgbühl, Scheibenbühl, Burg usw.) ist in solche Kuppen aufgelöst.

Noch stärker zerschnitten ist ein größeres Stück der Betaschichtstufe im Gebiet von Eyach und Schmiecha. Der breiten Bastei der Burgfelder Platte mit Böllat (912 m) und der Felsrippe der Schalksburg gegenüber liegt der Felsklotz des Gräbesbergs. Am gratartig verzweigten Hundsrücken (931 m) und am Trauf vor der Geifitze beginnt eine besonders breite Schichtstufenplatte, die etwa 5 km breit und 7 km tief ist und die vom 931 m (Hundsrück) auf 860 m gegen Südosten einfällt („Lerchenfeld“, „Hofstetten“, „Schönen Egart“ auf Tailfinger und Truchtelfinger Markung). Die Deltastufe, die dieses Stück begrenzt, beginnt am Südrand des Heersbergs, setzt sich in der Linie Margrethausen („Kugelwäldle“) — Truchteltingen („Eck“) bis zum Schmiechatal fort, biegt nach Norden um und begleitet es auf seiner Ostseite bis zum Zollersteighof. Vor der Deltastufe sind auch hier auf der Platte freistehende Kuppen, „Auslieger“ der nächsten Stufe, so der Brauhartsberg und die Burg bei Tailfingen, die sich an den „Nank“ und den Schloßfels anschließt. An ihrer Ostgrenze wird sie vom Schmiechatal und seinen Seitenbächen (Heutal, Rossental, Buchtal, Reichenbach) zerschnitten. Im Westen hat der Oberlauf der gefällstarken Eyach die Platte tiefer zerlegt und die Burgfelder Hochfläche mit ihren fingerförmigen Ausliegern völlig isoliert.

Zwischen die Eyach-Schlichemplatte und die Platte des westlichen Heubergs schiebt sich ein Streifen der Kuppenalb (s. Zeichnung). Die markanten Bastionen des Schafbergs, der Lochen, des Lochenhörnle (956 m), des Gräbesbergs (915 m), der als natürliche Felsburg als Fliehbürg diente; und des Heersbergs (955 m) ragen kraftvoll über die Nachbarschaft hinaus. Bei ihnen setzt die Schichtung des Gesteins aus. Ungegliederte Felsmassen, mächtige verschwammte Kalkstotzen konnten dem Zurückschneiden des Albkörpers weit mehr widerstehen als die normal gebankten Lagen. Sie blieben als stotzige Gebilde zwischen ausgeräumten Teilen in der



Landschaft stehen und leuchten heute als hohe Felswände ins Land hinaus. Sie verursachen die bewegte Kammlinie der Balingener Berge. Ihre herauspräparierten Riffe reichen bis in die untersten Weißjuraschichten hinab und bilden deshalb Höhen, echte Berggestalten, die nicht einer Tafel aufgesetzt sind. Auch hinter der Platte vom Lochenhörnle und Winkel (Grat), sowie auf der Ackerplatte von Hossingen herrscht die Kuppenlandschaft (Baienberg 977 m usw.). Links und rechts des Starzel- oder Killertals ist die Beta-Schichtfläche am schönsten ausgebildet. In drei Riedeln von 2 bis 3 km Breite greifen Hämberg (850 m), Schnait (850 m) und Ehresfeld (830 m) gegen das Killertal vor und leiten jenseits des Killertals zum 8 km breiten Heufeld (854 bis 750 m) bei Ringingen und Salmendingen über, dessen weite Fläche mit den Zeugenbergen Monk, Köbele, Aufberg und des Kornbühls (856 m = Salmendinger Kapelle) sowie des Bühlsbergs (865 m) das bekannteste Beispiel der Beta-Schichtfläche bildet. Schon die Flurnamen Schnait (mhd. sneite = ein Durchhieb durch den Wald), Ehresfeld und Heufeld zeigen, daß hier der Wald zurücktritt. Die Ortsnamen Ringingen, Salmendingen usw. beweisen eine früh-alamannische Besiedlung.

Das Heufeld hat wohl seinen Namen daher, daß auf ihm ehemals nur Heu, aber kein Öhmd geschnitten wurde. Nach dem Heut diente es als Weide für die Orte Salmendingen, Ringingen, Jungingen und Talheim. Der seiner Hochfläche aufgesetzte Berg mit der Salmendinger Kapelle zur hl. Anna schaut weit ins Land hinaus. Die St. Annakapelle wird erstmals 1507 in einer Urkunde des edlen Peter Schweher von Staßberg erwähnt, der als Letzter seines vom Wielandstein bei Oberlenningen stammenden Geschlechts Priester geworden war (Hohenzollerische Jahreshefte 1938). Hinter dem Heufeld schieben sich wie eine Kulisse Waldungen: Kirchholz, Bärenloch, Eisenloch und Hälsloch. „Loch“ wird hier von „lucus“ = lichter Wald hergeleitet sein. Über das Feld führten einst zwei „Hechinger Wege“, von denen der eine noch als Feldweg von Ringingen in Richtung Hechingen besteht.

An der Ostseite des „Talgangs“ (Schmiechatal zwischen Onstmettingen und Ebingen) dringt im aussichtsreichen Zellerhorn und Raichberg (956 m) ein schmaler Kuppenalbstreifen bis an den Albrauf vor. Er liegt im Bereich des am Stufenrand nur 1,5 km breiten Zollerngrabens. Mit eirunden Kuppen und großen Karstwannen (Degerfeld bei Bitz) ähneln seine Oberflächenformen völlig dem Relief der südlich anschließenden Hochalb. Dies hängt damit zusammen, daß die Schwammfazies des mittleren Weißjura um 50 bis 60 m versenkt und in Form eines Rückens aus dem auf der hohen Scholle anstehenden Gestein herauspräpariert wurde (s. Heimatk. Blätter 1963 S. 453 ff.). Die Grabenverwerfungen sind Ausgangszone der Erdbeben, von denen Onstmettingen und Tailfingen schon so oft heimgesucht wurden, so vor allem am 2. und 28. Mai 1943 und wieder am 3. September 1978. Das Ausmaß des Einbruchs ist sogar bei Onstmettingen rund 100 m.

Am östlichen Bruchrand über dem Starzeltal ist der verschwammte Hangende Stein durch Klüfte bedingt und auf den unter den Felsen liegenden Tonen (Ornatentone) abgessakt. Auch der südwestliche Grabenrand wird von Beta-Kalken von den Flächen der Schmiecharandhöhen (900 m), dem 7 km langen Heuberg-Lerchenfeld-Riedel westlich des Talgangs und der Platte des Zitterhofs (900 m) begleitet. Östlich des Heufeldes schließt sich der deutlich getrepte Saum der Roßberg-Randhöhen an. Die Betaflächenstücke werden immer schmaler und gehen mehr und mehr in eine Leiste über, die dann ostwärts des

Gutenbergs völlig verschwindet, so daß ein einheitlicher Anstieg vom Braunjura zur Hochfläche der Kuppenalb, zu Weißjura δ hinaufführt. Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß im Balingener Gebiet und in der ganzen Südwestalb die Weißjura-Beta-Schichtfläche in einem 6 bis 7 km breiten Streifen den Rand der Albhochfläche säumt. Ein bis 250 m hoher Stufenhang steigt flach aus den wenig widerständigen oberen Braunjura-Tonen und den Mergeln (Weißjura δ) heraus an und versteilt sich in den 30 bis 90 m mächtigen, klüftigen und wohlgebankten Kalken von Weißjura β . Oft sind hier senkrechte, unbegehbare Wände erschlossen. An der Hossinger Leiter geschieht der Anstieg und Aufstieg auf die Hochfläche mittels einer künstlichen Treppe, ursprünglich mittels einer Leiter.

Geologischer Bau und Landschaftsgeschichte

Wo die Weißjura-Beta-Schichtfläche am Albrauf auftritt, zeigt sie dasselbe Bauprinzip einer gesteinsabhängigen Schichtstufe. Der Steinbruch des Dotternhauser Zementwerks auf dem Plettenberg zeigt prachtvoll die regelmäßig gelagerten Bänke der „Wohlgeschichteten Kalk“, während im Tieringer Steinbruch an der Straße nach Hossingen sich in Schwung die Schichten in schwankender Stärke auf und zwischen Schwammstotzen legen. Die Schwammstotzen der Lochen und des Böllats flankieren als machtvolle Torwächter den Austritt der Eyach aus dem Gebirge.

Die Oberkante der Beta-Kalke ist weitgehend freigelegt und bildet eine große Platte auf der Hochfläche, über die an vielen Stellen die Europäische Wasserscheide verläuft und wo sich einzelne Restkuppen des mittleren Weißjura erhalten haben, der erst weiter landeinwärts beginnt und in der Südwestalb den „inneren Albrand“ bildet. Auf der breiten Stufe fehlen die rauschenden Brunnen und die freundlichen Bächlein des Albvorlandes. Im Bära-, Schmiecha- und Laucherttal sammeln sich die in der verkarsteten Fläche versunkenen Wasser und fließen der Donau zu. Auf Kosten dieser Donauzuflüsse sind Schlichem, Eyach, Starzel und Steinlach durch rückschreitende Erosion in die Stufenflächen eingedrungen und haben Stücke von ihr erobert. So wurde die Urschmiecha, die einst mindestens am Albrauf über Balingen entsprang, zurückgedrängt auf die heutige Talwasserscheide bei Lautlingen (742 m) und ihr ehemaliger Nebenfluß, die heutige Eyach von Pfeffingen bis Lautlingen, erfaßt und zum Eyach-Quellfluß gemacht. Auch die Schlichem ist hinter den Albrand in das Tal eines einst größeren Nebenflusses, in das der

Bära, eingedrungen und hat einen früheren Nebenbach zu ihrem heutigen gefällsreichen Quellbach gemacht.

Den Kampf zwischen Neckar- und Donausystem hat Georg Wagner in zahlreichen Abhandlungen dargestellt. Infolge der Verkarstung des Weißjura erfolgt der Streit der beiden Flußsysteme zum größten Teil unterirdisch. Es liegt heute ein guter Teil der Betafläche im Einzugsgebiet des Neckars. Die Formen auf der Oberfläche sind zum überwiegenden Teil durch die Donauzuflüsse geschaffen worden.

Im Bereich der Südwestalb, die durch den Schwarzwaldschild (Feldberg 1493 m) in geologisch junger Zeit gehoben wurde, konnten die Donauzuflüsse das Schichtgebäude stark abtragen. Eine Flexur (Verbiegung), die die Alb von Norden nach Süden bei Salmendingen quert (wo im Heufeld die breiten Flächen aus Weißbeta enden), verursacht ein Schichtenfallen von etwa 250 m nach Osten. Ostwärts des Heufeldes senken sich die Betaschichten um 150 m (Dreifürstenstein 854 m, Gutenberg 700 m). Ähnlich wie das Schichtenstreichen nach Osten paßt sich die Landoberfläche in der Südwestalb auch an das Schichtenfallen nach Südosten an. Die Betariedel westlich Tuttlingen bei Möhringen erreichen am Stufenrand 945 m, 8 km südöstlich am Rande des Donautales haben wir nur noch eine Höhe von 790–800 m, also annähernd 2 Prozent Schichtsenkung. Etwas geringer ist der Einfallswinkel der Stufenfläche im Heufeld bei Ringingen (1,4 Prozent). Der Zeugenberg Farrenberg bei Mössingen liegt in einer etwa 40 bis 50 m tiefen Schichtenmulde.

Die steile Albmauer ist das letzte und oberste Glied unseres schwäbischen Stufenlandes, in dem aber nur in der Südwestalb und Zollernalb bis zum Heufeld — also bis zur Flexur — eine flächenmäßige Ausbreitung der Weißjura-Beta-Schicht als Decke vorhanden ist. Die einst darüberliegenden höheren Weißjuraschichten wurden schon mindestens gegen Ende des Tertiärs abgetragen, wie die Zusammensetzung der Juranagelfluh südlich der Donau beweist. Die Weißbeta-Schichten befinden sich durch den Schwarzwaldschild im Vergleich zur mittleren und östlichen Alb in sehr hoher Lage (Lemberg 1015 m). Ihre Hochflächen sind heute die Landschaften der weiten Horizonte. Hier spannt sich der Himmel höher und weiter, hier kann man an sichtigen Tagen die ferne lichte Kette der Alpen im Süden geschaut werden. Daß das Klima hier rauher ist als im Vorland, bedingt schon die Höhenlage. Von zahlreichen Punkten kann man vor allem im Frühjahr und Herbst den märchenhaften Fernblick genießen.

Familiennamen in und um Rosenfeld

Von Walburg Tafel, Siegen

Blättert man in den alten Lagerbüchern von Rosenfeld oder in den Kirchenbüchern von Isingen, Leidringen oder Täbingen, so stößt man immer wieder auf gleiche Familiennamen, die es heute noch dort gibt, oder die zum Teil auch ausgestorben sind.

Jeder von uns Heutigen hat einen Vornamen und einen Familiennamen. Das war nicht immer so. Als um 200 nach Chr. die kriegerischen Scharen der Alemannen über die Grenzwälle drückten und das von Römern besetzte Gebiet danach besiedelten, trug jeder dieser Menschen einen Namen. Sie hießen Bero, Arno, Lidari usw. Ein Alemanne Lidari und seine Sippe, die „Lidaringe“ genannt, waren die Gründer

von Leidringen. Die meisten „ingen“-Orte tragen in der vorderen Namenshälfte den Namen eines Siedlers. So ist das z. B. bei Isingen (Uso), Hechingen (Hacho). Ums Jahr 500 nach Chr. kamen die Franken u. beschlagnahmten das Land. Sie siedelten zwischen den alemannischen Dörfern, nannten ihre Gründungen sehr oft nach der Lage oder nach Bäumen, die sie vorfanden (Obernheim oder Holzheim abg.). Oft gab aber auch der erste fränkische Siedler dem Gehöft den Namen (Bubs-Digisheim). Die Franken hängten dem Eigennamen die Nachsilbe „heim“ an.

Unter dem Schutz der fränkischen Grafen kamen in den darauffolgenden Jahr-

hundertern die ersten christlichen Missionare ins Land. Sie erbauten als Stützpunkte kleine Kirchen und brachten außer der neuen Lehre neue Namen ins Land. Es sind dies vor allem die Namen der fränkischen Heiligen: Martin (Heiliger aus Tours), Remigius (Heiliger von Reims), Hilarus (Heiliger von Poitiers). Aber auch die Namen aus dem alten Testament wurden nun „modern“: Abraham, Hiob, Adam. Man sieht, die Auswahl an Namen wird größer. Aber nicht nur das, auch die Zahl der Menschen wird größer. War zu Anfang unseres Jahrtausends ein Mann irgendwie wichtig, sei es, daß er ein großer Kämpfer war, oder daß er sich besonders viel Land unter den Nagel gerissen hatte, oder daß er sonstwie aktenkundig wurde, dann kam zusätzlich zu seinem Namen die Bezeichnung des Ortes, wo die Familie herstammte. So finden wir in den alten Urkunden die Namen Haintz von Rosenfeld, Conz von Frauenberg, Hans von Bickelsberg. Die Zeit schreitet fort und die Menschen vermehren sich und mit nur einem Namen konnte man sie gar nicht mehr recht un-

terscheiden, was durchaus wichtig wurde. Und wie die Menschen halt sind — heute wie damals — unterschieden sie die vielen Hinze und Kunze nun nach körperlichen Eigenschaften. So entstanden die Namen: Groß, Kurz, Rot, Knapp (der Hinkende), Schiehle (der Schielende), Rau (der Struppige), Raff (dünner Langer), Maser (knorriger Mensch). Aber nicht nur körperliche Eigenheiten führten zur Bildung von bleibenden Familiennamen, sondern auch seelische Besonderheiten. Man denke an die Namen Kark (mittelhochdeutsch „karc“ = klug, listig) oder Laider (mhd. „laid“ = zänkisch, übellaunig) oder auch Rassler (töben, lärmern). Alle diese Familiennamen bildeten sich auch aus Spitznamen, man sagt auch Übernamen dazu.

Die zweite große Gruppe der deutschen Familiennamen rekrutiert sich aus den Berufsbezeichnungen. Sie sind am leichtesten zu erklären, obwohl es auch da Berufsnamen gibt, die wir Heutigen gar nicht mehr kennen: Rauper (Baumwart) oder Schlüter (Hausvogt, Kellermeister) oder Nonnen-

macher (Schweinekastrator). Die dritte Gruppe sind die geographischen Namen, entweder die Flur-Bezeichnung, wo der Hof oder die Wohnstätt lag, oder der Dorf- oder Stadtname, aus der der Mann zuwanderte. Zu den Örtlichkeitsnamen gehören alle Flurnamen, z. B. Hurst (Gehölz) oder Langenbacher (mhd. = buochlanges Gehölz). Die Stadtnamen sind immer leicht zu erkennen: Ulmer, Löhniger, Berner.

In die letzte Gruppe nehmen wir alle ursprünglichen Vornamen, die dann als Familiennamen hängen blieben. Dies sind sowohl die alten germanischen Vornamen — Siegfried, die als Seifried (so oder ähnlich geschrieben), als Name der Familie blieben. Hierher gehört auch Seibo(l)t, was ursprünglich der Vorname Sigibo(l)do war, Merkle oder Merkel (mit oder ohne ck) aber ist der alte Name Markwart; und dazu kommen alle uns heute als christl. Vornamen bekannte Familiennamen (Martin, Kilian, Andreae usw.):

(Fortsetzung folgt)

50 Jahre Nägelehaus - Ein Blick in die Gästebücher

Von Alfred Munz

(Fortsetzung)

Blieb auch das Suchen nach dem Naturerlebnis während der letzten 50 Jahre dasselbe, so doch nicht das Weltgeschehen. Im geschichtlichen Bereich änderte sich vieles, und von diesen Veränderungen schlug sich auch etwas in den Einträgen nieder. Und immer neue Namen sind verzeichnet.

1931: „Von stolzer Höh' blick ich hinaus ins liebe, arme Vaterland. Viel Feinde ringsum, 's ist ein Graus und nirgends eine starke Hand. Und drüben ragt in stolzer Höh' des Zollerns mächtig Schaubild her. Steig auf doch wieder Zollerns Aar, dann Hurra Deutschland immerdar.“

1939: Gauvorstandssitzung mit Georg Fahrbach, General Renner, Richard Lohr-

mann und als Gast erstmals Ludwig Finckh.

1943: „So Gott will, kommen wir wieder.“

1947: Der erste Eintrag nach dem Krieg ist französisch geschrieben. Es weilte das „Rassemblement Franco-Allemand“ 14 Tage im Nägelehaus.

1953: Ludwig Finckh trägt ein: „25 Jahre steht das Nägelehaus, darum hielt Georg Fahrbach heute eine Gedächtnisfeier für Eugen Nägele. Peter Göbeler sprach.“ Unter anderen waren dabei Georg Wagner, Wilhelm Schussen und Hans Reyhing.

1957: „Uns langt's nicht nach Italien und auch nicht ans Meer, wir wollen uns erholen, drum kommen wir hierher.“

„Warum der großen Mode unterliegen und in weite, ferne Länder fliegen?

Sieh, das Gute liegt so nah, auf des Raichbergs Höh'n, ja, ja!“

1972: Peter Härtling (Hölderlinbiografie) mit Großfamilie, später Rudolf Schock mit einem Dutzend Wanderfreunden aus aller Welt sind Gäste im Nägelehaus.

Das bedeutendste äußere Ereignis, mit dem der Name Nägelehaus verknüpft ist, war die Gründung der Europäischen Wandervereinigung. „Am 19. Oktober 1969 wurde in diesem Haus die Europäische Wandervereinigung von Schweizern, Franzosen, Luxemburgern, Belgiern und Deutschen gegründet. Es war ein schöner Aufenthalt bei schönstem Sonnenschein und wundervoller Herbstfärbung. Georg Fahrbach.“

Die bedeutendsten „inneren“ Ereignisse aber waren die regelmäßigen Aufenthalte Ludwig Finckhs auf dem Raichberg. 26 Gedichte sind von ihm in großer gotischer Schrift ins Gästebuch eingetragen. Davon sei eins angeführt:

13. 5. 1973:

„Das hohe Schloß am Himmelssaum, der weiße Turm, die Buchenheide, der Berge Rund im weiten Raum, die Felsenkluff, Wacholderweide — war alles nur ein seliger Traum? Die Drosseln, Blutwurz, blauer Enzian, wo hör' ich auf, wo fang' ich an? Wenn ihr mich fragt? Es steht und lebt und blüht und ragt als köstliches Geschmeide.“

Mit Worten von Ludwig Finckh, die er 1954 in ein Gästebuch schrieb, soll der Bericht von 50 Jahren Nägelehaus schließen. „Seit mehr als zehn Jahren komme ich auf den Raichberg. Ich bin mit ihm verwachsen in Sturm und Schnee, in Regen und Sonne, in Freud und Leid, in jedem Wetter. Am Trauf draußen unter dem Schweigen der hohen Wacholder, am grünen Weidhang unten bei den alten Buchen, an den Abgründen und Felsstürzen vom Hangenden Stein und der Lügenbrücke — Füchse bel-len, Rehe schmälern, der Bussard pfeift und der Buntspecht tackt. Zeitlos und zeitungslos lebe ich seit zehn Tagen, vom Bodensee geflüchtet, oben, schöpfe Sauerstoff in die Lungen und wandere, wandere. Hier kann man ruhen und arbeiten und die Welt vergessen. Denn man ist Gott nahe.“

Die Bleiche Weide

Salix livida

Auf ausgelaugten, humusreichen Magerwiesen, wie wir sie im Irndorfer Hardt oder in der Meßstetter Gegend finden, stockt ein selten bis 1 m hoher Zwergstrauch mit langen, dünnen, kahlen, meist glänzenden Zweigen, die Bleiche Weide. Ihre Blätter sind breit-lanzettlich, gegen die Spitze wellig gesägt, verkehrt eiförmig, am Grund keilförmig und ganzrandig. Ihre Blütenkätzchen erscheinen vor den Blättern, sind bis 2,5 cm lang und 1 cm dick und die Staubbeutel anfangs goldgelb, die im April und Mai ihren Blütenstaub durch Insekten übertragen lassen. Die Bleiche Weide ist wie alle bei uns vorkommenden Weidenarten eine zweihäusige Pflanze, d. h. der eine Strauch trägt nur die männli-



chen Kätzchen mit den Staubblättern, der andere nur die weniger ansehnlichen weiblichen. Unter den vielen Weidenarten trägt die Salweide die größten und schönsten Kätzchen, Palmkätzchen genannt.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen. Am Heuberg 14. Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42. Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 25

30. November 1978

Nr. 11

„Von menschlicher Proportion“

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Vor 450 Jahren, am 5. April 1528, starb der am 21. Mai 1471 in Nürnberg geborene Albrecht Dürer, und im selben Jahr 1528 erschien postmortal sein Werk mit der Angabe „hierinn sind begriffen vier bücher von menschlicher proportion“. Für Kunstfreunde unter den Lesern der „Heimatkundlichen Blätter für den Kreis Balingen“ (HBl) sind Dürers Auslassungen über menschliche Proportion vielleicht auch deshalb interessant, weil Kunstwerke wie etwa (HBl Aug. 1970) die „Pietà“ aus dem Kloster Bernstein, um 1430, ja eigentlich nicht seinen Idealvorstellungen entsprechen: Die Köpfe der Figuren sind zu groß, die Beine zu kurz.

Man darf das natürlich nicht so auffassen, als ob die spätmittelalterlichen Künstler von plastischer Anatomie nichts verstanden, also keinen Sinn für menschliche Proportion gehabt hätten. In einem Bildwerk kann nämlich Wirklichkeit unwichtig geworden sein oder es meldet sich hier schon ein expressionistisches Element. Ein instruktives Beispiel für solch beabsichtigtes Herausarbeiten von Typenqualitäten gab in unserer Zeit der Expressionist E. Barlach mit zwei Schnitzereien: Sein „Gelehrter“ hat einen viel zu großen, sein „Athlet“ einen viel zu kleinen Kopf. Als Normalmaß hätte etwa der „aliquote Bruch“ zu gelten: Kopflänge = ein Achtel Körperlänge; Gesicht ein Zehntel; Fuß ein Siebentel. In diesem Sinn gut proportioniert ist (HBl, März 1974) das Grabdenkmal des Hans von Stotzingen in der Geislinger Kirche um 1580: Beine vier Achtel, Rumpf drei Achtel, Kopf ein Achtel. Es ist selbstverständlich, daß für die Kunstbetrachtung andere Kriterien vielleicht wichtiger sind, aber immerhin sind eben für gute Skulpturen auch die Proportionen entscheidend. Die starke Abweichung vom Normal-Schema führt, ob nun gewollt oder nicht, zur Karikatur (vgl. HBl, Febr. 1976, Oberheimer Hexe).

Was Dürer anstrebte, hat er im 3. Buch seiner Proportionslehre angegeben: „... geh nit von der natur in dein gutgeduncken ... denn wahrhaftig steckt die kunst in der natur ... wer sie heraus kann reißen, der hat sie ... dein vermügen ist kraftlos gegen gottes geschöfft.“ Im Jahr 1525 gab Dürer ein mathematisches Lehrwerk heraus: „underweysung der messung mit dem zirckel und richtscheit in Linien, ebnen onnd gantzen corporen durch Albrecht Dürer zusammengezogen und zu nutz aller kunstliebhabenden mit zugehörigen figuren in truck gebracht im jar MDXXV“. Das Werk ist ein Markstein der abendländischen Kunstliteratur schon deshalb, weil seine pädagogische Absicht deutlich heraustritt und ein populärer Lehrgang der angewandten Geometrie geboten wird.

Aktstudien machte Dürer anfänglich in Italien. Seine erste Studie „Bademädchen“ stammt aus dem Jahr 1493. Dabei ging es ihm schon um Ponderation und Kontrapost (Verlagerung von Stand- und Spielfuß; gleichgewichtige Verteilung des Kräftespiels), wie er sie beim „nacketen bild der walchen“, das heißt bei Aktbildern italienischer Meister beobachtete. Wichtig war unter den antiken Vorbildern für Dürer ein Proportionskanon Vitruvs: „ich las

den Fitruffium, der beschreibt ein wenig van der glidmas eines manns“. Unmittelbar nach Modell war 1495 das Bild „Nackte Frau mit einem Stab“ entstanden; um 1500 begann Dürer bei seinen Proportionsstudien stark von dem Maler Jacobo de Barbari (gest. 1516) beeinflusst zu werden. Auf sein Bild „Das große Glück“ (1502) folgte 1504 „Adam und Eva“, in dem Dürer sein Schönheitsideal dokumentierte. Daß der Meister sich auch mit Tierproportionen abgab, beweist etwa sein Bild „Das kleine Pferd“ (1505). Beim Bild „Ein Frauenbad“ (1510) ging es um Posen zur einheitlichen Bildkomposition. Das Jahr 1513 brachte die Vorstudien zu „Ritter, Tod und Teufel“. Albrecht Dürer war belesen und hat deshalb Literatur über Proportionen gerne zu Rate gezogen. So hatte 1464 Leone Battista kunsttheoretische Traktate wie „de statua“ und „de pictura“ geschrieben; 1509 veröffentlichte Luca Pacioli seine „Divina proportione“. Besonderen Wert legte Dürer auf exakte Verfahren der „perspectiva artificialis“, begann doch die Perspektive als Vorstoß in die Raumentiefe immer mehr die Kunst der Renaissance zu beherrschen (perspicere = hindurchschauen).

Im übertragenen Sinn gab es ein Hindurchschauen auch bei Überlegungen hinsichtlich der Transzendenz. Die Materie galt nach Platons Lehre als Maske des wirklichen Seins; hinter dem Abbild hatte man das Urbild zu finden. Die Renaissanceästhetik suchte die Substanz der Dinge vor allem in der Form, die geistiger Natur ist und etwa in der Perspektive die Gesetze der dreidimensionalen Erscheinungswelt darlegt. Die Zentralperspektive begründete Filippo Brunelleschi um 1420 in Florenz. Vom nur Flächenhaften, vom „Quadrat der Seele“ sprach noch Nicolaus von Cues (1401 bis 1464). Die Perspektive bedeutete einen Griff des Menschen in den Raum und dadurch in neue Seinsbereiche, dem nicht von ungefähr die großen Entdeckungsfahrten des 15. Jahrhunderts parallel liefen. Starke Instanzen blieben für Dürer noch die Begriffe „oben“ und „unten“, auf der „Tabula smaragdina“ der Alchemisten so charakterisiert: „Das Untere ist gleich dem Oberen, zu vollenden die Wunder des Einen“. Das Irdische wird also vom Himmlischen regiert.

Im 13. Jahrhundert begann man, „al vif“, nach der Natur zu zeichnen. Von der abstrakten romanischen Kunst fand die Gotik zur Naturwirklichkeit hin; aus Darstellungen der Jenseitswelt wurden Erfahrungen der Menschenwelt. Vom Kollektiv löste

sich das Individuum, künstlerisch nun auch durch das Porträt erfaßt. Als Vorstufe dieser „persönlichen“ Darstellungen kann man Bilder betrachten, die nun schon seelische Stimmungen des Subjekts ausdrücken. So ist etwa (HBl, Mai 1970) der Kopf der Maria auf dem Vesperbild im Dominikanerinnenkloster Kirchberg, um 1480, ein ansprechendes Beispiel dieser Art. Nach Paracelsus (1493–1541) gründete sich die Signaturenlehre auf das signum, auf die Resonanz, mit der ein mit den „virtutes“, mit Feinstkräften Begabter auf alles Schwingen um ihn her ansprach und sich in Zahlen und Symbolen wesenhaft dargestellt fand. Auf solchem Weiterleben gründete das gotische Maßwerk. Dessen Schlüsselfiguren galten als Entwurfsplan und zugleich als Träger kosmischer Weisheit, die nach Zurücknahme der Figuren — heute würde man sagen: nach Abbruch des Baugerüsts — als Harmonie des Kunstwerks beglückten. Zugleich bestätigte sich, da man von der Konstruktionsfigur nichts mehr wußte, der Spruch: „Alles Maßwerk strebt ins Verborgene“ und, da alle gestalterische Möglichkeit schon in der Grundfigur lag, „Werde, der du bist!“ Diesem Prinzip konnte man auch beim „Goldenen Schnitt“ begegnen, dessen stetiges Teilungsverhältnis 618 : 1000 ist.

Für Dürer hörte das Maßwerkdenken aus Urbildern auf, denn er schrieb: „die kunst der messung ist der rechte grund aller malerei“, oder: „durch die geometrie magest du viel beweisen“ oder gar: der nutz ist ein teil der schönheit; heute würde man sagen „das vollendet Zweckmäßige ist das vollendet Schöne“. Dürer erkannte aber auch: „under dem messen mit zirckel und richtscheit darf das natürlich nit leiden, denn durch das maß von außen ist nit zu messen, was sich im innern der menschen abspiegelt.“ Wie sehr das Außen als dekorativer Ballast das Innen relativieren kann, zeigt etwa (HBl, Mai 1969) das reiche Faltenwerk bei der spätgotischen Plastik „Hl. Wendelin“ der Kapelle in Tanneck. Grundsätzlich ging in der Dürerzeit die Entwicklung von Metaphysischen zum Rationalen: „was wir wissen möchten, ist, wi die rechte maß wär und kain andre“. Und: „die schönheit, was das ist, das weiß ich nit; (doch) sollen wir darumb ganz von unserem lernen lassen?“

Schon der Sophist Protagoras (um 440 v. Chr.) hatte darauf hingewiesen, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei. Und dieser homo-mensura-Satz gilt trotz oder wegen aller modernen Errungenschaften noch heute. Der Mensch, in der Grenzwelt des Mikro- und Teleskops, hat gewaltigere Weltinhalte zu interpretieren; Raum und Raumfahrt entsprechen nicht menschlicher Proportion. Und doch gilt es hier einen spezifisch menschlichen Standpunkt zu wahren, denn es blieb die uralte Auseinandersetzung mit dem Numinosen und Dämonischen. Bezüglich der Kunst auch im

Sinn von Technik hatte schon Dürer erkannt: „erlernte Kunst ist noch mit der gesammelten Schatz des Geistes.“ Kommen noch Gemütswerte hinzu, dann ist dem Künstler, der wie Dürer „inwendig voller Figur“ und voller sittlicher Postulate ist, nicht

nur durch die Perspektivregeln des Nürnberger Meisters „ein Fenster in den Raum aufgestoßen“: Aus menschlicher Proportion ist dann „das rechte Maß“ für das Menschenbild des *civis mundi*, des Allbürgers geworden.

Von der Herkunft unserer Gemüsepflanzen

Von Hans-Dieter Stoffler

Hand in Hand mit der römischen Besiedlung und dann auch mit der Ausbreitung des Christentums ging in Deutschland die Verbreitung neuer Kulturgewächse. Schon vor dieser Invasion römischer Kulturpflanzen war die Erbse in Deutschland bekannt, die schon von den Pfahlbauern am Feder- und Bodensee gegessen wurden. Auch der Kohl (*Brassica oleracea*) ist frühzeitig nach Deutschland gekommen. Man vermutet, daß er im Mittelmeergebiet durch Kultur aus wilden *Brassica*-Arten entstanden ist und von dort schon vor der Eroberung Galliens durch die Römer zu den Kelten und Germanen kam.

Die Griechen und Römer kannten schon verschiedene Sorten von Kohl, doch scheint ihnen der Kopfkohl unbekannt gewesen zu sein. So haben z. B. bei Philemon und Baucis die Götter Jupiter und Hermes Kohl vorgeschickt bekommen, der mit Speck gekocht war. Der Kopfkohl wird zum ersten Mal in der *Physika* der heiligen Hildegard (12. Jahrhundert) erwähnt. Dagegen wird der Kohlrabi schon im „Capitulare“ Ludwigs des Frommen genannt. Im 16. Jahrhundert treten neue Spielarten auf, wie der Blumenkohl, der zuerst in Südeuropa gezüchtet wurde. Eine ganz junge Rasse ist der Rosenkohl. Das Sauerkrautverfahren war im Altertum unbekannt. Es ist eine Erfindung der Slawen, von denen es während des Mittelalters nach Deutschland kam. Wie vom Kohl kannten die Alten auch vom Salat (*Lactuca sativa*) schon verschiedene Sorten. Doch waren auch diese wie die Kohlrassen kopfflos. Auch die Endivie und die Kresse erhielten wir aus dem römischen Garten. Sicher wurden sie auch schon in den römischen Gutshöfen unserer Gegend um 100 bis 250 n. Chr. gepflanzt. Als Würzpflanze spielt die Zwiebel in unserer Küche eine nicht unerhebliche Rolle. Doch würden wir ihr kaum so sehr nachtrauern, wie es die Juden beim Auszug ins gelobte Land taten: „Wir gedenken der Fische, die wir in Ägypten umsonst aßen, und der Kürbisse, Melonen, Lauchs, Zwiebeln und Knoblauchs“. Die wichtigste unter den kultivierten Zwiebelarten ist die Sommerzwiebel oder gemeine Zwiebel (*Allium Cepa*), deren Heimat wohl das innere Asiens ist. Nach Deutschland kam sie im frühen Mittelalter aus Italien. Durch Kreuzfahrer wurde die Schalotte (*Allium Ascalonicum*) eingeführt, die nach der Stadt Ascalon in Palästina benannt ist.

Über die Herkunft des Rettichs (*Raphanus sativus*) ist noch nichts sicheres bekannt. Einige nehmen an, er stamme von einer noch unentdeckten oder ausgestorbenen Wildpflanze ab, andere glauben, er sei aus dem bei uns häufigen Hederich (*Raphanus raganistrum*) entstanden. Tatsache ist jedenfalls, daß der Rettich schon sehr früh in Indien, China, Japan, Ägypten, Griechenland und Italien kultiviert wurde. Nach Deutschland brachten ihn schon die Römer. Von Osten her erhielten wir den Meerrettich (*Nasturtium arvense*). Diese im östlichen Europa und westlichen Asien heimische Kulturpflanze wird erstmals bei der hl. Hildegard (12. Jahrhundert) erwähnt.

Vielseitig ist die Verwendbarkeit der Runkelrübe (*Beta vulgaris*). Feldmäßig wird sie als Zuckerrübe usw. angebaut, als rote Rübe (Rane) und Mangold hat sie für die Küche Bedeutung. Die Stammpflanze der unter der Bezeichnung *Beta vulgaris* zusammengefaßten Kulturrassen ist die am Mittelmeer heimische *Beta maritima*. Schon im alten Griechenland und Rom wurde die Pflanze der Wurzeln und Blätter (Mangold) wegen angebaut. Mit anderen, jetzt nicht mehr gebauten Spinatpflanzen, wird der Mangold im *Capitulare Ludwigs des Frommen* erwähnt. Unbekannt war dagegen im griechisch-römischen Altertum und zu Beginn des Mittelalters in Deutschland der Spinat (*Spinacia oleracea*). Dieser ist wohl im Orient heimisch und wurde von den Arabern nach Spanien gebracht, von wo aus er sich dann allmählich über ganz Europa verbreitete.

Andreas Mattioli beschrieb in seinem Kommentar zum Dioskorides als erster die Schwarzwurzel. Diese war zunächst hauptsächlich Heilmittel gegen den Schlangenbiß, doch wird von ihm die Wurzel auch schon als süß und lieblich im Geschmack erwähnt.

Schon im frühen Altertum wurden Gurken angepflanzt. In Ägypten fand man Gurken als Grabbeigaben des Mittleren Reichs ungefähr 2000 v. Chr.

Auch in Griechenland und Italien bürgerte sich die Kultur der Gurke schon ziemlich früh ein. Der Sommer 1978 hat den kälteempfindlichen Pflanzen bei uns weniger behagt als den Zucchini, gurkenähnliche Speisekürbisse, die in den Alpenländern der Schweiz die Gurken ersetzen. Neben den Gurken und Melonen wollte auch schon Ludwig der Fromme Kürbisse in seinen Gärten angebaut wissen. Darunter ist aber nicht unser Kürbis (*Cucurbita pepo*) zu verstehen, sondern der in Vorder-

indien heimische Flaschenkürbis, die einzige Kürbisart, die die Alten kannten (*Cucurbita lagenaria*). Die echten Kürbisse dagegen stammen aus Amerika, wo schon lange vor der Entdeckung durch die Europäer verschiedene Arten von den Eingeborenen kultiviert wurden. Im 16. Jahrhundert kam der gemeine Kürbis nach Europa. Ähnlich steht es mit der Bohnenkultur. Auch hier wurde im Mittelalter eine andere Bohne (*Dolichos melanopthalmus*) angebaut. Die Gartenbohne dagegen die wir heute als Stangen- oder Buschbohne in vielen Spielarten kultivieren, ist in Südamerika heimisch und wurde in einem großen Teil Amerikas schon vor der Ankunft der Europäer angebaut (*Phaseolus vulgaris*).

Im 16. Jahrhundert wurde die Gartenbohne und die ebenfalls aus Südamerika stammende Feuerbohne in Europa eingeführt. Die amerikanischen Bohnen verdrängten dann allmählich überall die empfindlicheren *Dolichos*-Bohnen. Weniger empfindlich ist die heute überall feldmäßig angebaute Saubohne, die auch als Ackerbohne, Puffbohne oder Pferdebohne bezeichnet wird und zu den ältesten Kulturpflanzen gehört. Als hervorragender Stickstoffsammler und wertvolles Kraftfutter seit dem Altertum geschätzt, bieten ihre Samen doch auch eine heute nur noch wenig bekannte Zukost, die Carl Friedrich von Rumohr in seinem *Kochbuch**) erwähnt. Er schreibt: „Die Saubohne wird jung gerade wie die Erbse behandelt und zugerichtet. Ausgewachsen, doch noch unreif, erfüllt sich die größere Art mit einem ungemünlichen Mehle. Man siede diese ausgewachsenen Saubohnen bis zum Aufspringen in reichlich gesalzenem Wasser, trockne sie in einem Tuch ab, richte sie an und gebe zerlassene Butter dazu. Im Verspeisen sauge man das Mehl aus der harten, durchaus unverdaulichen Haut und tunke dabei jede Bohne einzeln in die Butter. Doch wird klar sein, daß eine solche Schüssel nur für den Familientisch gehört.“ Doch damit verlassen wir bereits das Gebiet der Gartengewächse.

Wie die Bohne stammt auch die Tomate aus Südamerika (*Solanum lycopersicum*). Sie wurde im 16. Jahrhundert ähnlich wie die Kartoffel als Zierfrucht eingeführt. Erst vor ungefähr 60 Jahren begann sie bei uns als Nutzpflanze Bedeutung zu erhalten.

*) C. F. v. Rumohr, vom Geist der Kochkunst, 1832 neu herausgegeben in der Rhenania Buchhandlung.

Familiennamen in und um Rosenfeld

Von Walburg Tafel, Siegen

(Fortsetzung)

Im 13. und 14. Jahrhundert finden wir immer mehr Urkunden — ganz offensichtlich werden immer mehr Geschäfte getätigt und immer mehr Leute können lesen und schreiben — daher wissen wir auch über die Art der Familiennamen schon einiges, und es ist interessant, daß in alten Rosenfelder Urkunden die Familiennamen durchaus nicht fest sind. So wird ein und derselbe Mann in der Musterungsliste von 1558 als Leonhard Metzger, zwei Jahre später Leonhard Fendrich (Fährnich) bezeichnet. 1578 nennt er sich Leonhard Ieddelhäuser. Ein Jacob Schumacher dicitus (genannt) Beck, heißt bei der nächsten Eintragung nunmehr Jacob Beck. Man sieht, daß die Familiennamen lange Zeit

nicht fest waren, was sie genealogischen Studien ungeheuer erschweren kann. Im weltlichen Lagerbuch aus dem Jahr 1524 finde ich unter dem 28. Juli folgende Namen: Conrad Schmid, Hans-Steffan Krug, Ludwig Werner, Bastion Tafler, Conrad Zimmermann, Martin Alt, Simon Beck, Bernhard Schumacher, Augustin Weber, Michael Scheerer, Michael Mantz, Schmid oder Schmied (t) ist ein uralter Berufsname, die Wurzel des Wortes bedeutet „in hartem Stoff künstlerisch arbeiten“. Auch Zimmermann ist eine Berufsbezeichnung (althochdeutsch = zimbarari), ebenso sind Beck, Schu(h)macher, Weber und Scheerer Berufsbezeichnungen. 1270 heißt es: „Roudolf comes de Tuwingen dicitus

Scherarius". Das heißt: „mehrere Tübinger Pfalzgrafen hatten den Beinamen Scheerer". Dieses Wort kommt von mittelhochdeutsch „scheraere" = Barbier (nur selten Tuchscherer). Der Familienname **Manz** ist die Kurzform des Vornamens Mangold. **Manz** gibt es schon um 1300. **Alt** = bezeichnet immer den Senior. Dieser Familiennamen ist schon 1222 aktenkundig. **Krug** ist eine Berufsbezeichnung. Im Ostdeutschen kann es ein Schankwirt, im oberdeutschen aber ist es immer ein wandernder Krughändler. Jetzt fehlt noch der Familienname **Werner**, der aus dem Vornamen entstanden ist. In der alten Form schrieb man oft Wernher. Im folgenden einen Ausschnitt aus dem geistlichen Lagerbuch von 1558. In unser modernes Deutsch übersetzt heißt es: „Isingen, die Pfarrei Rosenfeld. Ablösbare Hellerzinsen (Abgaben) auf Sankt Ulrichstag (4. Juli) fällig. Jacob **Knell** (durchgestrichen Simon **Schumacher**) zahlt eine jährliche Abgabe aus nachgeschriebenen Stücken und Gütern einen Gulden, vier Kreuzer guter, dieses Landes Währung. Item (ferner) Rauchgeld (Haussteuer) 1 Pfund 13 Schilling 4 Heller", der dann weitergeht „nämlich, aus zwei Mannsmahd Wiesen in Buechhalden, die zwischen Hans **Tafels** und den Erben von Jörg **Fischers** Wiese gelegen sind und die vorne anstoßen an Sankt Nikolaus Garten (Garten der Kaplanei-Pfründe Sankt Nikolaus) und hinten an Bernhard **Schuhmachers** Wiese, und dann aus einem Jauchert Acker der im Papenriech zwischen seinem eigenen anderen Acker und Hans **Schöntags** Acker gelegen ist". Namenserkklärungen: **Knell** ist ein Spitzname und kommt aus dem mittelhochdeutschen „knellen" = Krach machen. Bei **Fischer**, ganz gleich, ob es mit F oder mit V geschrieben steht, tun wir uns leicht, genauso wie bei **Müller** oder **Miller**. **Tafel** oder **Tafler** ist ein Örtlichkeitsname und wird 1354 als Ratsherr in Villingen erwähnt. Schwer zu erklären ist der Name **Schöntag**. Genau wie **Ostertag** muß er mit dem Tag der Geburt zusammenhängen. Im folgenden nun eine kleine Liste von Namen, die mir rund um „Groß-Rosenfeld" auffielen.

Beuth (n) er ist eine alte Berufsbezeichnung, nämlich Imker. **Beuthler** oder **Beutler** dagegen ist der Mann, der aus Leder den im Mittelalter so wichtigen Beutel nähen konnte.

Bippus ist ein alemannischer Spitzname und heißt „der Kleine". Bei der Erklärung des Namens **Blocher** sind sich die Gelehrten uneins. Die einen meinen, es sei ein Örtlichkeitsnamen, die anderen, es komme von „Block" und der Blocher müsse eine Art Gefangenenaufseher gewesen sein. Der in Leidringen vorkommende Name **Bommeler** soll Bäumler bedeuten: Bäumler, der Mann, der Bäume pflanzt.

Beißwenger oder **Beißwänger** ist ein Örtlichkeitsname, mhd. heißt der Zuchteber „biße". „Wang" ist das alte Wort für einen Hang.

Dannecker ist ein Ortsnamen (Tanneck bei Obernheim). Schon 1379 ist ein Dannecker Zunftmeister in Rottweil.

Etter, kann von mhd. „eter", das ist der Grenzzaun, kommen. Viel wahrscheinlicher ist die Deutung „etter" = vertrauliche Anrede (Vetter).

Elsenhans ist der Sohn der Frau Else. Hier gab also die Mutter den Namen.

Gallus. Dieser Familiennamen entstand aus einem christlichen Taufnamen.

Gehring, **Gering**, **Gühring** (mit ä, ö, ü) entstand aus dem alten germanischen Vornamen Gerung.

Hämmerle = Spitznamen für einen Schmied.

Heller ist ein Mann, der aus Hall stammt.

Hölle. Dieser Name bezeichnet eine Flur und zwar eine tiefe, waldige Schlucht.

Hummel ist ein Spitznamen, aber nicht

ein von Blume zu Blume fliegender, sondern ein brummiger Mensch.

Kopf: Das schicksalreiche Wort Kopf ist in der namengebenden Zeit zunächst noch als „Trinkgefäß" zu verstehen.

Keck ist ein ehrender Spitzname, er bedeutet der Lebhaftige, Entschlossene, Uner-schrockene. Der tadelnde Nebensinn, der heute in „keck" liegt, ist sehr jung. Übrigens der gleiche Vorgang wie bei „frech", was mutig, lebhaft, kühn bedeutet.

Knebel = alte und verbreitete Schelte, ursprünglich ein Knüppel, der im Strafvollzug eine Rolle spielte. Flegel, Bengel, Klotz (1292 Henricus dictus (genannt) Knebyl aus Bretzingen).

Lorer oder **Lohrer** ist eine Berufsbezeichnung. Es waren die Männer, die das Leder in großen Lohgruben gerbten. Auch die Familiennamen Lohr oder Löhrrer gehören dazu.

Für **Meier**, **Maier**, **Mayer** oder **Meyer** gibt es nur eine Erklärung: der Mayer war der Größere, der Höhere. Die merowingischen Franken übernahmen im 5. Jahrhundert aus galloromanischem Munde die Amtsbezeichnung Mayor. Im althochdeutschen wird daraus meior, im mittelhochdeutschen Meier. Vom 12. Jahrhundert an ist der Meier, besonders im schwäb.-alemannischen Raum, ein grundherrlicher Beamter, der die Aufsicht über die Bewirtschaftung der Hofgüter führt.

Mohl bedeutet dicker, unfreundlicher Mensch.

Mauthe und **Müller** sind Berufe. Der eine war Zöllner, der andere Besitzer einer

Mühle, und deren gab es in alten Zeiten unendlich viele.

Öhrlin, das war in der namensgebenden Zeit ein Mann mit kleinen Ohren.

Ruof(f) oder Ruf ist die Kurzform des Vornamens Rudolf.

Sauter, alem. Sutter, altverbreiteter und vielformiger Berufsname. Mhd. = „sü-ter", lateinisch sutor, „suere" heißt: flicken, nähen.

Der erste **Schlotter** war entweder ein Schlosser oder, wie andere Sprachwissenschaftler sagen, ein Mensch mit unfester Haltung.

Stoll war ein derb-kräftiger, etwas ungefügter Geselle. All dies liegt im mhd. Wort „stolle" drin.

Auch **Stotz** ist ein Spitznamen und kommt vom mittelhochdeutschen „stotze", das heißt: Klotz, vierschrotiger Mensch.

Wille ist ein Familiennamen, der aus einem germanischen Vornamen abgekürzt wurde: vielleicht war es Willehalm, Willehart oder Willebrant.

Anmerkungen:

- 1 Haustierte waren damals sehr viel kleiner als heute
- 2 „Leidringen" von Lechler
- 3 „Heimatbuch" von Kapf
- 4 „Familie T. in Rosenfeld" von Heintzeler
- 5 Geistliches Lagerbuch im Hauptstaatsarchiv Stuttgart
- 6 Alle Namenserkklärungen aus dem Etymologischen Wörterbuch der Deutschen Familiennamen von Brechenmacher

Weinbau im Eyachgebiet

Von Fritz Scheerer

Heute liegen die Weinberge Württembergs an den steilen Sommerhalden der Keuperberge oder auf den Muschelkalkterrassen des Unterlandes und steigen selten über 400 m Meereshöhe hinauf, beschränken sich ganz auf die wärmsten Landesteile. Hier werden dann Weine erzeugt, die Namen und Ruf haben, die uns kein Fest versauern. Früher war aber der Weinbau weiter ausgedehnt, als seiner Natur und unserer Landschaft entspricht. Es scheint uns heute kaum glaubhaft, aber ist historisch erwiesen: bei Balingen und im Eyachtal wurde früher Wein gebaut. Von vielen Gemeinden des Eyachgebietes ist Weinbau bezeugt, so u. a. von Frommern, Endingen, Bronnhaupten, Ostdorf, Gruol, vom Kleinen Heuberg. Nicht nur im Wohngarten liebte man in den Lauben nach dem Vorbild der italienischen Pergola die großblättrigen Reben und an der Sommerseite der Hauswand die Kammerz mit südlichen Früchten, sondern auch an den Südhängen unserer Gegend waren ganze Morgen Weinberge angelegt. Weinberghäuschen schimmerten weißgetüncht aus dem hellen Grün der warmen Abhänge weit ins Land hinaus. Staffelfurche und Mauerchen zur Stütze der aufgeschütteten Terrassen, die heute noch teilweise feststellbar sind, hielten den Erdboden. Steile Wege mit Staffeln führten den Hang hinauf. Hier lebte, schaffte und sorgte der „Wengerter", dessen Arbeit hart, dessen Brot unsicher war. Immer und täglich drohten ihm die Gefahren und Gewalten der Natur. Freude und Stolz war aber in seinen Augen, wenn die gefüllten Butten und Zuber zur Kelter getragen oder gefahren wurden, wo man mit den großen Steinen in den Trögen sein eigenes Gewächs raspelte. Fiel die Ernte gut aus, so gab man willig den Weizennten oder die Urbarzinsen an die Herrschaft.

Weinbau im Eyachgebiet wird schon um 1200 für **Frommern** erwähnt (Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, S. 751). Bereits

zu dieser Zeit bestanden feste Weinfuhren von Frommern nach Radolfzell, was eine Kelter in Frommern voraussetzt. Die dortigen Weinberge werden jedoch erst 1366 genannt. Durch das Kloster St. Gallen, das in Frommern seit 793 Besitz hatte und neben der Galluskirche einen Fronhof und eine Mühle einrichtete, muß eine bestimmte Ordnung für die Fronen in den Weinbergen aufgestellt worden sein.

Die Weingärten dürften ursprünglich mehr als 20 Morgen eingenommen haben. Sie lagen an der Grenze gegen Balingen über dem rechten Eyachufer an den warmen Schieferhalden des Posidonienschiefers. Heute noch wird dieser Flurteil „Weinbergle" genannt (in 540–580 m Meereshöhe) und sind sehr deutlich die einstigen Weinbergterrassen sichtbar, wenn auch später Hopfenanlagen an ihre Stelle traten und nun Gärten mit Johannisbeeren und Obstbäumen tragen. Hier hat sich der Weinbau dank der Unterstützung durch den Landesherrn am längsten gehalten. Die Ostdorfer mußten aus ihrem Walde Withau die Pfähle geben, die Engstlatte sie in Fron nach Frommern bringen und andere Gemeinden mußten die Weinberge zu Frommern misten. 1652 waren es noch 14 Morgen, 1732 neun Morgen und 1880 noch etwa sechs Morgen. Die Kelter, die, nachdem die Balingen nicht mehr bestand (s. unten), neu errichtet worden war, wurde 1824 abgebrochen. Die „weißen Elblinge und blauen Klevner" wurden nicht mehr gekeltert, sondern die Trauben verkauft. Um 1900 wurde der Weinbau ganz aufgegeben. Die vielen Fehlherbste und die sinkenden Weinpreise versetzten ihm vollends den Todesstoß.

Bei **Balingen** ist bereits 1440 Weinbau nachgewiesen. Im Tal des Reichenbachs, wo an der heute mit schönen Obstbäumen bewachsenen „Vogts- oder Oberamtmanshalde" die Südhänge im Gegensatz zur sanfter geneigten „Burgenwand" in den tonigen Schichten des mittleren Schwarzjura

zum Hangenwald steil ansteigen, wurde Wein gepflanzt. Am Heuberg sind im „Hohgäble“ und der „Hohen Staffel“ noch die alten Weinbergwege deutlich zu erkennen. Im „Engelestäl“ (Name von Angelika) stand der Engelinshof der St. Katharinenkaplanei, der an den steilen Südhängen Wein anbauen ließ. Nach der Reformation wurde dieser Hof zur Geistlichen Verwaltung eingezogen. 1525 wird berichtet, daß der Balingener Maler Joseph Weiß aus „seinem wingert an Gallenhalden“ zinst und im Lagerbuch von 1565 heißt es: „Joseph, maler, zinst jehrlichen usser seinem wingarten in Engelestäl . . . zehn schilling heller“.

In die herrschaftliche Kelter zu Balingen wurden alle Balingen, Endinger und Frommerner Weinberge gebannt. Nur ein Balingener Weingärtner hatte eine eigene Kelter. Die Kelter stand in der Nähe der Zehntscheuer. Im Lagerbuch von 1624 ist sie aufgeführt, während im Lagerbuch von 1688 nächst der Zehntscheuer eine Hofstatt erwähnt wird, so ein Garten gewesen, „worauf Anno 1570 anstatt der damals abgebrochenen alten Kelter“ eine neue erbaut worden war. Diese fiel am 5. August 1672 wie 189 Gebäude, darunter auch der herzogliche Fruchtkasten und das Reiterhaus, einem Brand zum Opfer. Zum Wiederaufbau der Stadt schickte der Herzog wohl seinen Baumeister Matthias Weiß. Doch die Kelter wurde nicht mehr aufgebaut. Vermutlich ist Weinbau während des Dreißigjährigen Krieges kaum betrieben worden. 1652 berichtete der Unterzogt, daß es keine Weinberge mehr gebe außer in Frommern. Die etwa neun Morgen Balingener Weinberge sind auch im Lagerbuch von 1688 nicht mehr aufgeführt.

Die Weinberge wurden nun meist als Gärten genützt. Auch der Umstand, daß die Bewohner der sieben Flecken Ostdorf, Engstlatt, Heselwangen, Erzingen, Weilheim, Frommern und halb Dürrwangen, die für Bauten am Schloß und andern herrschaftlichen Gebäuden Holz, Steine, Kalk usw. zu liefern verpflichtet waren, u.a. dem Obervogt jedes Jahr ein Fuder (sechs Eimer) Besoldungswein zu Tübingen oder andern Orten holen und in das Schloß bringen mußten, dürfte beweisen, daß in Balingen kein trinkbarer Wein mehr wuchs oder mindestens der Balingener Wein nicht der beste war. Nach dem Dreißigjährigen Krieg war der Weinbau in Balingen erloschen.

Auch für Heselwangen wird in den Lagerbüchern des 17. Jahrhunderts nichts mehr von Weinbau erwähnt. In der geschützten Talnische unter dem Goldersberg läßt der bereits 1565 genannte Flurname „Ob den Weinbergen“ einstigen Weinbau vermuten. Heute stoßen hier die obersten Wiesen an das „Paradies“, dessen bewaldete Steilhänge zur Braunjurastufe zwischen Goldersberg und Höchst hinaufziehen. Ein reizender Talschluß mit idyllischem Namen, der sich für die damalige Zeit für den Weinbau eignete. Doch der Weinbau muß auch hier bald eingegangen sein.

Im 15. Jahrhundert muß der Weinbau im geschützten Endinger „Schnellental“ (Name zu mhd. snal für Stellen, wo das Wasser jäh abstürzt) ziemlich beträchtlich gewesen sein, denn die Herren von Falkenstein bezogen 1422 als Vogtrecht „2 $\frac{1}{2}$ Som Weins“ von einem hiesigen Hof und Graf Konrad von Tübingen stiftete 1449 vier Saum

Weingeld aus einem Endinger Zehnten, für den Weinzehnten abgegeben wurden (KBSchr. Bd. II S. 297). Demnach wurden mindestens 40 Saum (ein Rosenfelder Saum = 84 Liter) gewonnen, wahrscheinlich aber mehr. Noch 1508 wurde der Weinbau betrieben (WR 6385).

Zu Erlaheim lag ein Weinberg 1610 am Eichberg (619 m), den heute die St. Josefskapelle schmückt. Die Gemeinde führte von dieser Weingartenhalde einen Zins an Kallenberg ab. 1624 wurde der Weinberg aufgegeben und in Gärten umgewandelt.

Von Bronnhaupten wird im Lagerbuch von 1564 das Weingärtnergut erwähnt. In Geislingen werden 1490 Weingärten und Weingülden genannt. Aber schon 1580 waren einige Weingärten mit Obstbäumen bepflanzt. Der letzte Weingarten mit zehn bis 20 Morgen wurde 1690 in Gartenland umgewandelt (Stauffenbergisches Zinsbuch).

Bereits 1391 und 1429 werden zu Bubenhofen (abg. im Stunzachtal bei der Wirtenschaft „Zur Burg“) Weinberge bezeugt. Da diese um 1550 unbestritten zum österreichischen Territorium gehörten, legten die Binsdorfer um 1554 auf ihrem Bubenhofer Teil weitere Weingärten an (etwa 40 Morgen) und bauten dazu die 1555 erwähnte Kelter, deren Hoheit Österreich beanspruchte. Auf dem „Rebweinberg“ nordwestlich des Keimbachs wurde bis zum Dreißigjährigen Krieg Weinbau betrieben. Man feierte in Binsdorf noch 1625 ein Urbansfest mit einer Prozession durch die Weinberge.

Von den drei Rosenfelder Zelgen „Kronbachsteig“ und „Hohegart“ lag die dritte „Ob den Weingärten“. Weinbau ist in Rosenfeld von 1470 bis 1786 nachgewiesen (letzter Überrest: Weingarten des Diakons). Ein nach Süden geneigter Abhang wird schon 1470 „Weingartenhalde“ genannt. Der Bach, der auf dem Gaderschen Plan von 1573 noch Winterbach heißt, wurde in Weingartenbach umbenannt. 1480 wurden an anderer Stelle auch Wiesen zu Weingärten gemacht.

In Isingen wurde Weinbau bis zum Ende des 19. Jahrhunderts betrieben; doch war er immer unbedeutend. Im Hangwald südlich des Süßenbachs (Nebenbach der Stunzacht) sind noch heute Reste von Weinbergmauern im Wald zu finden.

Von 1381 bis 1806 bestand in einem geschützten Seitentälchen der Stunzacht das Kloster Bernstein. Hier erinnert noch der Flurname „Weinberg“ an den einstigen Weinbau, den die Eremitenbrüder des 3. Ordens der Franziskaner betrieben. Auch hier sind noch deutlich die Weinbergstufen und kleine Mauerreste erkennbar. Durch ein Urbar (Lagerbuch der Herrschaft Haigerloch) von 1472, das 98 Blatt Papier umfaßt, sind wir vor allem über den Weinbau in Gruol im Bild. Die „fürstin und hochgeporn fruow fruow Mechthilt geborne pfalzgraffin by Rine und von gottes gnaden erchherzogin zuo Oestrich etc., min genedige fruow, (die) Hayerloch innhaut“, war die treibende Kraft, die die Besitzverhältnisse erfahren wollte.

Nordwestlich des Ortes Gruol unter dem „Withau“ findet sich der Flurname „Weinberghalde“ für einen Südhang in einer Meereshöhe von 490 bis 563 m. Auf Gruoler Markung besaß die Herrschaft 1472 etwa sieben Morgen in „gesthalde“. Die Weingärten mögen wohl erst kurz vorher angelegt worden sein, denn in einem Rodel (Zinsbuch) von 1458 werden sie nicht erwähnt. Nach Elmar Blessing („Stadt und Herrschaft Haigerloch im Mittelalter“, 1974) weisen auch die den Weinbau betreffenden Bestimmungen auf eine Neuanlage hin, denn jeder Besitzer hat einen halben Morgen Weingarten, von dem er einen Kübel voll Trauben, „wan win wechst“, dem Oberamtman abliefern muß. Zu jedem halben Morgen soll man fünf Karren Mist führen und sollen zu jeglichem halben

Morgen 30 Gruben gemacht werden „und 100 Stock darin setzen und die mayer holtz, müst und pfel hinuß furen und jeglich 2 tagwerck beziehen“.

Weingärten in Gruol lassen sich schon im 14. Jahrhundert nachweisen. Die der Herrschaft unterstehenden Weingärtner, die $\frac{1}{2}$ Morgen bebauen, werden 1472 namentlich aufgeführt: Otlin von Gruob ($\frac{1}{2}$ Morgen, lit an den von Killberg), Hanns Wingarter, des schützen tochtermann, Conrad Schütz, Conrad Seffbruck, Hanns Kutzebach, Ulrich Knecht, Mayer von Gruob, Hanns Maiger, Auberlin Stiguff, Ludwig Schaffer, Peter, Syfferlin, Ulrich Knecht. Aus diesen Weingärten gaben die Obengenannten der Herrschaft ein Sechstel, ausgenommen die Weingärten, die daraus 5 B (Schilling) gaben.

Neben den herrschaftlichen Weingärten gab es 1472 in „grosthalden“ auch privaten Weinbergbesitz. 1718 war in Gruol eine ausgezeichnete Ernte, doch schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ging hier der Weinbau sehr stark zurück. Einen letzten Aufschwung nahm er nochmals um 1843, hörte aber dann bald darnach vollständig auf.

Das Urbar von 1472 nennt auf Weildorfer Markung acht Weingärten, deren Inhaber 4 h (Heller) bis 1 B „uß 1 wingart“ geben (Schmid, Konrad, Kopplin, Jacob Schmid, Hanns von Rotwil, Uolrich Schuchmacher, Enderiß Zimmerman, der schuolmaister und Jacob Werstan). Mathiß Müller von Haigerloch soll aus seinem Zehnt „an gesthalden“ dem Kirchherrn von Gruol 4 Viertel Wein jährlich Gült geben.

In der Kelter mit „1 bom“ „an grosthalden“ sollen die Weingärtner „drucken, die jetzt sind oder hernach gemacht werden, außgenomen der frowen von Killberg (Kirchberg) wingarten und den druckwin davon geben von 1 fuder vorlauf (Vorlauf) und druckwin 1 viertel wins, und ist 6 maß 1 viertel“ (Rodel 1458).

Im 15. Jahrhundert wird in der Unterstadt von Haigerloch eine Kelter genannt, deren genaue Lage aber nicht bekannt ist. Der Schultheiß Fulhaber besaß schon 1405 einen Weingarten. Ein anderer Weingarten wird in der Ow (Au) genannt. 1632 wurde Wein auf dem Schloßberg angebaut, der Ort heißt heute noch Weinberg. Der Haigerlocher Wein muß im Vergleich zum Gruoler Wein von besserer Qualität gewesen sein, wie aus einer Beschwerde des Fürsten Karl an den Rentmeister in Haigerloch hervorgeht, der ihm den „guten Schloßberger“ mit seinen „Spießgesellen verbankettiere“ und ihm (dem Fürsten) den sauren Gruoler geschickt habe (Hodler S. 852). Hanns Maiger von „Gruol“ gibt jährlich 5 B aus 1 Morgen „Wingarts, gelegen an greffthalden, stost uff die kelter, lit am baiden orten an der herrschaftberg“ (Urbar 1472).

Auf Weingärten weisen beim einstigen Dominikanerinnenkloster Kirchberg, das um 1230 gegründet wurde, ein Flurname „Weinberg“ und eine heute noch sichtbare staffelförmige Anlage hin, ebenso der Flurname „Weinberg“ nördlich Stetten (586 m). Auch in Ostdorf ist 1368 ein Weingarten verzeichnet (Zinsbuch der Balingener Pfarrkirche). In Dürrwangen wird 1531 ein Weingarten erwähnt.

Wir können zusammenfassend feststellen, daß von 1400 bis zum Dreißigjährigen Krieg sich im großen Ganzen im Eyachgebiet der Weinbau halten konnte. Doch war dieser Weinbau nie von großer Bedeutung. Nur in Gruol und Frommern war er ausgedehnter. Das Kloster St. Gallen gab die Frommerner Weinberge später an Bauern gegen ein Fünftel des Ertrags aus. Nachdem Frommern 1403 württembergisch geworden war, wurden die Kulturen württembergische Lehen. Der Landesherr erließ dann bald darnach eine Weinbergordnung (s. oben).

(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 25

30. Dezember 1978

Nr. 12

Glaubenskämpfe in acht Jahrhunderten Bärentaler wanderten in den Enzgau aus

von Kurt Wedler

Im Sommer 1720 kam eine seltsame Flüchtlingskolonne durch Balingen gezogen mit hochbeladenen Wagen, mit Männern, Frauen und Kindern. Sie kamen von Bärental über Nusplingen und Tieringen die Lochensteige herunter und fuhren von Balingen aus nach Norden weiter. Nicht kriegerische Ereignisse waren die Ursache dieses Aufbruchs, sondern die Intoleranz der Mitbewohner und der Obrigkeit bis hin zum österreichischen Hof, denn Bärental gehörte damals zu Vorderösterreich.

Tapfere, mutige Männer traten schon im 9. Jahrhundert gegen den Zerfall der Kirche auf, so etwa der Bischof Claudius von Turin (gest. 827), der unter dem Schutz Ludwigs des Frommen stand und deshalb der Verfolgung entging. Im 11. Jahrhundert war es Berengar von Tours. Als gebildeter Priester kämpfte er gegen das Dogma der Messe. Nach einer Kerkerhaft tritt er bis zu seinem Tode im Jahr 1088 weiter für das Evangelium.

Ein Schüler Berengars, Peter von Bruys, setzte sich ebenfalls gegen die Verweltlichung der Kirche und gegen den Aberglauben ein. Er endete für seine Überzeugung 1126 auf dem Scheiterhaufen. 1150 starb im Gefängnis der Mönch Heinrich von Cluny wegen seiner Verkündigung des reinen Evangeliums, und 1155 büßte der rechtsgelehrte Mönch und Schüler Abaelards, Arnold von Brescia, nach zehnjährigem Kampf gegen die verweltlichte römische Kurie mit dem Tod am Galgen in Rom. Schon vom 12. Jahrhundert an, also lange vor der lutherischen Reformation, gab es Glaubenskämpfe in Mittel- und Westeuropa und Reformatoren im großen und kleinen Stil. Da waren im 12. und 13. Jahrhundert in Südfrankreich und Oberitalien die Albigenser, eine Sekte, deren Zentrum die Stadt Albi nordöstlich von Toulouse war, ein durch den Beitritt vieler Adelsgeschlechter stark gewordener Zweig der Katharer, welche auch Anhänger im Rheinland und in England hatten. Sie stützten sich auf das Johannesevangelium, verwarfen das Alte Testament und lehnten die katholische Hierarchie, die Sakramente, Ehe und Eid ab. Der Teufel galt ihnen als Welterschöpfer und die Menschen-seelen als gefallene Engel. Der Kreuzzug gegen die Albigenser, bei dem über 60 000 Menschen oft auf grauenhafte Weise hingschlachtet wurden, dauerte bis 1330. Im 13. Jahrhundert schon sollen 20 Städte und 200 Dörfer vollkommen zerstört worden sein.

Auch ins 12. Jahrhundert geht die Bewegung der Waldenser zurück, als um 1175 der reiche Lyoneser Kaufmann Petrus Valdes (Waldus) seinen Besitz den Armen schenkte und Prediger eines Lebens in apostolischer Armut wurde. Die Waldenser



Bärental

wandten sich auch gegen die Lehrautorität der Kirche, gegen die Reliquien- und Heiligenverehrung, gegen Kriegsdienst, Todesstrafe, Zehnt und Ablass, und sie lehnten die Lehre vom Fegfeuer und die Fürbitte für Verstorbene ab. Ihre Lehre breitete sich außer in Frankreich auch in Deutschland, Böhmen, Polen, Ungarn, der Schweiz und in Unteritalien aus, sodaß sich die Kirche veranlaßt sah, inquisitorisch einzugreifen. Verfolgungen, Vertreibungen und die fast dreißig Waldenserkriege mit grausamem Himmorden konnten die mutigen und an ihrem Glauben treu festhaltenden Waldenser nicht ausrotten. Es soll später nochmal auf sie eingegangen werden.

Im 14. Jahrhundert trat John Wicliff, Prof. der Theologie in Oxford als Widersacher der katholischen Lehre auf. Er war Gegner der Oberherrschaft des Papstes, der Transsubstantiation, der priesterlichen Schlüsselgewalt, der Ohrenbeichte, des Zölibats und des Mönchstums; die Heilige Schrift war ihm alleinige Autorität. Beeinflußt von seiner Lehre waren im 15. Jahrhundert Johannes Huß und seine Anhänger. Die Verbrennung von Huß auf dem Konzil zu Konstanz im Jahr 1415 und die nachfolgenden Hussitenkriege dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Ebenso allgemein bekannt sind die im 16. Jahrhundert folgende Reformation durch Luther, Calvin und Zwingli und die damit in Verbindung stehenden Glaubenskämpfe des Schmalkaldischen und des 30jährigen Krieges.

Nicht vergessen darf man in diesem Zusammenhang die Hugenotten, wie man die französischen Protestanten seit 1560 abfällig benannte. Der Name kommt von „huguenot“ = schlechte Münze. Ein sechstel der französischen Bevölkerung soll sich nach der geheimen reformierten Synode in Paris im Jahr 1559 der Reformation zugewandt haben. Als immer mehr Franzosen, auch aus dem Adel (de Bourbon, de Condé, d'Albert, de Coligny u. a.) übertraten, wurden die Hugenottenkriege geführt — über zehn an der Zahl. Ein Schandfleck in der französischen Geschichte ist die hinterhältige Tat der „Bartholomäusnacht“ von 1572, in der viele protestantische Adlige und ihre Anhänger umgebracht wurden. Wegen der Aufhebung des Ediktes von Nantes von 1598, das ihnen Glaubensfreiheit zusagte, durch das Edikt von Fontainebleau von 1685 unter Ludwig XIV., entschlossen sich viele Hugenotten, trotz starker Bedrohung, auszuwandern. Es waren über 200 000 Protestanten, die sich in der Schweiz, den Niederlanden, in England und Deutschland niederließen. Vor allem der Große Kurfürst förderte die Ansiedlung durch sein Edikt von Potsdam 1685. In Berlin war um 1700 jeder dritte Einwohner ein Hugenotte. In vielen Städten gab es Kolonien mit eigenen französisch-reformierten Kirchen, in Berlin sogar ein französisches Gymnasium. In Erlangen wurde 1686 eine Hugenottensiedlung angelegt.

Auch Wallonen, die unter dem Druck der Verfolgungen Albas auswanderten, gründeten im 16. Jahrhundert in England

und Deutschland reformierte Gemeinden. Und schließlich sind die Salzburger Emigranten zu erwähnen, die 1731 von Erzbischof Leopold Anton aus dem Bistum vertrieben wurden. 20 000 evangelische Salzburger mußten noch im 18. Jahrhundert ihres Glaubens wegen ihre Heimat verlassen. 14 000 von ihnen siedelte Friedrich Wilhelm I. in Ostpreußen an, andere wanderten sogar nach Nordamerika aus.

Was sich in dieser Zeit des religiösen Fanatismus und der Intoleranz bis ins 18. Jahrhundert und teilweise bis ins 19. Jahrhundert hinein trotz der „Aufklärung“ im großen abspielte, das hat sich im kleinen Raum und in geringer Personenzahl in Bärental zugetragen. Aber es berührt uns dieses Geschehen ebenso stark, nicht nur wegen der räumlichen Nähe, denn das Schicksal des Einzelnen oder Weniger kann ebenso tragisch sein wie das Vieler. Die

fünf, dem alten Glauben treu zu bleiben, während Beck und einer seiner Genossen sich nicht von ihrer Überzeugung abbringen ließen. Daraufhin wurden die beiden am 9. Juli 1719 nach Wien ins Gefängnis gebracht.

Aus Angst vor Verfolgung flüchteten schließlich 40 Bärentaler Bürger zu Pastor Ulrich nach Zürich. Mit seiner Hilfe gelang es, Verbindung mit dem König von Preußen und dem Herzog von Württemberg aufzunehmen und sie um Hilfe zu bitten. Dann schalteten sich auch noch die Gesandten von England, Preußen und Württemberg in Wien ein und erreichten, daß die beiden Gefangenen am 6. April 1720 aus ihrer Haft freikamen mit der Einschränkung, daß sie auf allerhöchsten kaiserlichen Befehl „für ewige Zeiten aus den österreichischen Erblanden verbannt“ seien. Herzog Eberhard Ludwig von Würt-

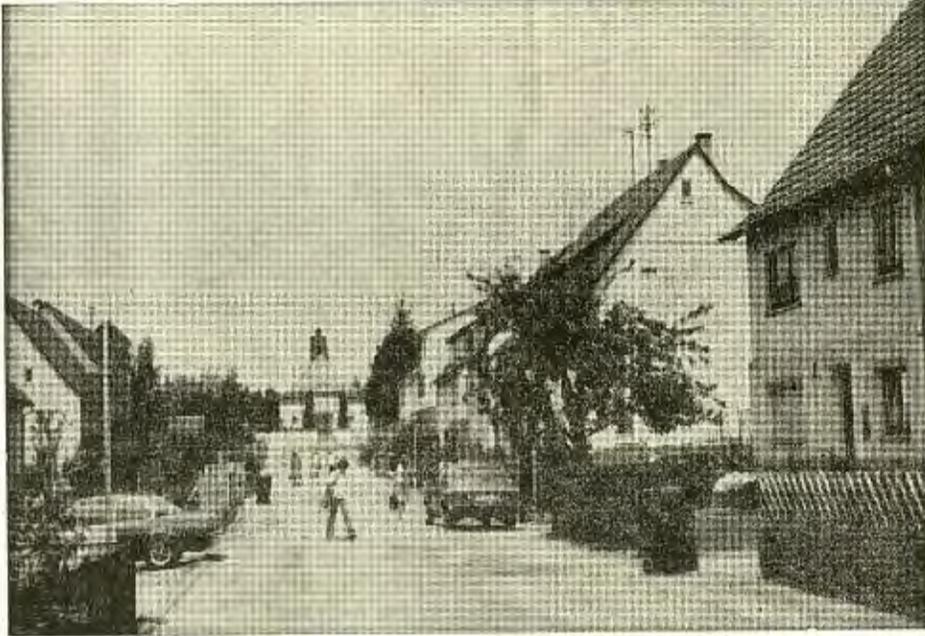
temberg, dessen Land schon seit der Reformation evangelisch war, bot den Bärentaler Glaubensgenossen Land und Siedlungsplatz in Mönshausen im Oberamt Leonberg an. So kam es zu dem Auszug von rund 70 Bewohnern in Bärental. Der angewiesene Platz in der Gemeinde Mönshausen wurde ihnen aber bald zu klein, so daß sie Ausschau hielten nach einer besse-

ren Entwicklungsmöglichkeit, die sie dann auch etwa sechs Kilometer nordwestlich, in der Nähe von Wurmberg, fanden. Hier gründeten sie um 1725 den Weiler Neubärental, der inzwischen beinahe auf dieselbe Einwohnerzahl angewachsen ist wie der Heimatort selbst im Bärental (rund 500 Einwohner). Das schmucke, planmäßig angelegte Dörfchen, das zu Wurmberg eingemeindet ist, liegt am Ostabhang des Kirnbachtales, einem Nebenflüßchen der Enz.

Neubärental liegt auch im Raum der Waldensergemeinden, die zwischen Maulbronn, Calw und Leonberg von 1699 an entstanden. Auch in Neubärental wurden Waldenser aufgenommen, die ein ungleich schwereres Schicksal hinter sich hatten als die Bärentaler. Einige dieser Ereignisse sollen angedeutet werden. Am Weihnachtsabend 1400 wurden sie in Piemont, wohin sie sich zurückgezogen hatten, von römischen Söldnern überfallen. Auf der Flucht eingeholt, sind viele niedergemacht worden, andere verirrt sich und erfroren im Schnee, darunter über 80 Kinder. — Im Jahr 1559 mußten sie neue Leiden ertragen. 6000 savoyische Soldaten drangen im Auftrag ihres Herzogs mit rücksichtsloser Gewalt in die Täler der kottischen Alpen im Piemont ein und verübten abscheuliche Greuelthaten: manche Waldenser wurden lebend auf spitze Pfähle aufgespießt, andere wurde der Leib aufgeschlitzt, oder sie wurden auf dem Scheiterhaufen verbrannt, im Bach ertränkt oder als Galeerensträflinge lebenslang verurteilt. — In Apulien und Kalabrien sind die Waldensergemeinden von der Inquisition vollkommen ausgerottet worden.

Das Schlimmste hatten die Waldenser im Piemont an Ostern 1655 zu erleiden. Herzog Karl Emanuel II. von Piemont, der seit 1648 das Land regierte, beauftragte den Marquis von Pianezza, mit 15 000 Mann in die Alpentäler zu ziehen, um angeblich die Grenze nach Frankreich zu schützen. Die Waldenser gewährten ihnen ahnungslos Quartier. Auf ein verabredetes Zeichen machten die Soldaten am Ostertag ihre Gastgeber rücksichtslos nieder und zerstörten ihre Wohnstätten. Im Ganzen sollen damals über 8000 Menschen umgekommen sein.

Die Aufhebung des Ediktes von Nantes durch Ludwig XIV. im Jahr 1685 traf nicht nur die Hugenotten, sondern auch die Waldenser. Unter dem Einfluß Ludwigs erließ der Herzog von Piemont, Viktor Amadeus II., ein Verbot der Ausübung der evangelischen Religion, das auch die Niederreißung

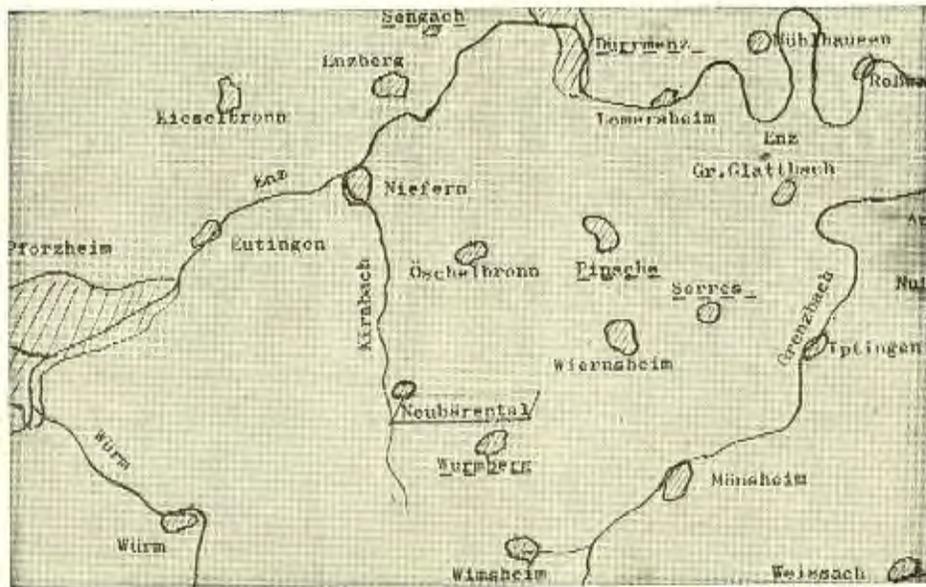


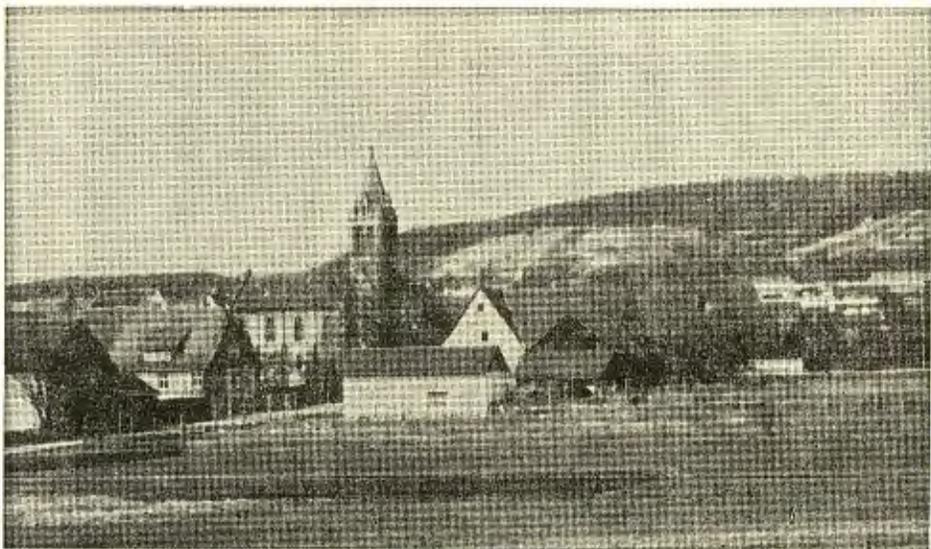
Neubärental

Geistesbewegung der Aufklärung, die am Ende des 17. Jahrhunderts entstand, definierte Emanuel Kant als den „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“. Diese Unmündigkeit ist die Ursache all dieser Übel, Zwänge, Unterdrückungen, Greuelthaten gegen Menschen, die nicht etwa Verbrecher waren, sondern nur nach ihrer Überzeugung denken und leben wollten. Sie ist auch heute noch Ursache weltweiter Mißstände im religiösen und politischen Leben der Menschen.

Was ist nun in Bärental geschehen? Im Jahr 1712 trat dort der junge Theologe Jakob Beck als kleiner Reformator seiner Gemeinde auf und hat einige Familien für den reformierten Glauben gewonnen. Diese „gefährliche Ketzerei“ blieb nicht ungeahndet. Beck wurde nach Konstanz, dem damaligen Sitz des Bistums gebracht und von einer Kommission, die aus Jesuiten bestand, verhört. Das Ergebnis dieser peinlichen Befragung war eine erzwungene Generalbeichte. Aber vier Jahre später predigte Jakob Beck wieder den neuen Glauben in Bärental. Während der Haft in Konstanz lernte er einen Pastor Ulrich aus Zürich und den Geistlichen Hochstätter aus Tuttingen kennen, die ihn jetzt in seinem Wirken unterstützten. Als die Zahl der Sympathisanten immer größer wurde, griff diesmal eine staatliche Stelle ein. Am 19. Februar 1719 wurde Beck vom vorderösterreichischen Obervogteiamt Spaichingen, das die Hohe Gerichtsbarkeit innehatte, mit vier Anhängern abgeführt und in Spaichingen gefangen gesetzt. Nach einem lange andauernden Verhör gelobten drei der

temberg, dessen Land schon seit der Reformation evangelisch war, bot den Bärentaler Glaubensgenossen Land und Siedlungsplatz in Mönshausen im Oberamt Leonberg an. So kam es zu dem Auszug von rund 70 Bewohnern in Bärental. Der angewiesene Platz in der Gemeinde Mönshausen wurde ihnen aber bald zu klein, so daß sie Ausschau hielten nach einer besse-





Schönenberg

Fotos: Wedler

der reformierten Kirchen und den Übertritt aller Reformierten in die katholische Kirche befahl. Der Widerstand zerbrach, aber die Waldenser erreichten wenigstens die Erlaubnis der Auswanderung in die Schweiz. Nach einer dramatischen und ruhmreichen Rückkehr im Sommer 1689 vom Genfer See aus über fünf Alpenpässe in die heimatlichen kottischen Alpentäler des Piemont und den darauffolgenden schweren Kämpfen mit den Franzosen, folgten nur sechs Jahre des friedlichen Aufbaues. Schon 1698 mußten 3000 Waldenser wieder den Gang in die Verbannung antreten. Ihr Anführer und Priester Henri Arnaud brachte sie zuerst nach Genf, und im Sommer 1699 wurden sie in Hessen, Baden und Württemberg aufgenommen. In ihrer Heimat aber mußten die Zurückgebliebenen nach einer sechshundertjährigen Unterdrückung noch 50 Jahre (bis 1848) warten, bis auch ihnen die Gleichberechtigung zugestanden wurde.

In unserem Land sind ihnen, auch von Eberhard Ludwig, Plätze und Land angewiesen worden, das in den Franzosenkrie-

gen verwüstet wurde. Die Namen dieser Gemeinden sind oft dieselben wie die der piemontesischen Heimat: Villars, Corres, Sengach, Pinache, Perouse und Serres. Andere zogen in vorhandene Dörfer ein und erhielten einen Teil der Gemarkung zugewiesen, so in Wurmberg, Otisheim, Dürrenz u. a. Das Dorf Schönenberg gründete 1699 Henri Arnaud selbst, wo er als Pfarrer wirkte und 1721 dort verstarb. Sein Grab und Denkmal ist in der erneuerten Peterskirche zu sehen, und ein Museum dort zeigt Erinnerungsstücke und Bilder aus der Geschichte der Waldenser. Die Einführung der Kartoffel und der Luzerne in Württemberg und Tabak- und Maulbeerpflanzungen gehen auf die Waldenser zurück.

Auch andere Länder, wie die Schweiz, die Pfalz, Hessen, Nassau und Brandenburg nahmen Waldenser auf, die dort, wie in Württemberg, ihren inneren Frieden finden konnten. Sprache, Tracht und Gottesdienst unterschieden sie früher noch von den anderen Protestanten, heute sind sie vollkommen assimiliert.

Haus und Hof in Nusplingen

von Curt Winkler

Betritt man ein altes Haus in Nusplingen oder auf dem Heuberg, gelangt man durch die Haustür in den Hausgang oder „Hausern“, der in der Regel Wohnraum und Stall voneinander trennt. Nicht selten war im Hausgang der „Käerschlag“, eine Falltür, durch die man in den „Käer“ (Keller) gelangte. In alten Häusern findet man ihn heute noch.

Das Hauptwohngefaß ist die Stube, meist niedrig und nicht besonders hell. Wände und Decken sind fast immer geweißelt, selten getäfert, heute meist, wie überall, tapeziert. Das Weißeln geschah häufig am Karfreitag. In der Fensterecke stand der große Tisch, denn die Zahl der Kinder war oft nicht ganz unbedeutend. Um den Tisch waren gegen die Wand hin Bänke mit hölzernen Rücklehnen aufgestellt, manchmal mit aufklappbarem Sitz zur Aufbewahrung der Kinder- und Werktagkleider und einem „Schuhbrett“ unter dem Sitz, auf das die Schuhe gestellt wurden (daher öfters auch die Bezeichnung „Schuhbänke“). Der Tischwinkel war als Herrgottswinkel ausgestaltet, mit Bildtafeln und einem Kreuz, über dessen Querbalken eine „Palme“ (Tuya) oder ein Teil der „Weihbuschel“ (Kräuter und Gemüse, die an der Kräuterweiheung geweiht wurden) gesteckt war.

Das zweite Hauptstück in der Stube war der große eiserne oder irdene Ofen. Er wurde meistens von der Küche aus geheizt. Auf dem Ofenrähmle oder im Ofenlöchle standen meist ein Hafen mit Milch oder Kraut. Manchmal war der freie Raum unter dem Ofen auch mit einem Gitter umgeben, in dem eine Turteltaube eingesperrt war. Oben um den Ofen herum liefen die an der Decke befestigten Ofenstänge, die zum Aufhängen der Wäsche

oder nasser Kleider dienten. Vor oder neben dem Ofen stand die Ofenbank. Oft lief vom Ofen aus an der Wand entlang die „Kaust“. Sie bildete eine aus Kacheln zusammengesetzte vierkantige Röhre und diente im Winter als warmer Sitz, war aber auch den „Schwabern“ ein willkommener Aufenthaltsort. In der Nähe des Ofens stand das Kanapee mit einem Spreuersack. Meist stand in der Stube auch noch eine Kommode, das Schränkke für allerlei Zwecke, besonders für die schriftlichen Sachen. Ganz früher war in der Küchenwand noch eine Nische, das sogenannte Kienöfele, eingelassen. Ein Abzugsloch für den Rauch ging in die Küche.

Als Licht brannte man den Kienspan. An den Winterabenden rückte man dann an das Kienöfele. Wurde es nicht benutzt, konnte es mit einem Eisenblechschieber geschlossen werden.

Von der Stube aus gelangt man in die Kammer. Die Kinder sagen meist in der Laubenkammer, das ist das Zimmer, das über dem Stall eingerichtet wurde. Die Kammer. Die Kinder lagen meist in der lade war der Stroh- oder Laubsack, auf dem das „Helbaunterbett“ (aus den Außenspelzen des Hafers) lag.

In der Küche stand der gemauerte Herd und über ihm der rußige Rauchfang. Ähnlich wie in der Stube war in der Wand neben dem Herd eine kleine Nische, das „Kuchelöchle“, in dem vor langer Zeit der Kienspan, später das Raps- und Erdöllichte zur dürftigen Erhellung der Küche brannte.

Auf der Bühne waren die „Fruchtdoten“, Fruchtkästen, aufgeschlagen, daneben der Lagerplatz für Holz und Reis. Neben dem Hausern läuft quer durch das ganze Haus der Stall. Die Ställe sind schmal, nieder u. düster. Unter dem Stallboden ist das „Dohlenloch“ (Güllenloch). Infolge dessen sind die Ställe meist dumpf und etwas muffig. Die Hühner steigen auf dem „Hennenleiterle“ durch das Stallfenster in die „Hennensteig“. An den Stall schließt sich die Scheuer an. Der Boden bestand aus gestampftem Lehm, heute ist er mit Holzdielen belegt. Über der Scheuer ist der Heustall, darüber die „Oberta“ (Urbet) u. schließlich s'Gräch in der Spitz. Unter dem First haust das Gräch- oder Scheibenmännle, so genannt nach der Rolle, auf der das Obertaseil liegt. Mit dem Scheibenmännle jagt man den Kindern Angst ein, damit sie wegen der großen Absturzgefahr nicht hinaufsteigen.

Der Hofraum oder die „Hofraide“ ist meist klein, denn der Heuberge muß mit seinem Boden hausen. Die Beleuchtung lag natürlich im argen. Das Feuer schlug man. Wie bereits erwähnt, brannte man ursprünglich in Stube und Küche den Kienspan, der aber auch gleichzeitig zum Anzünden des Herdes und Ofenfeuer verwendet wurde. Später brannte man kleine Raps- und Erdöllichte, die man gewöhnlich auf einen Scheffel stellte und wie üblich mit der Lichtputzschere reinigte.

Haigerloch im Mittelalter

Von Fritz Scheerer

Die zwischen zwei gegenüberliegenden Felsenzungen im Eyachtal eingezwängte Stadt Haigerloch, vielfach auch die „Perle Hohenzollerns“ genannt, verliert sich in der Volksschriftsteller Hansjakob mit einem alten Märchenbild. Das reizvolle Schloß und die 1584 begonnene Schloßkirche auf schroffen Felsen der rechten Seite der Eyach, der massive „Römerturm“ (Oberstadtturm) auf der anderen Seite und dazwischen die alten Winkel und Gäßchen mit ihren Häusern, die in der Oberstadt auf engstem Raum dicht gedrängt an den Felsen kleben, zu denen sich noch in der Pfingstzeit blühende Fliederbüsche an den Halden und Felsen gesellen, schaffen ein malerisches Bild von ganz besonderem Reiz. Dazu kommen großartige Kultur- und Kunstdenkmäler, die auf die Vergangenheit der Stadt hinweisen (St. Anna, Schloßkirche usw.).

Der Name Haigerloch wird erstmals 1095 in der Notitia foundationis, der Gründungsurkunde des Klosters St. Georgen im Schwarzwald, erwähnt: In „castro (Burg) Heigerloch super reliquis martyris St. Georgii“ wird die Übergabe von Gütern bei

Wilflingen am Fuße des Oberhohenbergs an das Kloster von einer Anzahl Adelliger bezeugt, u. a. von Arnold von Owingen, Arnold von Kirchberg, Adalbert von Weildorf und Mangold von Anhausen (abg. im „Kühlen Grund“ bei Ostdorf).

Das Stadtbild von Haigerloch weist heute noch zwei unterschiedliche Bestandteile auf: die Unterstadt im Talkessel am Fuße des Schloßbergs und die Oberstadt auf der Bergzunge. Beide lehnten sich an eine Burg an. Der wuchtige „Römerturm“ ist der einstige Bergfried einer in seiner Nähe gestandenen Burg, die 1095 erstmals erwähnt wird, während das Schloß auf scharfer Felszunge an der Stelle einer nicht viel jüngeren Burg steht. F. X. Hodler (Geschichte des Oberamts Haigerloch, 1928) nahm so eine Doppelstadt an. Diese Doppelstadt-These wird aber neuerdings von Elmar Blessing (Stadt und Herrschaft Haigerloch, 1974) bestritten, es gebe „keine urkundlichen Belege“ dafür. Fest steht, daß Haigerloch wie Ebingen, Rottenburg usw. durch die Hohenberger im 13. Jahrhundert Stadtrechte erlangt hat. 1237 erscheinen als Zeugen „H. scultetus (Schultheiß) de haigerloch und cives in H.“ (Mon. Hohenb. Nr. 29, S. 13). Der Minnesänger Albert II. von Hohenberg spricht in einer Urkunde von 1296 von einem Haus, das Bertold von Wellendingen, sein Diener, in der „neuen Stadt zu Haigerloch in dem Haage“ gebaut hat. Das „Haag“ lag in der Oberstadt. Zudem war Ende des Mittelalters die Stadt kirchlich geteilt: die Kapelle der Unterstadt (St. Nikolaus) zählte zur Pfarrei Trillfingen, die St. Ulrichskapelle der Oberstadt zur Pfarrei Weildorf (s. unten). 1360 hatte Haigerloch zwei Schultheißen. Ursula, die Witwe des Grafen Hugo von Hohenberg, erhielt dann 1354 als Pfänder Ebingen und Haigerloch die Burg und die obere und niedere Stadt (Mon. Hoh. Nr. 513, S. 458). Es ist im 15. Jahrhundert nur noch von einer Burg, vom „sloß“, von „unserem sloß“, die Rede, also vom Schloß auf der rechten Seite der Eyach. Es hat demnach damals nur ein Gemeinwesen bestanden.

Gründer einer der Burgen waren die Grafen von Haigerloch. Ungefähr 1080-1101 ist ein Adalbert von Haigerloch bezeugt, der sich nach Wieseneck im Dreisamtal (Breisgau) nannte („castrum dictum Wisenecke“, 1111). Dieser Adalbert von Haigerloch ist aber nach Jänichen nicht identisch mit Adalbert von Zollern, dem Mitstifter des Klosters Alpirsbach, wie lange angenommen wurde (Hohenz. Jahreshefte 1961). Die Alpirsbacher Stiftung erfolgte bekanntlich in Rottweil und nicht in Haigerloch, in dem beispielsweise 1095 die Mönche von St. Georgen die Reliquien des Heiligen Georg nach Haigerloch übergeben haben. Der Bruder Adalberts von Haigerloch, Bruno von Wieseneck (1096-1126), Domherr in Straßburg, gründete zwischen den Jahren 1115 und 1118 das Kloster St. Märgen, das er mit Augustiner-Chorherren aus Lothringen besetzte und nicht mit gregorianisch eingestellten Mönchen Hirsauer Prägung, wie es damals allgemein üblich war.

Die Rechte, die die Haigerlocher Grafen im Breisgau, um Schaffhausen und um Haigerloch besaßen, gingen um 1170 an die Grafen von Hohenberg als ihre Erben über. Diese hatten dann hier bis um 1400 Besitz. Damit war im 12. Jahrhundert auch Haigerloch an die Hohenberger gekommen. In der Zeit von 1268 bis 1286 tobten Kämpfe zwischen den Zollern und Hohenbergern, bei denen es vermutlich auch um den Besitz von Haigerloch ging. Schon 1253 fällt auf, daß kein Hohenberger bei der feierlichen Übergabe der Schirmvogtei des Klosters Beuron an den Vetter Friedrich von Zollern anwesend war. An Allerheiligen 1267 kam es bei Haigerloch zu einem scharfen Treffen der beiden Linien. Die Sindelfinger Chronik schreibt den Zollern den Sieg zu, während eine St. Georger

Quelle den Sieg den Grafen von Hohenberg zugedacht hat. Die Tatsache, daß die Hohenberger nach dieser Schlacht erneut als Herren von Haigerloch auftreten, spricht für ihren Sieg, ebenso die Tatsache, daß die von den Zollern um 1250 gegründete Stadt Schömberg bereits 1268 in der Hand der Hohenberger war (WUB. 6 Nr. 2022). Sehr wahrscheinlich waren die Ursachen des Streites Erbstreitigkeiten. 1286 kam es nochmals bei Balingen zum Kampf. Erst durch Vermittlung Rudolfs von Habsburg, dem Schwager Alberts II. von Hohenberg, konnte bei dessen Aufenthalt auf der Burg Hohenberg an Weihnachten 1286 der Streit beigelegt werden.

Nach verschiedenen Verpfändungen, auch von den andern hohenbergischen Gebieten, wurde 1381 die hohenbergische Herrschaft um 66 000 Goldgulden von Graf Rudolf III. an Herzog Leopold von Österreich verkauft. Gegenstand des Verkaufs waren die Grafschaften Nieder- und Oberhohenberg, alle Grafschaften und Herrschaften, die Festen (Hohenberg mit Städtlein, Kallenberg, Werenwag, Wehingen, Neckarburg, Waseneck, Wehrstein, Isenburg, Urnburg, Rottenburg, Haigerloch „die vestin und baide stätt“), die Städte (Schömberg, Nusplingen, Fridingen, Oberndorf, Ow, Horb, Rottenburg, Binsdorf, Ebingen, Dornstetten usw.), Land und Leute des Grafen Rudolf „mit allem Zubehör“. Tatsächlich blieb aber die Herrschaft beinahe immer verpfändet (an die Herren von Hailfingen, die Grafen von Sulz, den Markgrafen von Baden, die Herren von Weitingen, die Grafen von Württemberg). Erst 1488 wurde die Herrschaft von Herzog Sigmund wieder eingelöst. Er wieder trat sie mit den vorderösterreichischen Landen 1490 an König Maximilian ab. Endlich 1497 konnte Graf Eitelriedrich II. von Zollern die ganze Herrschaft von König Maximilian gegen die Herrschaft Rätzens eintauschen, die durch Verheiratung seines Großvaters mit Ursula von Rätzens an Zollern gekommen war. Von da an ging Haigerloch dem Hause Zollern nicht wieder verloren, abgesehen von einer vorübergehenden Entfremdung im 30jährigen Krieg.

Das mittelalterliche Stadtbild

Im Namen der Stadt Haigerloch bietet der 2. Teil „loch“ keine Schwierigkeiten der Erklärung. Allgemein wird er als Wald, Gehölz (ahd. loh = Waldwiese, lichter Hain) gedeutet. Anders ist es bei dem 1. Teil des Namens (haiger). Dieser ist umstritten. Er wird von verschiedenen Forschern als Einfriedung, Hecke, befestigter Platz erklärt und von „hag“ = Zaun abgeleitet, so daß Haigerloch „gehegter, befestigter Waldplatz“ bedeuten würde. Hodler bringt ihn in Verbindung mit dem „Haglegau“ und „Haag“ und deutet ihn als einen mit einer Hecke besetzten Platz. Er schreibt: „So mag das Haag in Haigerloch ein mit Mauern umgebenes Gehöft für das Militär gewesen sein“. Mittelalterliche Quellen geben über die Herkunft des Namens Auskunft, z. B. 1472 „zwo jucharten stossen vornen an das haigerloch“ (Urbar 1472) oder 1547 „zelg im haygerloch“. Der Name wird hier als Flurnamen verwendet wie die Zelgnamen „Owenloch“ und „Withau“ (=Waldgebiete), die in der Nähe lagen. G. Buck deutet den Namen als „Reiherwald“.

Fortsetzung folgt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Weinbau im Eyachgebiet

(Schluß)

Als Kuriosum des Weinbaus in unserer Gegend darf verzeichnet werden, daß 1562 Herzog Christoph von Württemberg aus Veranlassung eines am 2. August in Stuttgart stattgefundenen Hagelwelters eigenhändig an die Wand seines Zimmers geschrieben haben soll: „Balingen hat das Jahr mehr Zehndwein geben / Als Stuatgart mit synyen vielen Reben; / Nit eine Kelter ist uffgangen / Ob Evas bösen Weiberschlangen“.

Was die Qualität des bei uns angebauten Weines anbelangt, wird man ihn nicht ohne Einschränkung gelobt haben. Zweifellos hat er wie anderwärts (Reutlingen!) zu vielen Witzeleien Anlaß gegeben und dürfte er sicher „a bißle räb“ geschmeckt haben. Ungezuckert wird er in geringeren Jahrgängen nicht gerade zum Genießen eingeladen haben. Aber die Kenntnis des Weins ist eine Wissenschaft für sich! Doch der Genuß eines mit viel Liebe gezüchteten eigenen Gewächses war bestimmt eine fast feierliche Sache, bei der man die Sorgen des Alltags vorübergehend vergaß und in zärtlicher Liebe der heimatischen Gefilde gedachte, die diesen Tropfen reifen ließen.

Inhaltsverzeichnis 1978

Die Römer auf dem Kleinen Heuberg (Fritz Scheerer)	145/147
Der Orden von dem Goldenen Vlies (Kurt Wedler)	147/148
Eine Wanderung durch den Randen und über die Berge des Klettgau (Karl Maier)	148, 152
Bohnerz auf der Südwestalb (Fritz Scheerer)	149
Eine lustige Anekdote aus der Zimmernschen Chronik (Kurt Wedler)	149/150
Zum 125. Jubiläum der Ebinger Feuerwehr (Dr. Walter Stettner)	150/152
Vesperbilder in unseren Kirchen (Kurt Wedler)	153/154
Von den Fluren um Tailfingen (Fritz Scheerer)	154/156, 164
Zum Kaisertum Ottos IV. (Friedrich Roemer)	157/159, 162/164, 167/168
Die Kirche zu Weilheim bei Balingen (Fritz Scheerer)	159/160
Besitzungen des Klosters Beuron in unserer Gegend (Fritz Scheerer)	161/162, 165/167
Aus der Chronik des Balingen Stadtschultheißen Eisele (Fritz Scheerer)	163, 172
Hundert Jahre Eisenbahn Balingen-Sigmaringen (Dr. Walter Stettner)	169/170, 173/176
Die Herzöge von Urslingen (Fritz Scheerer)	171
Zur Geschichte der Peterskirche in Nusplingen (Fritz Scheerer)	176/178
Großfeuer in Binsdorf (Gertrud Pauli)	178/179
50 Jahre Nägelehaus. Ein Blick in die Gästebücher (Alfred Munz)	179/180, 184
„Kemmen“ — ein bemerkenswerter Tailfinger Straßename (Hermann Bürker)	181/182
Die Weißjura-Beta-Schichtfläche in unserer Gegend (Fritz Scheerer)	182/183
Familiennamen in und um Rosenfeld (Walburga Tafel)	183/184, 186/187
„Von menschlicher Proportion“ (Rudolf Kerndter)	185/186
Von der Herkunft unserer Gemüsepflanzen (Hans-Dieter Stoffler)	186
Weinbau im Eyachgebiet (Fritz Scheerer)	187/188
Glaubenskämpfe in acht Jahrhunderten (Kurt Wedler)	189
Haus und Hof in Nusplingen	(191)
Haigerloch im Mittelalter	(191)
Schuppenwurz (156), Schlüsselblume (160), Steinröschen (164), Gänsefingerkraut (168), Geißklee (176), Scheidenkronwicke (172), Bergklee (180), Bleiche Weide (184). Von Fritz Scheerer.	